This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

26263
62

Digitized by Google

26263.62

Harvard College Library.

FROM THE

MARY OSGOOD LEGACY.

"To purchase such books as shall be most needed for the College Library, so as best to promote the objects of the College."

Received July 28, 1900

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Trachten, Sitten, Bräuche und Sagen

in der Ortenau und im Kinzigthal

von

J. J. Hoffmann.

I. Abschnitt.

Trachten, Sitten und Bräuche.

Lahr i. B.
Druck und Verlag von Chr. Schömperlen, Nachf. Herm. Haßler.
1899.

Digitized by Google

26263,62

HARVARD COLLEGE
JUL 28 1960
LIBRARY.

Mary Osgood fund
(I)

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck auch im Auszug verboten.

995

Digitized by Google

A. Trachten, Sitten und Bräuche im Amtsbezirk Wolfach.

I. Volkstrachten im Amtsbezirk Wolfach.

„Selbst gesponnen, selbst gemacht, Giebt die schönste Bauerntracht!“ so lautete der Wahlspruch, der Jahrhunderte lang bei dem kernhaften, gesunden und naturwüchsigen Wäldervolk in Brauch und Ehren stand und Familie und Gemeinde Zufriedenheit und behäbigen Wohlstand sicherte.

Wie aber der fortschreitenden Kultur, den neuzeitlichen Sitten und Unsitten so manches altehrwürdige Stück Volkspoesie nach und nach zum Opfer fiel, und durch neumodischen Firlefanz ersetzt oder gar ganz verloren ging, so kam auch allmählich das altangestammte „Häs“, die malerisch schöne Tracht der Altvordern, landauf und ab immer mehr in Abgang, erst bei den Mannsleuten, und dann teilweise auch bei den „Wiewersvölkern“, vorerst draußen auf dem Lande, in der Ebene und den kleinen Städten. Nur in den Hochthälern und im Gebirge zerstreuten Zinken und Höfen hat sich die alte heimische Tracht auch bis in die neueste Zeit noch ganz oder teilweise erhalten und tritt solche am reinsten noch in einzelnen Dörfern des Wolfacher Bezirks auf. Obwohl nun jedes Thal, ja fast jeder Ort bezüglich der Tracht seine besonderen Eigentümlichkeiten aufweist, sind es im Wolfacher Bezirk namentlich zwei größere Thalgemeinden, welche in malerischer Tracht die Norm bilden.

Es sind dies Gutach und Schapbach. Ersteres repräsentiert die protestantische, letzteres die katholische Bekleidungsweise. Während in den protestantischen Trachten mehr das Ernste, Dunkle, also vorweg Schwarz vorherrscht, begegnet man in den katholischen Orten ausnahmslos hellen, bunten Farben. Rot sind fast durchweg die kurzen Röcke der schmucken Töchter des Schapbacherthales. Aber auch himmelblau und smaragdgrün zählt zu den Lieblingsfarben.

Im Gutacher Thale treffen wir die eigentümlichen weißen Bollenhüte der „Wiewersvölkere“ mit den dicken, roten, wollenen Blumen darauf und die dunkeln, steifen, vielfaltigen Röcke mit kurzer Taille. Der Gutacher ähnlich ist die Kirnbacher Tracht. Auch hier tragen die Weiber den flachen, tellerförmigen Hut mit schwarzen Bollen.

Im Schapbacher Thal tragen die Frauen an Sonn- und Feiertagen, sowie bei festlichen oder außerordentlichen Veranlassungen schwarze Hauben — sogenannte Kappen — welche vorn einen feinen, schwarzen Spitzenbesatz (Halbschleier), hinten einen teuern, golddurchwirkten Boden (Kappendeckel) haben. An Trauerkappen ist dieser Deckel schwarz. Ueber Kappe und Ohren wird im Winter ein handbreit zusammengefaltetes Taschentuch gebunden, je nach den Verhältnissen aus Seide oder Baumwolle.

Digitized by Google

Auf manchen Bildern sieht man Schapbacher Frauen auch mit gelbem Strohhut, der mit roten Wollrosen geschmückt ist, abgebildet. Dieser ist aber jetzt völlig in Abgang gekommen. Im Sommer tragen Frauen und Mädchen einen breiten, aber ganz flachen Strohhut, der zugleich als Regen- und Sonnenschirm (Räge- und Sunnedächli) dient. Desgleichen tragen sie ein nach oben offenes, kurzes Mieder, welches am untersten Ende zusammengehalten wird. Der untere Saum desselben läuft in einen eng anschließenden, fingersdicken Gurt (Wulst) aus, welcher den Rock zu tragen hat. Unter diesem Gurt hängen beiderseits die Zipfel des bunten Halstuches hervor, welches vorn kreuzweise über die Brust geschlungen wird und worüber sich ein breiter weißer Spitzenkragen legt.

Die Hemdärmel sind weit, kurz und schließen mit einem engen Spitzensaum. Der Rücken des Mieders (Leible) besteht aus einem buntfarbigen Stoffe. Schulter und Brust sind mit roten Schleifen und die Verschnürung durch hübsche Bänder verziert. An den Sonntagen, sowie im Winter kommt dazu ein schwarzer Spenzer, ein roter, blauer oder auch andersfarbiger Rock, helle gestreifte (blaue oder grüne) Schürze (Fürtuch genannt) mit breitem Schurzbande, blaue, rotgezwickelte Strümpfe und Laschenschuhe.

Am „Fäscht" (Patrocinium, „Lieber-Herrgottstag" (Fronleichnam) den „Monatssonntagen" (erster Sonntag eines jeden Monats), den „Frauentagen" (Marienfeiertagen), sowie bei Prozessionen, Bauernhochzeiten und Jungfernbegräbnissen) tragen die Mädchen den jungfräulichen Ehrenschmuck, das „Tschäppl". Es ist dies eine niedliche Krone von Perlen und Glaskrystallen, welche durch zwei rote Bänder und eine Nadel auf dem Kopfe befestigt ist. Die Enden der frei über den Rücken herabhängenden Zöpfe sind mit gelben Schlüpfchen geziert, während die breiten roten Tschäpplbänder fast bis zum Boden herabreichen. Beim Begräbnis einer Jungfrau erscheinen die Tschäppljungfern in weißen Schürzen mit weißen Bändern. Frauen und Mädchen (Wiewersvölker) schlingen die Zöpfe kranzförmig um den Kopf. Während des Brautstandes hängen die Flechten frei über den Rücken herab.

Die Tracht der Männer, „das Häs", besteht aus schmalkrempigem, halbhohem, schwarzem Filzhut, schwarzem Halstuch, steifem, aufrechtstehendem Hemdkragen, früher roteingefaßter, dunkelgrauer, jetzt gewöhnlich schwarzer Tuchjuppe oder rotbraunem gestricktem Tschoben, karrierter (früher roter) Weste (Schillee genannt), schwarzen Kniehosen, weißen oder blauen Strümpfen und kurzen Stiefeln oder Laschenschuhen.

An Festtagen tragen die Mannsleut einen langen schwarzen Rock mit farbigem Futter. Trägt der Bauer Laschenschuhe, so schließen die Hosen dicht unter den Knieen mit einer Schleife ab, trägt er dagegen Stiefel, so sind diesen an der Außenseite der Strupfen mit den Hosen zusammengeknüpft. Wie in der Gemeinde Schapbach, so ist die Tracht durchweg im ganzen Schapbacherthale dieselbe. Bei den Bewohnern entlegener Höfe tritt sie aber am reinsten, und bei den Weibern allgemeiner als bei den Männern auf. Ueberhaupt ist die eigentliche Volkstracht in den Städten sowie in den Orten gegen das mittlere und vordere Kinzigthal teils ganz oder doch größtenteils verschwunden.

Digitized by Google

In Vollenbach z. B. hängen die Frauenspersonen fast allgemein noch fest an ihrer alten Tracht, während die Mannsleute mit wenigen Ausnahmen moderne Kleider tragen.

In Einbach tragen die Männer und ledigen Burschen an gewöhnlichen Sonntagen einen kurzen, blauen Tuchtschoben (Wams), erstere aber an Festtagen einen Tuchrock mit aufgestelltem Kragen, kurzer Taille und langen Schössen, innen mit hochrotem Stoffe ausgefüttert. Dazu lange Hosen und als Kopfbedeckung einen runden, schwarzen Filzhut, sowie Stiefel als Fußbekleidung.

Die Frauen und Mädchen kleiden sich an Sonntagen mit blauem Baumwollrock, einem Tuchtschoben, einem gewöhnlichen, buntseidenen Halstuch und schwarzer oder blauer Schürze, dazu kommt bei den Frauen eine schwarze Spitzenhaube. Fußbekleidung: im Sommer weiße, im Winter dagegen blaue Strümpfe mit roter Einstrickung an den Seiten und ausgeschnittene Schuhe. An Festtagen und bei feierlichen Gelegenheiten statt des blauen Baumwollrockes einen schwarzen Tuchrock, rotseidenes Halstuch mit eingewobenen Blumen, dazu eine Spitzenhaube mit Gold und Silber durchwirktem sogen. Kappendeckel.

In Fischerbach ist die Kleidung bei den Mannspersonen meistens halbstädtisch, nur die „Bauern" erscheinen noch an Festtagen im roteingefaßten Sammetfrack und dem breiten schwarzen Wollhut.

Die weibliche Tracht, welche fast ausnahmslos getragen wird, besteht aus einem schwarzen Kaschmirkleid, wovon der Rock, der an einem ärmellosen Leibchen getragen wird, vom untern Ende des Brustbeines und der Schulterblätter bis etwas oberhalb der Knöchel reicht, während Brust und Arme von einer kurzen, enganschließenden Jacke (Tschoben) bekleidet werden. Sind Jacke und Rock zusammengenäht, entsteht das „ganze Kleid". Um den Hals wird über dem Tschoben ein leichtes weißes Spitzenhalstuch gelegt, welches vorn von einer Brosche gehalten wird. Darüber kommt ein großes rotes oder bei Trauerzeit ein schwarzes Seidenhalstuch. Außerdem werden schwarze oder blaue, zuweilen auch grüne Schürzen, weiße Strümpfe und Halbschuhe getragen.

Nur die Frauen tragen eine Kopfbedeckung, nämlich an Festtagen das Goldkäppchen und sonst gewöhnlich ein kleines schwarzes Häubchen. Wie bereits erwähnt, ist für protestantische Bekleidungsweise ausschlaggebend:

Die Tracht in Gutach.

Die Männer tragen einen langen Rock oder „Kittel", der aus schwarzem Sammet gefertigt und mit scharlachrotem Wollstoff ausgefüttert ist. Er ist auf der Rückseite ausgeschlitzt bis hinauf zur Taille. Einen Kragen hat der Rock nicht und statt der Knöpfe dienen Haften zum Schließen.

Die schwarzsamtene Weste mit breitem Stehkragen hat zwei Reihen schwarzer Hornknöpfe und wird bis an den Hals geschlossen getragen. Der Hemdkragen ist breit, am Rande fein ausgezackt und wird umgeschlagen. Die Kopfbedeckung ist ein schwarzer Filzhut.

Die Kleidungsstücke der Frau heißen zusammen „Häs". Der Tschoben aus schwarzem Tuch ist ebenfalls rot ausgefüttert. Die Aermel sind sehr eng. Am untern Ende der Rückennaht, sowie an den zwei Seitennähten

Digitized by Google

sind je zwei schraubenartige Fältchen angebracht, sog. „Schlößlein". Der Rock ist aus „Wiefel" gefertigt. Dies ist ein Gewebe aus Hanfgarn mit wollenem Zettel. Es wird geleimt und dann schwarz gefärbt. Dadurch wird der Stoff glänzend und steif, ist aber gegen Nässe sehr empfindlich. Oben ist der Rock in viele kleine, zweifach gefaßte Fältchen gelegt. Das Leibchen aus Samt mit eingewobenen bunten Blümchen aus Seide ist an den Rock angenäht und wird an der linken Seite mit Haften geschlossen. Der obere, ausgeschnittene Teil des Leibchens wird durch einen viereckigen Halskragen, (Koller), gedeckt. Die Bauschärmel des Hemdes werden oberhalb des Ellenbogens gebunden. Für gewöhnlich werden blaue Strümpfe getragen, bei feierlichen Anlässen aber weiße, welche aus Wolle und den Haaren des Seidenhasen gefertigt sind. Die Schuhe oder „Watsche" haben keinen Absatz und sind auf der Oberseite soweit ausgeschnitten, daß nur die Zehen vom Oberleder bedeckt werden.

Als Kopfbedeckung dient eine schwarzseidene, vorn mit einer handbreiten Spitze versehene Kappe. Die Spitze geht über die Stirne hinaus und ist an den Seiten unten ausgeschweift. Auf dieser Kappe tragen sie einen Hut aus Stroh geflochten und mit weißer Farbe bestrichen. Auf dem Dach des Hutes befinden sich 11 rote oder schwarze Wollrosen, auch „Bollen" genannt. Verheiratete Frauen dürfen nur Hüte mit schwarzen Rosen tragen, auch müssen sie das Haar in einen Knoten verschlungen am Hinterkopfe aufstecken. Jungfrauen setzen bei feierlichen Gelegenheiten, hie und da auch beim Kirchgang, statt der weißen, rote Hüte auf. Das Haar tragen sie in Zöpfen, in denen blaue, fast bis auf den Boden reichende Bänder eingeflochten sind.

In Haslach und Hausach ist von einer Ortstracht kaum mehr die Rede.

Zu Hofstetten wird solche vom weiblichen Geschlechte, namentlich bei festlichen Veranlassungen (Hochzeiten ꝛc.) noch getragen.

Die Weibertracht zu Kaltbrunn-Wittichen ist der in Schapbach ziemlich ähnlich. Beim männlichen Geschlechte trifft man solche jedoch nur vereinzelt, hauptsächlich noch bei Hofbauern. Dasselbe gilt auch für Kinzigthal (Halbmeil, Langenbach, St. Roman). — Siehe Schapbacherthal.

Die Volkstracht zu Kirnbach ist fast ganz die gleiche wie im Gutacherthal. Außer dem weißen Bollenhut tragen die Mädchen mitunter auch das Tschäppl, welches aber zum Unterschied von den Schapbachern aus buntfarbigen Glasperlen mit bunten Bändern besteht und viel größer ist als ersteres.

Auf dem Kniebis tragen nur die aus den umliegenden Thälern dorthin verpflanzten „Wiewersvölkere" ihre heimische Ortstracht (meist Rippoldsauer).

Am reinsten hat sich die Volkstracht zu Lehengericht (Hinterlehengericht) erhalten. Die Jungfrauen tragen bei besonderen Festlichkeiten ebenfalls ein Tschäppl, dem Kirnbacher ähnlich und bestehend aus einer mit Perlen, farbigen Steinen und Flittergold zusammengesetzten Krone, deren unterer Durchmesser etwa 15 cm, und der obere zirka 20 cm mißt. Die aus schwarzem „Wiefel" selbst hergestellten Röcke bestehen aus einem Leinwandstoffe mit wollenem Eintrag, der von den Frauen selbst verfertigt wird. Die Röcke sind gewöhnlich kurz und der Länge nach gefältelt. Auf dem

Digitized by Google

Rock wird das Koller getragen, das aus seidenem Stoff von verschiedener Farbe gemacht ist. Derselbe wird von einem schwarzen, aus besserm Tuch hergestellten und mit grünem, wollenem Futtertuche versehenem Kittel bedeckt. Auch bei den Männern ist die Festtagskleidung von den an gewöhnlichen Sonntagen getragenen Kleidern wesentlich verschieden. Während an hohen Festtagen lange blaue Tuchhosen, blaue Weste mit gelben Knöpfen und lange schwarze Röcke mit grünem Futter getragen werden, so ist die kurze, blaue Jacke mit gelben Knöpfen der gewöhnliche Sonntagsstaat des Bauern.

In Mühlenbach kleiden sich die Frauen und Mädchen noch nach der Kinzigthäler Tracht; bei den Männern aber sieht man nur noch vereinzelt den langen schwarzen Samtrock.

Oberwolfach und Rippoldsau, im Schapbacherthale gelegen, haben dieselbe Volkstracht wie Schapbach.

Auch in Schenkenzell und Bergzell hält vorab der weibliche Bevölkerungsteil noch treu an der angestammten Wäldertracht (Schapbachertracht), während (die Bauern ausgenommen) die Männer solche, als vermeintlich unzeitgemäß, weniger mehr tragen.

Die Einwohner Schiltachs tragen sich städtisch; nur ganz alte Frauen halten an ihrer alten Schiltacher Tracht fest, bei der das spitzige „Z'hinterefürhäubchen" auffällt.

In Steinach hält die Mehrzahl der Bevölkerung noch fest an der Volkstracht, besonders das weibliche Geschlecht, bei welchem die kurzen Mieder, die hellfarbigen Schürzen und Halstücher, sowie die reichlich verzierten Hauben charakteristisch sind.

Die Bewohner Sulzbachs schließen sich eng an die Volkstracht der umliegenden Gemeinden des hinteren Kinzigthales an.

In Welschensteinach sind die alten Trachten zum Teil noch erhalten. Die Mannsleute tragen Zwilch- oder schwarze Tuchhosen, rote Westen, langen Manchesterrock und schwarzen Hut. Das Festgewand der Weiber besteht aus niederen Bindschuhen, weißen Strümpfen, schwarzem, blauem oder rotem Oberkleid, schwarzer oder dunkelfarbiger Schürze und einem seidenen, farbigen Tuch, das über dem Rücken liegt, über die Schultern geht, vor der Brust sich kreuzt und hinten gebunden wird. An hohen Festtagen tragen die Mädchen noch den Tschäpplkranz. Die verheirateten Frauen tragen noch eine mit Goldschnüren besetzte Kappe.

In der Amtsstadt Wolfach ist die alte, bunte, kleidsame Tracht im Laufe der Zeit unter den Einwohnern vollständig verschwunden.

II. Sitten und Bräuche im Amtsbezirk Wolfach.

Wohl selten ist irgend eine Gegend Deutschlands so reich an althergebrachten Sitten und Bräuchen als der Schwarzwald und hier wieder das Kinzigthal mit seinen verschiedenen aus Norden und Süden her einmündenden Seitenthälern. Betrachten wir dieselben nach dem Laufe des menschlichen Lebens.

Digitized by Google

1. Volksbräuche im Schapbacherthal.

Geburt und Jugendleben.

Sofort nach der Geburt werden die Kinder zur Taufe gebracht. Beim Gang zur Kindstaufe knallen vereinzelt noch Schüsse aus Höfen und Häusern. Vor dem Betreten und nach dem Verlassen der Kirche wird im Kirchhofe vor dem Missionskreuz noch eine kurze Andacht verrichtet durch Abbetung der hl. 5 Wunden und des Glaubens. Früher erhielt der Täufling gewöhnlich den Namen des Tagesheiligen. Nach vollzogener Taufhandlung macht zuerst die Gotti, (Patin) dann der Götti (Pate) mit dem Täufling einen Umgang um den Altar. Dann begiebt sich die ganze Gesellschaft ins Wirtshaus zum Taufschmaus. Der Täufling liegt unterdessen (und oft länger als gut) unter der Obhut der Hebamme, im sog. Herrgottswinkel. Daß nach spät vorgerückter Zeit bei der Heimkehr die Hauptperson vergessen, ja sogar unterwegs verloren wurde, ist auch schon vorgekommen. Etwa vier Wochen darnach findet der Gottigang statt, wobei die Patin den Täufling und dessen Mutter besucht und nach Ortssitte beschenkt (für 6 Batzen Weck, etwas Zucker, Kaffee und Cichorie für die Wöchnerin, sowie ein Nischter (Rosenkranz) 1 neue Silber- und 1 Kupfermünze nebst Geldbeutelchen für das Gottikind.) An Weihnachten oder Ostern folgt das Gottikleid und mit Beginn der Schulpflicht der Gottihut. Ist das Gottikind größer geworden, so holt es sich an den betr. Tagen die „Santaklauswecke" und Ostereier persönlich bei der Gotti.

Oftmals ist für solch einen jungen Wäldersprossen der erste Gang zur Kirche auch der letzte bis zu seinem Schuleintritt. Auf entlegenem Gehöfte, einsam unter wenigen Gespielen aufgewachsen, blickt der kleine Mann scheu und schüchtern umher, wenn er an der Hand der Mutter oder älterem Geschwister zum erstenmale drunten im Dorf zur Schule kommt und giebt seiner Verwunderung Ausdruck, daß außer ihm und der Krummwadentonis Kätheri noch andere Kinder auf der Welt sind und auch gar noch so viele. Doch der Knabe erstarkt und heiteren Mutes überwindet er die Schwierigkeiten des weiten, steilen Weges zur Schule und die Unbilden der Witterung. Schon mit Beginn des 10. Lebensjahres treten Knaben aus Gütlers-, Glegeheits- und Taglöhnersfamilien bei irgend einem Hofbauern in ein Dienstverhältnis (Viehbub, Kühbub oder Unterknechtle). Nehmen wir hier des Rüttenazis Zyriak (bei seinen Kameraden in ortsüblicher Weise kurz der Rüttejox*) genannt). Er ist an Ostern ins 4. Schuljahr eingetreten, hat zu Hause noch 9 Geschwister und ist also daheim abkömmlich. Vom weißen Sonntag ab hat er sich nun beim Waldbaschi, dem reichen Bergbauern, für den Sommer als Viehbub verdungen. Nun beginnt für den Rüttejox ein neuer Wirkungskreis. Morgens um 4 Uhr heißts: aufstehen! Bis Bibiane, die Großmagd die Morgensuppe gekocht, hat Jox dem Oberknecht im Stalle zu helfen. Dann reihen sich Knechte und Mägde um den großen Tisch am Herrgottswinkel. Jox muß vorbeten. Darauf hört man nur noch das Geräusch der Löffel, welche alle nach dem gemeinschaftlichen Ziele, der großen dampfenden Suppenschüssel auslangen. Darauf allgemeines Gebet zum Fenster hinaus. Dann zieht Jox mit lautem „Hohohoho!" (Hirtenruf) mit seinen Schutzbefohlenen

*) Zyriak — Jak — Joks nach Schapbacher Benennung.

Digitized by Google

hinaus in die Berge auf Weide und Rütte. Unter seiner Obhut stehen 10 Ochsen, 7 Kühe, 6 Schafe und 1 Ziege. Ueber seine Schulter hängt eine Tasche mit dem Unterbrot und in seinem roten Schillee eine faustgroße Uhr welche alle seine Vorgänger schon mit Stolz getragen, damit der „Viehbub" wisse, wann er wieder einfahren solle. Sein Messer ist mittelst einer Schnur am Hosenträger befestigt. Schuhe und Strümpfe hat man ihm bei Antritt seiner Stellung auf den Winter aufgehoben, und so läuft er eben Sonn- und Werktags barfuß, bis die Hutzeit um ist, d. h. bis der erste Schnee fällt. Um 10 Uhr wird eingefahren; denn während der heißeren Tageszeit muß das Vieh im Stall oder droben im Walde in der Viehhütte ruhen.

Mit lautem Hohohoho! treibt Jox die Herde wieder zusammen und ihrem Bestimmungsorte zu. Nach eingenommenem Mittagsmahle hat Jox zu eilen, um noch um 12 Uhr rechtzeitig drunten im Dorfe in der Schule eintreffen zu können. Aus Rücksicht für das liebe Vieh muß zu Schapbach die Schule im Sommer so abgehalten werden, daß die Herren Viehbuben die Hut nicht versäumen. Endlich — nach Martini ist die Hutzeit vorüber. Des Rüttejox Lohn bestand in 1 Paar leinenen Hosen nebst Kittel, einem Hemd von grobem Garn und 1 Paar Pechschuhen. Mit diesem Verdienst kann Jox jetzt nach Hause zurückkehren oder sich während des Winterhalbjahres neuerdings und unter den gleichen Bedingungen als „Kühbub" oder als sog. „Völkle" verdingen. Letzteres hat der Jox auch gethan.

Wir treffen ihn in seinem 14. Jahre noch auf dem Bergbauernhof. Er hat nun das Alter erreicht, wo er aus der Schule entlassen werden muß. Der Bergbauer hing zäh am alten Herkommen, und darum hielt er darauf, daß nicht nur seine eigenen Leute, sondern auch sein Gesinde (seine „Völkere") an den altangestammten Gebräuchen festhielten. Der Rüttejox erschien am weißen Sonntag in der Volkstracht. —

Ein neuer Abschnitt im Leben beginnt mit dem 20. Lebensjahre, wo der junge Deutsche der Wehrpflicht genügen und im Dienste des Kaisers sich dem Vaterlande weihen muß.

Schon 14 Tage vor dem wichtigen Tage (Aushebung) beschäftigen sich männliche und weibliche Hände mit Vorbereitungen auf den sog. Rekrutentag. Kränze werden gewunden, Tannenbäumchen mit unzähligen roten und gelben Papierstreifen herausgeputzt und der Rekrutenwagen mit Maien und Tannenreis aufs zierlichste geschmückt. Ueber das Vordergestell des Wagens wird ein riesiger Bogen gespannt, rechts und links mit deutschen und badischen Fahnen geschmückt. In der Mitte aber befindet sich eine Tafel mit der Inschrift:

„Fest wie die deutsche Eiche,
Stehn wir treu zu Kaiser und Reiche."

Schapbacher Bauernhochzeit.

Sogenannte Konvenienz- und Vernunftehen wirken verderblich sogar bis in den Bürger- und Bauernstand hinein. Da ist ein Taglöhnersmädchen, welches seinen Hansjörg heiratet, da doch beide nicht mehr ihr eigen nennen, als was sie auf dem Leib tragen und täglich mit ihrer Hände Fleiß verdienen, weit glücklicher und beneidenswerter, als so eine reiche Bauerntochter,

Digitized by Google

die aus Hofinteressen nach Elternwunsch einem ihrer Verehrer die Hand reichen muß, ohne überhaupt darüber klar zu werden, ob ihre Person oder des Vaters Kronenthaler ihrem zubestimmten Bräutigam das Begehrenswerteste seien.

Aber auch Bauernsöhne (Hoferben) kommen vielfach in die verzwickte Lage, eine stille Jugendneigung, dem alten Herkommen, dem Familienstolz oder der Notwendigkeit, zum Opfer bringen zu müssen.

So erging es auch des Kaibebauern Michel. Michel hatte zwar schon längst, aber nur so im Stillen, eine warme Zuneigung für seine Jugendfreundin, des Krumwadentonis dicke, rotbackige Kätheri gefühlt.

Als rechtschaffener Mensch, und da er wußte, daß dies doch nie zu einem Ziele führen könne, hatte er die aufkeimende Leidenschaft mannhaft unterdrückt. Auch die Kätheri war viel zu vernünftig, als sich wegen des Kaibebure Michel, dessen Gefühle ihr keineswegs verborgen blieben, allzu großen Hoffnungen hinzugeben.

Allmählich kam aber doch die Zeit, da Michel sich für eine Partie entscheiden mußte.

„Michel", sagte an einem Sonntag Nachmittag der Kaibebur zu seinem Aeltesten, „Michel, i möcht allwil e vernünftig Wort mit Dir rede; komm derwege ri in's Stüble."

„Du woisch Michel", sagte dort der Bauer, „d' Modder isch dod, un mit fremde Wiebervölkere huse, isch en Unglück für en Hof; 's dhuds nit anerscht, 's muß wieder e Büre uf de Hof. Kurzum, was i Di hab froge welle: Wie schtots, hesch Di scho um eine umgseh, he? Aber jell sag i zum vorus: e rechte Buredochter muß es sin, so ischs allewil Bruch gsi uf em Hof, sonscht schlag e Krüzbolehagel dri! so, jetzt ischs hus, jetzt schwätz!"

Michel kratzt und schaut verlegen um sich und sagt schließlich: „Badder, i moin, Ihr sin no nit so alt, daß Ihr scho ins Usdingschtüble z'hocke brucht, un was mi betrifft, so hawi mi no nit z'lieb viel umg'seh und —-"

„Scho gut," fällt der Vater dem Sohn ins Wort, „dös wird's nit lang bruche; 's Kaibebure Sohn därf überall afroge. Drum war der Schmidgordi vom Langdobel geschtern bi mir in Wolfe gsi un hett anzapft. Drüwe bim Waldbaschi, hett er g'sait, schtoht eine, die wär grad gmacht für e rechtschaffene Kaibebüre. S'isch e sufer Mensch, verschtohts Buregschäft, ka schaffe, und der alt Baschi loßt sie nit lumpe; der giebt siner Dochter e Schtück Geld mit, und des ka mer bruche. Du woischt Michel, Du hesch no acht Gschwister,, un die müße schpäter enanderno uszahlt were."

„Sell isch scho recht, Badder", sagt drauf der Michel, „aber der Baschi het zwoi Moidle; welle isch es?"

„Ja so, des, richtig jo, Emerenz haißt si, jo Emerenz hett de Schmidgordi g'sait."

„D' Emerenz?" sagt drauf fast enttäuscht der Michel, „aber Badder, die hett jo en Kropf!"

„Was Kropf! dummes Zeug!" poltert darauf der Alte, des isch e Glied meh und do derfor giebt der Waldbaschi der Emerenz e paar tusend Mark mehr, verschtohsch Michel? Un isch si emol Kaibebüre, so frogt koi Mensch meh noch em Kropf. Also bisch mit i verschtanne?"

„Jo, minetwege", brummt der Michel. „Gut", sagt darauf der Vater, „Abgemacht!" am Sunntig geh'n mer uf d' Bschau." —

Digitized by Google

Der Sonntag kommt. Schon am Samstag zuvor hat der Großknecht die zwei Roß, Geschirre und 's Bernerwägele blank geputzt.

In vollem Staat der malerischen Volkstracht besteigen Vater und Sohn das Gespann, und fort gehts, dem Langdobel zu. Unten an der Landstraße steigt der Schmidgordi noch auf, und um halb 2 Uhr kommt man am Bergbauernhof an. Dort ist alles blitzblank. Der Waldbaschi steht vor dem Gehöft, die Ankommenden zu empfangen.

„Grüß Gott!" ruft der Kaibebur vom Wägele rab.

„Dank Gott!" erwidert der Baschi.

„Du hescht aber e Mischte vor em Hus!" sagt dann der Kaibebur, wohlgefällig des Baschis großen Dunghaufen betrachtend.

„Sell isch bigott nötig", antwortete schmunzelnd der Baschi, „wenn mer so viel Ackere z'mischte hett."

Während des Waldbaschis Knecht das Gefährt übernimmt und besorgt, begiebt sich die Gesellschaft zunächst in den Stall, des Bauern Vieh zu beschauen.

Die Unterhaltung dreht sich zunächst um die Viehpreise, den Haslacher Viehmarkt und Meinungsverschiedenheiten über den Wert der eingeführten Simmenthaler Farren und Kalbinnen. Dann gehts auf die Bühne, die Futter- und Fruchtvorräte in Augenschein zu nehmen.

Nachdem noch dies und das und noch etwas gründlich besehen, auch die Holzpreise besprochen worden sind, begiebt man sich in die Stube. Auch da ist alles blank gescheuert, selbst die kleinen runden Butzenscheiben an den vielschieberigen niedern Fenstern.

Nun fädelt der Schmidgorde die Verhandlung ein, so daß man endlich auf den eigentlichen Zweck des Besuches kommt, während Jukunde, die Großmagd, kurz zuvor eine Erfrischung auf den Tisch gebracht hat.

Der Waldbauer kratzt etwas und thut, als ob ihm der Antrag unverhofft käme, meint, das Maidle sei noch etwas zu jung und dergleichen.

Der Kaibebauer streicht die Vorzüge seines Michels heraus und stellt seinen Hof ins hellste Licht.

Nun, die Sache kommt endlich ins Reine.

„Emerenz!" ruft jetzt der Basche zur Thür hinaus, „Emerenz, komm ri, 's isch B'such do!"

Etwas schüchtern tritt endlich die Hauptperson in die Stube, giebt den Männern die Hand und trinkt ihnen Bescheid zu.

„Wie moinsch, Emerenz", sagt darauf der Kaibebur, „uf unserm Hof fehlt e Büre?"

„He sell goht mi nünt a!" meint ausweichend die Angeredete.

„Drum sen mer hüt uf der Bschau und denke, mer werde nit unverrichter Sach wieder heimfahre. Also sags grad ruß, hescht Lusch?"

„Sell mien Ihr mit em Vadder usmache!"

„Welleweg, wie stohts Baschi?"

„Nu, i han nünt dergege und denk, d'Emerenz wird au nünt i'zwende ho, wenn mer am Sunntig zur Bschauet uf de Kaibeburehof fahre, oder?"

„Wenn i am Michel guet gnue bi, han i nünt dergege!" erwiderte darauf etwas schnippisch s' Moidle.

Digitized by Google

„No Michel, jetz' schwätz du bigott au emol!" polterte darauf der Kaibebauer heraus,

Jetzt tritt der Michel vor, giebt der Emerenz die Hand, ladet sie auf kommenden Sonntag mit ihrrn Eltern auf d' Bschauet, und die Verlobung (Verspruch) ist so ziemlich im Blei. Drauf setzt man sich zu Tisch, unterhält sich von mancherlei und ißt und trinkt dazu.

Unter gegenseitiger Beglückwünschung und B'hüt Gott erfolgt spät am Abend die Heimreise. Beim Abschied steht aber nun auch Emerenz unten bei den Eltern. Acht Tage darauf wiederholt sich die Scene. Diesmal aber hebt Michel seine Braut vom Wagen und führt sie in die Stube. Darauf zeigt er ihr die Kühe, die sie zu besorgen habe, die Gesindekammern, kurz alles bis aufs Brunnenhäusle, wo die Milch- und Rahmhäfen aufgestellt sind. Währenddessen besichtigt der Waldbasche die Wirtschaftsräume, klopft auch hie und da an den Balken herum, ob das Holz gesund und dauerhaft sei. Zuletzt werden noch die Schwein- und Geflügelstallungen einer Besichtigung unterzogen und dann wird drinnen in der Stube über den Ehe- und Leibgedingsvertrag verhandelt.

Zu diesem Teil der Unterhandlung wird mitunter noch irgend ein sachkundiger Mann (Ratschreiber 2c.) beigezogen. Es wird sodann der Uebernahmspreis des Hofgutes, die Mitgift der Braut, die Abfertigung und Sicherstellung von Michels Geschwistern, die Ausdingstube oder das „Libtighus" nebst Leibgeding (Altenteil) des alten Kaibenbauern und schließlich der Hochzeitstag festgesetzt. Als Trauzeugen haben, wenn noch am Leben, die Gottileute (Paten der Brautleute) zu wirken. Dann fährt die Braut mit ihren Angehörigen wieder heim, um ihre Aussteuer fertig zu machen.

Einige Tage darauf, wenn thunlich an einem Markttage, gehts nach Wolfach zu einem Notar, wo dann der Ehevertrag rechtsgiltig ausgefertigt wird. Bei Einkauf der Hochzeitskleider werden womöglich alle ortsansäßigen Geschäftsleute berücksichtigt.

Soweit wären jetzt Michel und Emerenz im Reinen.

Jetzt treten andere Leute auf, nämlich die Hochzeitsbieter. Mit und ohne Auftrag der Brautleute begeben sich nun etliche Frauen aufs Hochzeitladen. Eine Tschied oder Strohtasche im Arm, werden nun im ganzen Thal alle Höfe, Zinken und Häuser, sowie in den umliegenden Dörfern alle Wohnungen aufgesucht und alle Leute und jedermann zur Hochzeit des Michel und der Emerenz eingeladen.

Dabei ist es üblich, der Ladfrau, je nachdem, Speck, Brot, Erbsen, Schnitz, Würste oder Geld zu verabfolgen; so daß das Hochzeitladen mitunter zu einem recht einträglichen Geschäfte werden kann. Aus diesem Grunde besorgen unbemittelte Bräute (Holzhauer- und Taglöhnersleute) diese Sache auch selbst.

Kommt die Ladfrau ins Haus, sagt sie zunächst ihren Spruch; dieser lautet:

> „Bis Möntig über 8 Tag sollt Ihr höflich iglade si zu's Kaibebure Michel un 's Waldbaschis Emerenz ihre Hochzitt. Um 10 Uhr isch Kirch, derno gohts in Ochse ins Wirtshus. Wenn wir Euch könnet gegediene, so wolle mers au thu, sei's in Freud oder Leid; lieber aber no in Freud."

Digitized by Google

Gleichzeitig erscheint auch in der Zeitung eine öffentliche Einladung von Seite des Brautpaares.

Einige Tage vor dem Hochzeitstage findet der Umzug des alten Kaibeburen und seiner übrigen Kinder ins „Libtighus" statt. Dies wird zuvor vom jungen Bauern innerlich und äußerlich ausgebessert.

Auch die Liebtigkuh und alles, was sich der Alte vorbehalten hat, wird dorthin übergeführt. Nachdem auch der Heimhof frisch verputzt, getäfelt und neu getüncht worden, erfolgt die Auffahrt des Brautwagens. Es ist dies gewöhnlich ein großer neuer Leiterwagen, je nachdem mit 2 oder 4 mit roten Bändern geschmückten Pferden bespannt.

Er enthält die Aussteuer der Braut. Beim Einzug ist letztere zugegen. Zu oberst auf dem Wagen prangt das rot überzogene Brautbett. Früher war eine große Himmelbettlade unter den verschiedenartigen ortsgebräuchlichen Haus- und Zimmereinrichtungen. Heutzutage ist die Aussteuer einer Hofbauerntochter fast durchweg dieselbe, wie bei anderen reichen Mädchen irgend welcher Stadt. Einen Hauptbestandteil bildet das Leibweißzeug. Dasselbe ist nicht nur dutzend- und ellenweis, sondern mitunter zentnerweis vorhanden.

Am Vorabend der Hochzeit findet der

Tschäpplhirsch

statt. Es ist dies zugleich der Abschied der Braut vom Elternhause. Hierzu werden alle Verwandten der beiden Brautpaare eingeladen. Auch die zunächst wohnenden Nachbarn finden sich hierbei ein, sowie der Bräutigam selbst. Das Hauptgericht bildete dabei früher ein Hirsenbrei. Ueber der Hirsenbreischüssel ist künstlich ein Hochzeitsstrauß befestigt, der von der Braut und den Gästen scharf im Auge behalten wird. Dem Hochzeiter liegt die Aufgabe ob, geschickt und unbemerkt diesen Strauß von der Schüssel zu entfernen. Gelingt ihm dies, so hat er gleichsam auch der Form nach sich die Herrschaft in seinem neuen Hausstand gesichert. Die Freundinnen, mitunter auch die Mutter, überreichen bei dieser Gelegenheit der Braut Gedenkblätter mit einem passenden Hochzeitsspruch. Unter Essen und Trinken dauert der Tschäpplhirsch bis zur Mitternachtstunde. Anderntags beginnt das Hauptfest:

Die Hochzeit.

Sowohl der Waldhof als der Kaibeburehof sind zur Feier des Tages festlich mit Guirlanden und Tannenreisern geschmückt. Von Tagesanbruch an zieht die Schuljugend scharenweise nach den beiden Höfen zur Morgensuppe. Dabei werden Wein, Kaffee, Brot und Kuchen verabreicht. Bald darauf finden sich die Musikanten ein und spielen den Hochzeitsgruß. Nach und nach treffen die Verwandten, Gevattern, Paten, Brautjungfern u. s. w. dortselbst ein. Alle ohne Unterschied werden mit Hochzeitssträußchen geschmückt. Um 9 Uhr marschiert unter Trommelschlag und mit wehender Fahne der Militärverein dem Kaibeburehof zu, weil Michel Mitglied desselben ist. Nachdem auch diese mit Wein bewirtet und mit Sträußchen versorgt sind, ordnet sich der Zug zum Abstieg ins Dorf. Zuvor wird im Hause noch eine gemeinschaftliche Andacht verrichtet, um den Segen Gottes zu dem ernsten Schritt des Lebens und über den neuen Hausstand herabzuflehen. Dann bewegt sich der Zug unter Vorantragung eines riesigen Maien, ab-

Digitized by Google

wechselnd unter Trommelschlag und den Klängen des Hochzeitsmarsches den Berg herab ins Dorf. Unten angekommen giebts, je nachdem, einen längeren Halt. Gruppenweise stehen die Weiber in ihrer malerischen Tracht auf der Straße und den Halden umher. Die Männer haben noch in den umliegenden Wirtshäusern etwas nachzusehen, während der vielgeplagte Bräutigam hundert Händedrücke und Glückwünsche entgegenzunehmen hat.

Plötzlich verändert sich die Scene. Vom Unterthal her vernimmt man Musik und Wagengerassel. Es naht die Braut mit ihrer Sippschaft. Auf dem vordersten Wagen sitzen die Petersthäler Musikanten in Renchthäler Tracht und blasen einen feurigen Marsch. Dann folgt der bekränzte Brautwagen mit den Waldhofern und an diesen schließen sich in endloser Reihe Berner- und Leiterwägelchen mit den Hochzeitsgästen an. Mit schmetterndem Tusch wird die Braut empfangen und von Michel vom Wagen gehoben. Zunächst ein allgemeines Händedrücken. Während Emerenz in einem Hause ihren Hochzeitsstaat, den ihr Michel in Schapbacher Ortstracht hat machen lassen, noch rasch in Ordnung bringt, ordnet sich auf der Straße der Festzug. Voraus die Musik, dann der Militärverein; an diesen schließt sich der Zug der Braut- und Tschäppljungfern, und dann folgt das Brautpaar mit den Trauzeugen. An der Spitze des Zuges aber marschiert der Viehbub mit dem Maien.

So gehts mit klingendem Spiele dem Schapbacher Schulhaus zu ins Ratszimmer. Ist die Ziviltrauung vorüber, so bewegt sich der Zug in gleicher Ordnung nach der Kirche. Vor dem Friedhof löst sich der Zug auf. Während die Brautleute vor dem Missionskreuz noch eine kurze Andacht verrichten, strömt Jung und Alt ins Gotteshaus. Sofort nach dem Eintritt des Brautpaares erfolgt die kirchliche Trauung. Nach Beendigung derselben machen die Neuvermählten unter Vorantritt der Zeugen und Brautjungfern einen Umgang um den Altar, während von der Orgelempore ein Hochzeitschoral gesungen wird. Nach der hl. Wandlung beginnt der große Opfergang, bei welchem das weibliche Geschlecht den Vortritt hat. Nachdem die kleinen Mädchen und Jungfrauen ihren Umzug gehalten haben, eröffnet die Braut in Begleitung ihres Ehrengesellen den Zug der Frauen; an diesen schließt sich sodann der Opfergang der Knaben, Jünglinge und Männer. Auch hier eröffnet der Bräutigam den Zug der verheirateten Mannspersonen. Nach Schluß des Gottesdienstes begeben sich die Neuvermählten ins Pfarrhaus, um die Glückwünsche des Geistlichen entgegen zu nehmen und diesen zur Hochzeit einzuladen. Dabei überreicht die Braut dem Pfarrer ein weißleinenes Sacktuch und einen Strauß.

Währenddessen ordnet sich unten am Kirchenrain wieder der Hochzeitszug. Unter Vorantragung des Maien bewegt sich sodann nach Rückkunft der Brautleute die zahlreiche Gesellschaft thalabwärts dem festlich geschmückten Gasthaus zum Ochsen zu.*) Dort entwickelt sich nun ein gemütliches Treiben, das sich, je nachdem, bis zur Mitternachtsstunde ausdehnt. Die Brautleute eröffnen die Ehrentänze, und dann giebt sich jeder wie er ist. Vor und in dem Hause haben Kuchen- und Gutselkrämer ihre Tische aufgeschlagen und

*) Je nach Lage der Wohnung oder verwandtschaftlicher Rücksichten findet der Hochzeitsschmaus auch in den Wirtschaften „zur Sonne", „Adler" oder „Vorseebach" statt.

Digitized by Google

Sträußchenverkäuferinnen heften jedem Ankommenden ein Sträußchen an, wofür der holden Spenderin ein Trinkgeld verabreicht wird. Ärmere Bräute besorgen dies persönlich. Jeder zehrt für sein eigenes Geld und macht sichs bequem. Trotz des oft großen Gedränges verläuft doch alles in schönster Ordnung.

Begräbnisfeier im Schapbacherthal.

Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden in Schapbach die Verstorbenen ohne Sarg beerdigt. Erst unter badischer Herrschaft wurde „das Dode-usleere" abgestellt. Wie dies zuging, das erzählte mir der 90-jährige nunmehr aber ebenfalls verstorbene sog. „Bühlzöli" persönlich folgenderweise:

„Früher hett mer net, wies jetzt Sitte un Bruch isch, jede Verschtorwene extra inne bsundere Dodebaum vergrawe. Do hett mer ein allg'meine Dodebaum ghett, der hett der Gmoin ghört un isch immer do gschtanne, wo mern z'letscht brucht hett. Isch hernoch wieder ime andere Hus ebber mit Dod abgange, so hett mer den Gmoindsdodebaum ebbe dort gholt un drinn den Verschtorwene uf de Kilchhof getrage. Hett de Pfarrer si Sach in Ordnung ghett un d' Lüt hent sich verloffe, so hett mer den Dodebaum usgleert, en alts Getüch üwer die Lich deckt und druff hett der Dodegräwer 's Grab zu g'schufelt. So ischs gsi zu sellere Zitt."

Abgesehen von diesem schaurigen Brauch, die Leichen ohne Särge zu begraben, sind aber die Gebräuche bei den Beerdigungen im allgemeinen noch dieselben wie früher.

Ist jemand schwer erkrankt, so daß man an seinem Aufkommen zweifelt, bestellt der Vater oder sonst jemand, je nachdem, eine sog. 9-tägige Andacht in der Kirche. Hierzu werden 9—10 junge Mädchen und Knaben ausgesucht, welche gemeinsam die Andacht abhalten und für das Wohl des Erkrankten den Rosenkranz, das Salve Regina oder andere passende Gebete verrichten. Auch ordnet der Geistliche auf Wunsch vor oder nach dem Gottesdienste durch die ganze Gemeinde das „allgemeine Gebet" für den Sterbenden an.

Nach Schluß der 9-tägigen Andacht werden die betr. Kinder beschenkt. Diese Andacht wird in schwierigen Fällen auch für Kinder verrichtet.

Stirbt der Erkrankte, so läßt der Geistliche am nächstfolgenden Gottesdienst für den Entschlafenen durch die anwesende Gemeinde das allgemeine Gebet (drei Vaterunser und den Glauben) verrichten, während dessen mit allen Glocken das Scheidzeichen geläutet wird.

Während die Leiche im Sterbehause liegt, versammeln sich abends die Verwandten und Nachbarn dort „zum Beten". Mitunter wird diese Trauerandacht bei Anbruch der Dunkelheit auch in der Kirche abgehalten.

Kommen die Leute ins Sterbehaus, trösten sie die Hinterbliebenen mit den Worten: „Wünsch Glück im Leid."

Dieselben Personen, welche professionsweise sonst das „Hochzeitsbieten" besorgen, laden nun auch die ganze Einwohnerschaft der Gegend und Um-

---

*) Dieser eigenartige Trostzuspruch hat eine doppelte Auslegung. 1. eine religiöse d. h. „Wünsche dem Verstorbenen den Himmel!" 2. Zu gunsten der Leidtragenden in Bezug auf das Sprichwort: s' kommt nie ein Unglück allein", also soviel als: „Behüt Euch Gott vor weiterem Kummer und Schmerz."

Digitized by Google

gegend zum Begräbnisse ein, wobei ebenfalls zuerst ein Spruch gesagt und dann die ortsüblichen Geschenke mit Leichenbittermiene entgegen genommen werden. Naht die Zeit der Beerdigung, so wird der Sarg vor das Haus gestellt, mit brennenden Kerzen umgeben und nochmals eine gemeinsame Andacht für den Verstorbenen verrichtet. Dann heben die 4 nächsten Nachbarsmänner den Sarg auf ein Bernerwägele oder Schlitten, und unter lautem Beten bewegt sich der Trauerzug nach dem, die Kirche umgebenden Friedhof, wo vor dem Hauptportal, zu Füßen des Missionskreuzes der Sarg niedergestellt wird. Dort erfolgt die erste Einsegnung durch den Geistlichen.

Der weitere Verlauf ist wie überall. Nach Schluß der ergreifenden Handlung werden noch drei Vaterunser und der Glauben für alle auf dem Gottesacker Ruhenden gebetet. Dann nahen sich die Leidtragenden und Freunde nacheinander dem Grabe und werfen Erde oder spritzen Weihwasser auf den Sarg. Darauf folgt unmittelbar das Seelenamt mit Opfergang. Letzteren eröffnen gerade wie bei Hochzeiten die Frauen.

Nach Schluß des Seelenamtes begeben sich die Anverwandten nochmals ans Grab und verrichten dort unter Thränen ein kurzes Gebet für die Seelenruhe des Entschlafenen. Sodann geht die ganze Gesellschaft ins Wirtshaus zum Leichenschmaus.

Aehnlich wie in Schapbach sind diese Gebräuche auch in Rippoldsau Oberwolfach und den umliegenden Orten. Dabei ist es in Oberwolfach eigentümlich, daß sämtliche männlichen Verwandten bedeckten Hauptes einer hinter dem andern bei Beerdigungen dem Sarge folgen und ebenso in der Kirche selbst bedeckten Hauptes den Opfergang eröffnen.

Ein ebenso eigentümlicher, in der ganzen Umgegend herrschender Gebrauch besteht darin, daß nach dem Essen der Bauer mit dem Gesinde laut zum Fenster hinausbetet. Er soll der Sage nach zur Zeit einer allgemeinen Sterblichkeit (Pest) aufgekommen sein, wo furchterfüllt Hof von Hof sich abschloß und täglich dreimal durch lautes Beten zum Fenster hinaus Kunde gab, daß die betreffende Familie noch am Leben sei, oder soll nach anderer Erklärung in der Meinung begründet sein, daß der böse Feind keine Gewalt über Hof und Leute habe, soweit das Gebet vernehmlich sei. In Kaltbrunn, Wittichen Kinzigthal (Halbmeil, Langenbach, St. Roman), Bergzell und Schenkenzell sind die Sitten, Trachten und Gebräuche dieselben.

2. Bollenbach.

Bis zum Jahre 1840 gabs in Bollenbach keine besonderen Gasthäuser. Jeder Bürger schenkte den selbstgezogenen Wein in seiner eigenen Behausung aus. Die Reihe wurde durch das Los bestimmt und das betreffende Haus äußerlich durch ein Tännlein (Maien) kenntlich gemacht. Daher die Bezeichnung: „Maienumgang". Sonstige Gebräuche wie im Schapbacherthal.

3. Einbach-Hauserbach, Fischerbach-Weiler.

Gleich am Tauftage, der gewöhnlich mit dem Geburtstag zusammenfällt, kaufen die Paten (Götti und Gotti) je für 1 Mark Weißbrot oder geben so viel an Geld. Am ersten Sonntag nach der Taufe schickt der Götti „d'Schiede" oder das „Gevatterstück", nämlich einen Korb mit Rindfleisch,

Digitized by Google

Kalbfleisch, 1 Doppelliter Wein, Eier u. dergl. Als Gegengeschenk erhält der Götti in demselben Korbe Zucker, Kaffee, Zichorie und eine große Brezel. Am nächsten Sonntag wiederholt sich dasselbe zwischen der Gotti und den Eltern des Täuflings. Der Überbringer der „Tschied" erhält eine Mark Trinkgeld und wird außerdem gut bewirtet.

Ungefähr am 4. Sonntag kommen die Paten persönlich zum Glückwunsch. Dies ist der sog. „Wiebersunntig." Es erfolgt eine abermalige Beschenkung; auch jedes andere Kind erhält eine Brezel oder einen Gipfel. Der erste Ausgang der Wöchnerin ist, wie in allen katholischen Orten, nach etwa 4—6 Wochen in die Kirche zur Aussegnung. Die übrigen Gebräuche sind so ziemlich dieselben wie im Schapbacherthal. Bei Verehelichungen geht in der Regel zuerst der Vater und fragt für den Sohn bei den Eltern des zur Braut erkorenen Mädchens an, ob sie solche dem Sohn geben wollen. Wird sie ihm versprochen, so gilt dies auch gleich als Verlobung und folgt dann am Sonntag darauf die „Bschau" und bald die Hochzeit. Die Einladung zu letzterer unter den beiderseitigen Verwandten besorgen Braut und Bräutigam zusammen. Die übrigen Kirchspielsgenossen werden von der Braut und der Ehrenjungfer eingeladen.

Zunächst beginnt die Jungfer mit den Worten:

„Bis'm Mäntig oder Zischtig 8 Tag, je nachdem, solln'r höfli iglade si zu is zur Hochzitt, zuem Hochzitter un zue d'r Hochzitteri uff d' Morgesupp, derno in d' Kirch, un von d'r Kirch in ‚Einbe' (Einbach) ins Wirtshus". — Hierauf fährt die Braut fort:

„We mr i kinne diene, welle mers au thue, seis in Freud oder in Leid awer immer lieber in Freud."

Als Geschenk werden Schinken, Hanf und derlei gegeben. In den Nachbarsgemeinden gehen sog. Hochzeitslader umher. Da die Pfarrkirche nicht im Ort ist, erfolgt die standesamtliche Trauung meist am Tage vor der kirchlichen Einsegnung. Schäpplhirsch und Morgensuppe wie anderwärts. Während im Schapbacherthal ausnahmslos der Montag als Hochzeitstag gilt, finden solche in Einbach mitunter auch Dienstags und Donnerstags statt. Bräutigam, Brautführer und Ehrengesell, sowie die verheirateten Mannspersonen tragen einen mächtigen Strauß vorn auf dem Hut, die ledigen Burschen dagegen einen Rosmarinzweig.

Beim Opfergang während des Hochzeitsamtes eröffnen die ledigen Mannspersonen den Zug. Die Reihe der Verheirateten eröffnet der Hochzeiter mit seinem Ehrengesell. Nach erfolgter Rückkehr ins Dorf begrüßt der Wirt die Neuvermählten und kredenzt denselben vor dem Wirtshause den Ehrentrunk. Nun gehts sofort auf den Tanzboden, wo von den Brautleuten und Führern zunächst die üblichen drei Ehrentänze abgetanzt werden. Hierauf beginnt das Hochzeitsmahl. Zwischen hinein finden allgemeine Tänze statt. Die Verwandten setzen sich an den „Zechtisch" zusammen. Diese zahlen nichts, geben aber der Braut, bevor sie gehen, ein Geldgeschenk und erhalten von dieser als Gegengabe ein Taschentuch. Die andern Gäste machen sich's auf eigene Kosten bequem. Nach einigen Tagen besuchen die Eltern das junge Ehepaar in ihrem Heim und bringen die noch rückständige Aussteuer sowie die Mitgift.

Digitized by Google

Bei Sterbfällen halten zwei, nicht zur Familie gehörende Personen die Leichenwache. Die Zeit der Beerdigung wird durch sog. Leichensager bekannt gegeben. Beim Trauerzug folgen die männlichen Verwandten mit bedecktem Haupte, einer hinter dem andern dem Sarge; hierauf folgen die übrigen Mannsleute, dann die Wiewersvölkere und den Schluß bilden die weiblichen Verwandten. Auf dem Wege wird der Rosenkranz gebetet. Nach jedem Geheimnis lupfen die männlichen Verwandten bei dem „Ehre sei Gott dem Vater ꝛc." den Hut. Während des Seelenamtes brennen (ebenso wie im Schapbacherthal) die weiblichen Anverwandten Wachsstöcke. Schließlich findet in irgend einem Wirtshaus das Leicheneſſen statt.

Am Ostertag und Santaklaustag (St. Nikolaus, 6. Dezember) werden die Kinder (bis zur Schulentlassung) beschenkt. Das erste Geschenk heißt „Hebhäs"*) und besteht in Hebrock, Schurz (Bürtuch) und Hemd. Das letzte Geschenk ist das „Gottehäs"**) und erhalten die Knaben Hemd, Hut und Halstuch, die Mädchen Hemd, Kleid, Schurz und Halstuch.

4. Gutach.

Eigenartig wie die Tracht, sind auch die Bräuche im Gutacherthal. Kindern wird, so lange sie nicht getauft sind, immerwährend Brotrinde, und zwar den Knaben von der oberen und den Mädchen von der unteren Seite des Laibes zugesteckt, damit ihnen nicht irgend jemand Böses anthun könne. Auch wird bei ungetauften Kindern vom Abendgebetläuten bis morgens früh ständig Licht gebrannt. Mittwochs und Freitags findet keine Taufe statt. An der Konfirmation erhalten die Kinder erstmals die vollständige Tracht, zu der noch ein großer, aus künstlichen Blumen, allerlei Flitter und breiten buntseidenen Bändern zusammengestellter Strauß kommt, dem noch einige Rosmarinstengel beigefügt sind. Die Knaben tragen diesen Strauß kranzartig um den Hut gelegt und die Mädchen an dem linken Flügel des Schobens. Den Mädchen werden außerdem breite, seidene Bänder von blaßblauer Farbe in die Zöpfe eingeflochten, die fast bis auf den Boden reichen. Die Zöpfe werden von Rosetten, die aus verschiedenfarbigen Bändern zusammengesetzt und mit Perlgehängen verziert sind, zusammengehalten. Schwarzseidenes Spitzenhäubchen und roter Hut bilden die Kopfbedeckung.

Die Hochzeitstracht ist dieselbe, wie bei der Konfirmation, nur daß hierbei die Braut den Hochzeitsstrauß auf der rechten Seite am Schoben trägt, während die Brautjungfern („Gespielinnen") denselben an der linken Seite tragen. Am Hochzeitstage ist auch hier die „Morgensuppe" üblich. Daran reiht sich eine Hausandacht, das sog. „Hinausbeten". Braut und Bräutigam gehen zur bestimmten Stunde von Hause weg, und erst, wenn sie sich auf dem Wege treffen, ordnet sich der Hochzeitszug. Letzterer ist gerade so wie im Schapbacherthal.

Die Ordnung des Opferganges nach der kirchlichen Trauung ist folgende: Der Altar wird von links nach rechts umschritten, zuerst von sämtlichen ledigen Mädchen. Ihnen folgen die Ehrenjungfrauen, die Braut und dieser die Frauen. In derselben Weise schreiten die männlichen Personen zum Opfer. Ehrentanz und Festmahl finden nach dem Gottesdienste in derselben Weise statt wie in Schapbach.

*) Hebhäs = Taufkleid. — **) Kommunionkleid.

Digitized by Google

Von Zeit zu Zeit gehen die Brautleute mit einer Flasche Wein und einem Trinkglase, das mit einem Kränzchen umwunden ist, von Tisch zu Tisch, um die Gäste zu begrüßen und ihnen einen Trunk zu bieten. —

Bei Beerdigungen versammeln sich in der Stube, in welcher der Verstorbene aufgebahrt ist, die Anverwandten desselben. Ehe der Sarg geschlossen und aus dem Hause gebracht wird, wird eine Andacht abgehalten („der Tote wird hinausgebetet").

Wenn die Leiche die Dachtraufe passiert, so werden von einem dazu aufgestellten Manne die Bienen gerückt, d. h. der Stock wird ein wenig bewegt. Die Angehörigen folgen nach dem Grade der Verwandtschaft mit dem Verstorbenen einzeln, einer hinter dem andern gehend, dem Sarge, zuerst die Männer und dann die Frauen. In der Kirche wird der Hut zum Zeichen der Trauer von den männlichen Anverwandten nicht abgenommen. Bei dem Opfergang gehen die Männer zuerst, in derselben Ordnung, in der sie dem Sarge gefolgt sind, von links nach rechts um den Altar. Ein Totenmahl wird nicht gehalten.

5. Haslach.

Die Kindstaufe erfolgt in Haslach gewöhnlich einige Tage nach der Geburt, wobei nahe Verwandte, mitunter auch die Großeltern, Patenstelle versehen. Weniger bemittelte Leute halten den Taufschmaus zu Hause, besser situierte dagegen in einem Gasthause. Beim Verlassen der Kirche werden die Taufpaten in den Straßen mit einem Seile so lange aufgehalten, bis sie ein kleines Geschenk verabreicht haben.

Bei vornehmen Leuten geht der Hochzeit die Verlobung voraus, während sonst im allgemeinen, sobald die Brautleute einig sind, beim Notar gleich der „Hiereth"*) gemacht wird. Dann wird der Pfarrer und der Bürgermeister aufgesucht und nachher der Wirt, um bei diesem das Hochzeitsessen zu bestellen.

Der „Hochzittläder" geht schon am Morgen in aller Frühe von Haus zu Haus und hält jeweils etwa folgende Ansprache:

„Jetz solle Ihr höfli iglade si zuam Hosig.**) S' Bußebecke Anton hirotet 's Nägelischuehmachers Theräs. Der Hosig ischt am nächste Dunschtig; d' Kirch am nüne z' Hasle, un derno gohts ins Wirtshus in d'Sunne. Wenn Euch d' Brutlit diene könne u. s. w."

Nach dieser Rede nimmt der Hochzittläder seinen mit einem dürren Strauß geschmückten Hut ab, um seine Gabe in Empfang zu nehmen. Wenn die Hochzeitsleute in der Kirche ausgerufen werden, ist es Sitte, daß, sobald der Pfarrer sagt: „Zum heiligen Sakrament der Ehe ꝛc." alles in der Kirche die Kniee beugt. Auch in Haslach findet der Tschäpplhirsch statt.

Bei der Morgensuppe werden den Schulkindern Würste und Brezeln verabreicht und den Erwachsenen Schinken und Wein aufgestellt.

Auf dem Tanzboden wird der „Vortanz" gethan, an dem sich nur die Brautleute, der Ehrengesell und die Ehrenjungfrau beteiligen. Ist das geschehen, so gehts an die „Irde"***), zu welcher auf Kosten des Brautpaares alle Verwandten geladen sind. Dafür erhält dasselbe ein Gegengeschenk.

*) Ehevertrag.
**) Hochzeit; in manchen Gegenden „Hochzig".
***) Hochzeitstafel.

Digitized by Google

Wenn in Haslach oder in der Umgegend jemand gestorben ist, kommen die Leichenbeter gewöhnlich mit einem Rosenkranz in der Hand. Der sagt z. B. „'s Blumewirts Fränz in Mühlebach isch gschtorwe; morge um halbe Zehni wirds beerdigt; sie lasse bitte, es möcht au ebber 's Gräb*) gu." Dabei bringen solche Leichensager an Geschenken täglich etwa 5—6 Mark zusammen.

Am Vorabend vor „Dreikönig" erscheinen die „heiligen drei König mit ihrem Stern." Dies sind drei Knaben vom Kirchenchor, angethan mit Ministrantenkleidern und Kronen auf den Häuptern. Der Stern besteht aus weißem Oelpapier, hat 4 mächtige „Zinken" und in der Mitte einen „Lichtstumpen". Er wird an einer großen Stange getragen und mit einer Schnur in Bewegung gesetzt. Vor jedem Haus werden 2 Lieder gesungen, wofür den „Dreikönigen" eine kleine Geldspende verabreicht wird.

Am 22. Februar, Peteri Stuhlfeier, wird das Storchenfest gefeiert. Um 12 Uhr mittags versammelt sich die Schuljugend, jedes Kind mit einem kleinen Sack angethan, in der Mühlenkapelle und betet einen Rosenkranz; sobald dieser beendet ist, zieht der ganze Haufen der Stadt zu. In der Mitte ist der Storchenbub mit einem ausgestopften Storchen auf seinem großen Hute. Kommt die Schar vor ein Haus, so schreit sie aus vollem Halse:

„Heraus, heraus!
Aepfel und Biere zum Lade raus!"

Die Hausmütter beeilen sich, Körbe mit Aepfeln, Birnen, Zwetschgen Schnitzen und Nüssen zu füllen und den Inhalt mit vollen Händen herabzustreuen. In obstarmen Jahren werden auch Brezeln und Kupfermünzen ausgeworfen. Die ganze Jugend bildet einen Knäuel**), stürzt zu Boden, um möglichst viel zu erhaschen. Im Nu ist alles aufgerafft; jedes bringt seine Beute im Sack in Sicherheit. Gravitätisch steht bei all diesem Lärmen und Ringen der Storch in der Mitte unter den Kindern. Haben sie ihre Säcke gefüllt, so gehen sie an den Brunnen oder an den Stadtbach, waschen die schmutzig gewordenen Aepfel und tragen sie nach Hause.

Eine eigentümliche Sitte bei der Fronleichnamsprozession besteht auch darin, daß jedem, der in corpore hierbei erscheinenden Gemeinderäte je von einem Knaben ein Betstuhl nachgetragen wird, damit er vor den Altären, wo der Segen gegeben wird, bequem niederknieen kann. Jeder Knabe erhält alsdann für seine Dienstleistung als Belohnung 1 Mark.

6. Hausach.

Die Volksbräuche in Hausach sind im Wesentlichen dieselben wie in den zum Kirchspiel gehörigen Filialen. (Siehe Einbach.) Stirbt ein Kind, ehe es das Heb- oder Gottihäs erhalten konnte, so läßt ihm die Patin das Kreuz verzieren.***)

---

*) Zur Leiche gehen.

**) Da bei diesem Vorgang gewöhnlich auch Unfug und Balgereien vorkommen, wobei es selten ohne ärgerliche Scenen und zerrissene Kleider abgeht, ist dieser Brauch in Schapbach ortspolizeilich abgestellt worden.

***) Derselbe Brauch herrscht auch in Schapbach, wie Verfasser dieses beim Tode seines Söhnchens J. J. H. sich selbst überzeugen konnte.

Digitized by Google

Gewöhnlich findet die Taufe zwischen dem 1. und 3. Tage nach der Geburt statt. Nachdem der Pfarrer die Zeit der Taufe bestimmt hat, holt zur festgesetzten Stunde der Götti die Gotte in ihrem Hause ab, wo die Gotte dem Götti einen Trunk Wein reicht. Auch giebt die Gotte dem Götti einen aus künstlichen Blumen gefertigten und mit Seidenband umschlungenen Strauß, den er an die linke Seite seines Rockes heftet. Der Strauß ist in der Stadt weiß, im Thale dagegen farbig. Alsdann begeben sich beide — Götti und Gotte — in das Haus des „Kindlevaters", wo die Hebamme schon ihrer harrt und den Täufling zu seinem bevorstehenden ersten Ausgang festlich gekleidet, verwickelt und verpackt hat. Darauf begeben sich alle – Gotti und Götti, der Kindlesvater, sowie die Hebamme mit dem Kinde — gemessenen Schrittes zur Kirche. Der weitere Verlauf nach vollzogener Taufhandlung ist derselbe, wie in der Nachbarschaft. Schnurspannen, Taufsuppe im Wirtshaus oder daheim, je nachdem, Geschenke, Wiebersumntig, u. s. w.

Wenn die Kinder 3—4 Jahre alt sind, so erhalten sie am Santa-Klaustag von Götti und Gotte Kleider und Eßwaren. An Ostern bekommt das Patenkind die Ostereier, bestehend aus 3 weißen und 2 gefärbten Eiern, sowie Bretzeln und Zuckerhas. Als Kommunion- und zugleich letztes Geschenk erhalten die Kinder in Hausach außer dem sonst üblichen Häs noch je ein Gebetbuch.

Da im hintern Kinzigrevier die Götti- und Gottewürde mit recht empfindlichen Auslagen verknüpft ist, werden in der Regel auch nur wohlhabende Leute hierum angegangen.

Sind zwei Personen unter sich gewillt, einander zu heiraten, so hält der junge Mann bei den Eltern des Mädchens um deren Hand an. Sind diese mit einverstanden, so vollzieht sich das Weitere wie bei Haslach und sonst geschildert auch.

Bei Beerdigungen wird in Hausach nicht nur der Bienenstand, sondern auch noch der Weinessig geschüttelt. Wird dies unterlassen, so gehen (nach deren Meinung) beide zugrunde. Auch glauben die Leute hierorts besondere Vorboten und Anzeigen des Todes zu kennen. Diese sind: wenn der Kranke nach den Bettzipfeln langt, das Bett verlassen will, äußerst unruhig wird, sowie wenn es spukhaft an Thüren nnd Fenstern klopft, Krachen im Hause, Stillstehen der Uhr, Heulen des Hundes, Zerspringen verschiedener Gefäße und unheimliches Selbstöffnen der Thüren u. s. w.

Die Trauerzeit dauert für Eltern 1 Jahr und bei Verwandten je nach dem Grad der Verwandtschaft ein halbes bis ein viertel Jahr; bei heiratslustigen Witmännern (speziell im Schapbacherthal) für die Frau oft kaum 6 Wochen. Während dieser Zeit wird vom männlichen Geschlecht ein schwarzes Florband entweder um den Hut oder um einen Arm getragen.

7. Hofstetten.

Gebräuche wie in Haslach und Umgegend. Bei der Beerdigung eines Kindes trägt die Gotti (hier auch „Gödli" genannt) die kleine Leiche auf dem Kopfe bis zur Kirche. Nach der ersten Einsegnung trägt sie der „Götti" auf den Armen zum Grabe.

Digitized by Google

8. Kirnbach.

Im Kirnbachthal herrschen im allgemeinen dieselben Gebräuche wie im Gutacherthal. Man sieht es hier besonders gern, wenn recht viel Leute zur Morgensuppe kommen. Das bringe Segen in den neuen Ehestand. Bevor der Kirchgang angetreten wird, kommt ein sog. „Ausbeter" ins Haus. In einer humoristischen Ansprache wünscht er den Brautleuten Glück und Gottes Segen zu ihrem Vorhaben. Oft sehr komisch ist mitunter der Schluß der Rede; z. B.

„Der Weg ist schlecht, die Steine rund,
Mädele mach daß d' nit drunter kunsch!"

Sodann ladet er die Anwesenden ein zum Kirchgang und zur Hochzeitsfeier im Wirtshaus, wobei angegeben wird, was man dort haben kann. Bei der Kirche angekommen, muß die Braut losgekauft werden. Der Bräutigam muß den ledigen Burschen versprechen, wie viel Wein er ihnen bezahlen will. Indessen loben dieselben die Schönheit und den Reichtum der Braut. Erst nach gegenseitiger Uebereinkunft wird die Braut freigegeben. Oft sind es 40—60 Liter Wein, die der Hochzeiter zu zahlen hat. Nach vollzogener Trauung wird vor dem Essen vom Brautpaar allein der Ehrentanz getanzt. Dann gehts wie anderorts.

Da die Hofbauern meist viel Vieh halten und dasselbe von Ostern bis Martini auf die Weide treiben, so sind sie gerade wie in andern Thälern genötigt, sog. Viehbuben und Hirtenmädchen anzustellen. Auch diesen wartet ein Freudentag; es ist der am Pfingstsonntag auf dem Fohrenbühl abgehaltene Schellenmarkt. Dies ist für die Hirten ein freier Tag. Gleich nach dem Mittagessen, bei welchem „Küchle" das Hauptgericht bilden, ziehen die Hirten mit Kuhglocken oder Schellen auf die Höhe an der württembergischen Grenze. Zwei Wirtshäuser, nur getrennt durch eine Straße (Sonne und Adler — ersteres badisch, das andere württembergisch) sorgen für die leiblichen Bedürfnisse. Auch sonstige Buden mit Eßwaren u. s. w. sind vorhanden. Neue Glocken werden da gekauft oder vertauscht. Polizeiaufsicht sorgt dabei für Aufrechterhaltung der Ordnung.

9. Lehengericht.

Die Lehengerichter Kinder werden in der Regel erst in etwa 14 Tagen bis 3 Wochen zur Taufe nach Schiltach gefahren. Diese findet meist am Sonntag nach dem Vormittagsgottesdienst statt und wobei gewöhnlich zwei Paten (Götti) und eine Patin (Gotte) anwesend sind. Der Taufschmaus findet natürlich in einem Wirtshause statt und zieht sich oft bis 10 oder 11 Uhr nachts hin, wobei der Täufling sich gleich ans Fasten gewöhnen kann.

Bezüglich der Verehelichungen unterscheidet man hier zwischen einer „rechten" und einer „Freundschaftshochzeit".

Erstere findet mit allen üblichen Gebräuchen und unter allgemeiner Teilnahme der Orts- und Nachbarsbevölkerung in irgend einem Wirtshause statt, gerade wie im Schapbacher- oder Gutacherthale üblich.

Viel einfacher dagegen werden die sog. Freundschaftshochzeiten abgehalten, zu welchen nur die nächsten Anverwandten geladen werden.

Digitized by Google

Bei Beerdigungen wird auch in Lehengericht vor dem Aufbruch zum letzten Gange durch einen besonders dazu bestellten „Ausbeter" noch ein Gebet verrichtet. Es ist in diesem Falle meistens der Lehrer, der dem Verstorbenen und dessen Angehörigen diesen letzten Liebesdienst erweist. Dabei steht der Sarg mit dem Leichnam gewöhnlich in der Mitte des Zimmers; an dem Kopfende befindet sich der Ausbeter, während rings um den Sarg herum die Angehörigen und Leidtragenden stehen. Ersterer hält nun vor allem eine den Verhältnissen entsprechende Anrede, liest hierauf einen passenden Abschnitt aus der Bibel oder dem Gesangbuche vor, worauf das Vaterunser und der Segen gesprochen wird.

Der Sarg mit dem Toten wird auf ein besonderes Fuhrwerk gebracht und in langsamem Schritt setzt sich der Leichenzug in Bewegung, der letzten Ruhestätte, dem Friedhofe in Schiltach zu. In der Nähe des Pfarrhauses daselbst wird der Sarg vom Wagen gehoben und in Begleitung des Geistlichen und des Lehrers mit seinen Schülern von den „Trägern" zum Friedhofe gebracht.

10. Mühlenbach.

Bezüglich der Gebräuche bei Kindstaufen und damit verbundenen vielwiederholten Beschenkungen geht in Mühlenbach das Sprichwort: „Gotte sein ist eine Ehr, macht aber den Beutel leer!"

Gleich nach der „Taufsupp" haben Götti und Gotte je nach Verhältnissen 5—10 Mark als Taufgeschenk zu spenden. Daran reiht sich etwa 14 Tage nachher der „Stubengang", der auch nicht mit leeren Taschen unternommen werden kann, zumal außer dem Täufling mitunter noch 8—10 junge Sprößlinge vorhanden sind, welche mit begreiflicher Spannung nach dem Umfange und Inhalt der „Gotte-Tschied" auslugen. Am nächsten Geburtstag kommt der „Hebrock" und dann gehts auch hier so fort bis endlich im 14. Jahre das „Kommunionhäs" im allgemeinen den Abschluß bildet.

Hat sich ein heiratslustiger Mühlenbacher entschlossen, sich zu verehelichen, so geht er mit einem Anverwandten am Abend zu den Eltern seiner Herzallerliebsten und hält um die Tochter an. Dies heißt man hierzuland: „Auf d' Anhalte gehen."

Erhält er das Jawort, so gehts sofort an die notarielle Ausfertigung der „Hiris" (Heirat d. i. Ehevertrag).

Die andern Gebräuche, als Ladung, Schäpplhirsch u. s. w. sind dieselben wie in den Nachbarsorten. Bei persönlicher Einladung wird die „Hochziteri" mit Geld oder einem Schinken beschenkt. Am Hochzeitsabend wird das neuvermählte Paar vom Wirtshause aus eine Strecke weit mit Musik nach seiner Wohnung begleitet. Der Verlauf der Hochzeitsfeier ist so ziemlich derselbe wie im Schapbacherthal. Die Verwandten sitzen an der sog. „Irden" (Zechtisch), die von den Eltern der Brautleute bezahlt wird. Eigentümlich ist bei Mühlenbacher Hochzeiten, daß unmittelbar hintereinander zwei verschiedene Fleischsuppen serviert werden. Wenn sich die Gäste, welche an der „Irden" saßen, vom Hochzeitspaare verabschieden, so geben sie der jungen Frau beim Händedruck ein Hochzeitsgeschenk von einigen Mark, welche dieselbe unverweilt in ihre große Rocktasche gleiten läßt.

Digitized by Google

Mit dem Wunsche: „So, jetz' wünsch ich I nu Glück i der Ehstand" trennt man sich. Am Sonntag nach der Hochzeit findet im gleichen Wirtshaus die sog. „Nochhochzig" statt, d. h. die Eltern der Brautleute zahlen dem Wirte die Rechnung für die Hochzeit, wobei der Wirt noch ein Extraessen mit 2 - 3 Gängen giebt. Einige Wochen darauf findet „Stubengang" bei den Neuvermählten mit Aufwartung statt. Ein besonderes Ehrengericht bildet dabei Nudelsuppe mit Rindfleisch und Meerrettich.

Sonst wird Rindfleisch auf einem Bauernhof nur einmal im Jahre, „an der Kilwe" (Kirchweihe) gekauft. Kalbfleisch giebt es fast nie. Dagegen schlachtet jeder Bauer im Winter 5—8, mitunter auch 10 „feiste Saue" (fette Schweine) Damit ist in der Regel so eine Art „Metzelsuppe" (Schlachtfest) verbunden, zu dem auch die nächsten Nachbarn auf den Abend eingeladen und mit Würsten, Fleisch, Wein und „Kriesewasser" bewirtet werden. Die Jugend belustigt sich dabei mit:

Säckle strecken.

An eine lange Stange wird ein Säckchen gebunden und in dieses ein Brieflein folgenden Inhalts gelegt:

> „Guten Abend, Ihr lieben Metzgersleute! Ich habe gehört, Ihr habt ein fettes Schwein geschlachtet, und da möcht ich auch gerne davon haben. Eine Wurst nämlich wünsch ich, die 300 mal um den Ofen herumgeht; das muß eine tapfere Bratwurst sein; ein Ripp, ach, daß einem das Herz im Leibe lacht und dazu einen Schunken, daß ich kann nach Hause lunken. Ich heiße Michel Keck, wer mir in den Weg kommt, schmeiß ich in den Dreck. Laßt mich nicht lange warten, denn ich muß noch über Berg und Thal waten." Und dergl. Unsinn mehr.

Der Säckleströcker klopft mit der Stange an das Fenster, läßt dieselbe stehen, springt weg und versteckt sich in der Nähe. In seinem Versteck wartet er, bis das Säckchen mit Wurst oder Kesselfleisch gefüllt ist und sucht dann unbemerkt es wegzunehmen, während ihm die andern auflauern und ihn daran zu verhindern oder zu erhaschen suchen.

Bei Beerdigungen nimmt wie bei Hochzeiten die ganze Gemeinde Anteil. Stirbt jemand in einem Hause, so ruht alle Arbeit bis zur Beisetzung. Der Verstorbene wird alsbald nach eingetretenem Tode auf die Stubenbank hinter den Tisch gelegt und die Bienen, sowie das Essigfaß von der Stelle gerückt. Am Abend werden im Trauerhause der Rosenkranz und fünf Vaterunser für das Nächststerbende gebetet. Wie in allen Dörfern des Bezirks ist die Beerdigung immer am Vormittag. Gebräuche hierbei wie in den Nachbarsorten.

11. Schiltach.

Auch hier herrscht die Sitte, daß bis zur Taufe des neugeborenen Kindleins, nachts ein Licht im Schlafzimmer brennen muß. Auch wird demselben nach alter Sitte, bis zu dieser Zeit ein Gebetbuch in die Wiege gelegt, beides zum Schutz gegen das „böse Wesen".

Bei Taufen und Hochzeiten knallen von den umliegenden Höhen Schüsse. Mitunter werden bei Hochzeiten von Knaben noch Bänder über den Weg gespannt, um eine Geldspende zu erhalten.

Digitized by Google

Die Hochzeiten werden auch in Schiltach unter Beobachtung der bereits beschriebenen Gebräuche fast ausnahmslos im Wirtshaus gefeiert.

In den Zwischenpausen (während des Mahles) gehen die Musikanten, Tafelmusik aufspielend, von Tisch zu Tisch und erwarten, daß jeder Hochzeitsgast sein Scherflein in den aufgestellten Teller legt.

Als besonderer Gebrauch ist auch das sog. „Knöpfeln" erwähnenswert, welches darin besteht, daß an den drei Donnerstagen vor Weihnachten abends die junge Welt Erbsen an die beleuchteten Fenster wirft, um die Insassen zu necken.

12. Steinach.

Volksbräuche wie in den Nachbarsorten. Bei Hochzeiten werfen die Zeugen (Ehrengesellen) Nickel- und Kupfermünzen auf dem Gang zum Standesamt und in die Kirche unter die zahlreich nachlaufende Jugend und sind ob des dabei entstehenden Tumultes sichtlich erfreut.

13. Welschensteinach

Nach der Meinung der Welschensteinacher Kinder trägt die Hebamme die Säuglinge in die Häuser; ja sie treibt nach dem Glauben derselben einen förmlichen Handel damit, weswegen sie auch bei den Kleinen eine ganz verhaßte Person ist, und nicht selten probieren die Kinder, sie durch Schimpfworte und Drohungen vom Hause fern zu halten.

Wenige Tage nach der Geburt trägt man das Kind zur Taufe. Nach Beendigung der hl. Handlung tragen die Paten den Täufling um den Altar herum. Der Götti geht voraus, die Gotti folgt nach. Die Gotti geht darauf aus, den Götti hinter dem Altar am Rockzipfel zu erhaschen, gelingt ihr dies, so ist der Götti verpflichtet, der Gotti nachher beim Taufschmaus zu bezahlen, was sie nur wünscht.

Ist der Bauer anfangs alt und möchte er noch ruhigere Tage verleben, als bisher, so übergiebt er seinem jüngsten Sohne den Hof und geht auf die „Libtig". Die übrigen Söhne und Töchter bleiben bei ihrem Bruder als Knechte und Mägde, sofern sie nicht anderweitig ein passendes Unterkommen gefunden haben. Der junge Hofbauer sucht nun eine geeignete Partie aus. Hat er eine solche gefunden, so ist der Hochzeitstag nicht mehr weit. Auch hierorts wird ein Schäpplabend abgehalten. Dieser wird im Hause der Braut veranstaltet und durch Pistolenschüsse eingeleitet. Unter den Klängen der Mund- und Ziehharmonika wird das Mahl abgehalten. Zuletzt wird der Hirsebrei aufgetragen, in dem Rosmarinzweige stecken, von dem alle essen müssen. Er wird von der Braut angeboten. Wer zuerst nach einem Rosmarinzweige die Hand ausstreckt, dem wird sie, wenn er nicht flink ist, in den heißen Brei gestoßen. Fröhlicher Tanz folgt darauf dem Mahle. Bei der Morgensuppe am Hochzeitsmorgen wird den Gästen Wein, Kaffee und Käse verabreicht. Auch nachdem der Zug zur Kirche sich bewegt, wird im Hause gemütlich von Groß und Klein, Alt und Jung, von Verwandten und Bekannten weitergezecht. Zu einer solchen Morgensuppe sollen sich mitunter schon gegen 50 Handwerksburschen (sog. Hamberlen) eingefunden haben. Auf dem Wege zur Kirche wird das Hochzeitspaar von einer Schar

Digitized by Google

junger Burschen begleitet, die jauchzen und singen. Knaben spannen eine Schnur über die Straße und „heischen" etliche Kupfermünzen. Während des Hochzeitsmahles in irgend einem Wirtshause spielt die Dorfkapelle, bestehend aus drei Mann, mit einer Handorgel und zwei Flöten. Nachher wird getanzt.

Abends, wenn die Gemüter etwas erregt sind, kriecht einer unter dem großen Tisch, an dessen oberem Ende die Neuvermählten sitzen, bis zur Braut vor, zieht ihr mit keckem Griff rasch einen Schuh ab und trägt solchen unter allgemeinem Beifall fort. Um den Schuh wieder zurückzuerhalten, muß der Brautführer dem Schalk einen Doppelliter bezahlen. Dann legt man den Schuh, der mit Blumen verziert wird, wieder auf den Tisch vor die Braut, stellt ein Glas Wein hinein und legt neckischer Weise allerhand Dinge dazu, die notwendig sind, wenn der Klapperstorch Einkehr halten soll.

Ist die schwerste Stunde des Lebens herangekommen, so stellen die Leute Kinder mit brennenden Kerzen um das Sterbebett.

14. Wolfach.

Sitten und Gebräuche, soweit solche hier überhaupt noch bestehen, sind dieselben wie im Schapbacher- und Kinzigthale.

Digitized by Google

B. Trachten, Sitten und Bräuche im Amtsbezirk Offenburg.

I. Volkstrachten im Amtsbezirk Offenburg.

Der Amtsbezirk Offenburg-Gengenbach umfaßt Orte, die teils in den Seitenthälern des Schwarzwaldes, teils im Kinzigthale und fast zur Hälfte draußen in der Rheinebene liegen. Abgesehen von den eigentlichen Wälderdörfern, kaum in diesem, dem allgemeinen Verkehr längst erschlossenen Landesteil, von einer charakteristischen Volkstracht kaum mehr die Rede sein. Doch machen wir einmal eine Rundreise, ausgehend von Biberach, welches dem angrenzenden Bezirk Wolfach am nächsten liegt.

Biberach, das lächelnde Revier der Freude, hat wohl einen Kranz schöner Frauen und hübscher Mädchen; wer hier an der Station aber aussteigen und Landestrachten studieren will, soll sich lieber gleich ein Retourbillet lösen oder weiter thalaufwärts fahren. Zwar trifft man noch vereinzelt bei etlichen „Wiewersvölkere" Spuren der früheren Tracht; allein das echte Häs nach altem Schnitt ist so selten als grüne Schwalben, und erst die Mannsleute — die sind ganz modernisiert.

Gleich rechts neben Biberach liegt Ober- und Untereutersbach. Alle drei gehörten bis 1803 zur Reichsstadt Zell.

Auch hier gilt bezüglich der Tracht dasselbe wie bei Biberach. Beim männlichen Geschlecht ist solche gänzlich geschwunden; die Wiewersvölkere dagegen halten solche (soweit sie nicht hoffärtig und städtisch geworden), noch in Ehren. Dort setzt die Bäuerin noch ihren Stolz darein, mit ihren Töchtern in der kleidsamen Tracht selbständig freier Hofbesitzer am Sonntag in Zell sich zu zeigen, während des Stricker- und Eckerhöferbauern Mägde, die zuvor im „Städtle" gedient, im städtischen Gewand einherstolzieren, wie ein aufgeputzter Haubenstock, von den Burschen geneckt und den Mädeln im heimischen schmucken „Häs" gemieden.

Zell, als ehemalige freie Reichsstadt ist selbstverständlich so im Großen und Ganzen auch heute noch städtisch. Das ließe der alte Stolz nicht zu. Von der alten ehemaligen Bürgertracht findet sich unter der heutigen Generation keine Spur mehr.

Hart an Zell schließt sich das ehemals freie Reichsthal Harmersbach an, jetzt in Ober- und Unterharmersbach geteilt.

Die frühere Mannstracht hat sich im Militärverein, (der ehemaligen Reichs-Bürgergarde) fort vererbt, nämlich graue Leinwandkittel, rotes Gilet, weiße Hosen und einen roten Federbusch auf dem Sonntagshut. Die Wiewersvölkere tragen fast ausnahmslos noch die alte Tracht. Dasselbe gilt

Digitized by Google

auch für Unterharmersbach. Doch ist hier die alte Tracht (Zwilchkittel, rote Weste, hoher Filzhut ꝛc.) dem Einfluß des nahen „Städtle" weichend, schon mehr in die Zinken und Höfe zurückgedrängt.

Am reinsten findet man die alte Harmersbacher Tracht in den tiefer einschneidenden Seitenthälern. Da tragen die Männer einen schwarzen, langhaarigen, breitrandigen Filzhut mit verhältnismäßig kleinem Rohr. Eine rote wollene Weste mit kleinen hellen Metallknöpfen, sowie ein schwarzer, glänzender, leinener Schoßrock mit aufstehendem Kragen, hellen Metallknöpfen, rotem Brust- und Schoßfutter und rotem Passepoil kleidet den Oberkörper. Eine kurze, enge, bis unter die Kniee reichende schwarze Hose, weiße Strümpfe und niedere Schuhe bedecken den übrigen Teil.

Die Frauen tragen als Kopfputz eine schwarzseidene Spitzenkappe mit seidegesticktem, buntem Boden und moire-seidenen Bändern. Ein buntfarbiges seidenes Halstuch bedeckt Hals und Brust.

Das Leibkleid ist ein schwarzer tuchener Schoben mit enger kurzer Taille. Die Aermel sind hinter dem Ellbogen weit, oben in zahlreiche Falten gezogen und mit einem Paßboll in das Armloch eingenäht; gegen die Hand hin werden sie eng und schließen beim Handgelenk. Die übrige Kleidung besteht in einem schwarzen, tuchenen, verhältnismäßig kurzen Rock, weißen Strümpfen, niederen Schuhen ohne Absätze und blauem oder grünem, seidenem (auch halbseidenem oder wollenem) Fürtuch (Schürze).

Aehnlich wie im Harmersbacherthal ist auch die Tracht in Nordrach und den Schottenhöfen.

Auf der linken Thalseite schließt sich an Biberach die in drei Schulverbände gegliederte Gemarkung Bermersbach an. In dem dazugehörigen Fußbacherthal tragen die Männer den sog. Glanzkittel mit weißem, wolligem Futter und rotem Brusttuch. Die Frauen schmücken sich mit der Spitzenkappe und seidenem farbigem Halstuche, welches mit Fransen besetzt ist. Die Mädchen tragen einfarbige, entweder rote oder blaue und die Frauen schwarze Röcke.

Im Nachbarszinken Strohbach, sowie auch in Bermersbach ist die alte Ortstracht schon mehr im Absterben begriffen. An Stelle des selbstgesponnenen sog. Glanzkittels ist ein gewöhnlicher schwarzer Rock von gleichem Schnitt aus Wolle getreten. Die rote Weste hat einer solchen von dunkelm Stoffe Platz gemacht.

Auch bei den Frauen sieht man die schöne Goldhaube mit dem kleinen schwarzen Schleier nur noch selten, sie wurde durch eine unförmige Haube ersetzt. Der Schnitt der übrigen Kleider hat sich ebenfalls auf Kosten der Güte und Schönheit geändert; nur der Stoff der Werktags- und vereinzelt auch der Sonntagskleider besteht noch aus selbstgesponnener Leinwand.

In Schwaibach, resp. Bergach und Schönberg bemerkt man bezüglich der Tracht schon mehr die Nähe von Gengenbach. Die sogen. Kinzigthäler Tracht wird nur noch vereinzelt getragen und besteht bei den Mannsleuten in dem sog. Glanzkittel mit roten Aufschlägen und roter Weste. Die Weiber tragen über die Schulter ein ziemlich großes shawlartiges Tuch und mitunter auch noch die Spitzenkappe.

Auch in Reichenbach und Haigerach ist die Volkstracht im Absterben begriffen und wird nur in seltenen Fällen das Vorder-Kinzigthäler

Digitized by Google

Häs von älteren Personen noch getragen. In Gengenbach selbst herrscht städtische Bekleidungsweise. Auch im benachbarten Ohlsbach sieht man nur noch wenige ältere Leute mit roten Westen ꝛc., die jüngeren kaufen ihre Kleider in der Stadt und tragen sich „modern."

Desgleichen ist auch in Ortenberg die alte Ortenauer Tracht völlig verdrängt und merkwürdigerweise hier zunächst von den Frauen, während man noch einige ältere Bürger Sonntags im Glanzkittel mit der Pelzmütze und der roten Weste sehen kann.

Dasselbe trifft auch in Berghaupten zu.

In Diersburg haben sich wenigstens unter dem protestantischen Teil der Bevölkerung noch Reste der früheren Ortstracht bis auf den heutigen Tag erhalten. Diese besteht in einem schwarzen wollenen, mitunter auch von Hausleinwand gefertigten faltenreichen Rock und enger schwarzer Jacke mit kurzem Rücken (sog. Thalbuckel) und einer Flügelkappe, nur etwas einfacher als die der Markgräflerinnen. Der lang herabfallende Zopf ist hier nicht üblich. Vor etlichen Jahren sah man auch noch einige alte protest. Männer mit ihren langen, rotgefütterten Glanzkitteln und großen, schweren runden Filzhüten zur Kirche gehen.

Die Diersburger Katholiken sollen ihre ehrsame Bauerntracht schon vor ungefähr 50 Jahren verlassen haben. Leider scheint mit dem Verlassen der väterlichen Sitte auch zugleich der Wohlstand zu verschwinden; denn thatsächlich bilden (mit wenig Ausnahmen) die Protestanten den wohlhabenderen Teil der Bevölkerung.

Ueber Zunsweier kann heute von einer eigentlichen Volkstracht fast gar nichts berichtet werden. Jedenfalls hat das altehrwürdige Häs auch hier einer unvernünftigen Zeitströmung Platz machen müssen.

Auch in Niederschopfheim ist die Ortstracht dem unseligen Zeitgeist zum Opfer gefallen. Vor Jahren noch trugen die jungen Burschen rote Westen, kurze blaue Jacken und Pelzkappen. Wie hübsch war das! Und die Niederschopfener Mädel? — Ja, wenns die Burschen nicht mehr für nötig hielten, in farbenprächtigem, kleidsamem Kostüm den Schönen zu gefallen, so hingen auch diese ihr hübsches Häs an den Nagel und kleideten sich, wies ihnen gefiel.

Ganz trefflich wird in diesem Betreff über Hofweier geschrieben:

„Die Trachten waren bis vor 30 Jahren einfach und volkstümlich, meist aus eigenem Gespinste verfertigt. Nach und nach ist aber das Spinnrad in Abgang gekommen und jetzt ist es in den meisten Familien bald ein unbekannter Artikel. So wandert auch allmählich der Dreschflegel zum Ort hinaus und wird durch die Maschine ersetzt."

Alte Sitten, der Väter Brauch und mit ihm der Arbeitsgeist nehmen ab und entschwinden, und mit diesen zugleich Glück, Zufriedenheit und Wohlstand. Dagegen nehmen in bedenklichem Maße Luxus und Wohlleben zu. Auf dem Dorfe äfft man den Städtern nach. Der Kleidung nach unterscheiden sich Bauer und Bäuerin wenig mehr von Herr und Dame in der Stadt. Und erst das junge Geschlecht. Dieses wandert gar zu gerne der Stadt zu. Knecht oder Magd zu sein gilt bei solch verblendeten Leuten schon als minderwertig. Freilich, die Fabriken bringen mehr Verdienst. Abgesehen davon, daß sie vielfach aber auch entsittlichen und mehr und mehr

Digitized by Google

das heranwachsende, (aufsichtslose und somit sich selbst überlassene) Geschlecht entnerven, trifft vielfach noch die unläugbare Thatsache zu:

Wie gewonnen, so zerronnen — je mehr verdient, desto mehr verbraucht. Bei allem Verdienst werden solche Leute gewöhnlich doch nicht vermöglicher. Früher verdingten sich beispielsweise nach der Schulentlassung des Rübenmichels Flori und des Weiernazis Lena zu irgend einem wohlhabenden und rechtschaffenen Bauern. Das nötige Häs samt Schuhen, Marktgeschenken und Trinkgeldern aus dem Viehverkauf waren einbedungen. Der Flori ließ seinen Lohn beim Bauern stehen. Dieser kaufte bei guter Gelegenheit um billigen Preis seinem Knecht hier einen Acker und dort eine Matte, legte das Geld aus und war für etwaigen Rest sicherer Bürge. Die Lene aber trug alle „Winnete" (Weihnachten) ihren Jahreslohn zinstragend auf die Sparkasse. Für Kost, Logis, Kleider und Schuhe hatten beide gar keine Auslagen; denn nach Martini kamen Schneider und Schuster und die Dorfnäherin auf die „Stör" ins Gehöft, und da wurde genäht, geschneidert und geschustert was Bauer und Gesinde fürs ganze Jahr nötig hatten. Und kams zwischen den Völkere zur Heirat, so besaß der Flori einige Grundstücke zu Eigentum und die Lene holte ihr Geld aus der Sparkasse, bezogen als schuldenfreie verheiratete Leute des Bauern Taglöhnerhaus und blieben auch fürderhin als zuverlässige und treue Arbeiter in des Bauern Diensten. Dabei waren sie in der Heimat von jedermann geachtet und unter sich zufrieden und glücklich.

Und wie ists mit den andern?

Schnippisch und hoffärtig schaut des Besestoffels Gretle auf des Weiernazis Lene, die um geringen Jahreslohn zu so harter Haus- und Feldarbeit sich verdungen hat, und des Pechmichels Veroni spöttelt mit und kurz darauf begeben sich beide — s' Gretle und d' Veroni — in die Stadt, wo sie in der Fabrik guten und leichten Erwerb finden. Des Harzerfrieders Michel, der mit der Veroni ein „Verhältnis" hat, geht notgedrungen auch mit, und jetzt beginnt für die drei übelberatenen und unerfahrenen Dorfkinder vorerst ein Leben wie bei den Vögeln im Hanfsamen. Bald aber kommt die Ernüchterung. Wohl ist alle 14 Tage Zahltag, und da kommt bar Geld in die Hand. Dreiviertel davon gehen aber jeweils für Wohnung, Kost und Kleidung drauf. Denn — das dumme heimische „Häs" paßt nicht in die Stadt, man ist zu bäuerisch und macht keinen noblen Eindruck. Also weg mit dem Plunder und städtische Kleider her, natürlich gehört dazu auch ein passender Hut mit einem ganzen Krautgarten darauf. Dies alles aber kostet Geld viel Geld. Und dann kommt auf den Samstag jeweils der Sonntag, und da giebts Musik und Tanz und Ausflüge und sonstige Vergnügungen und Unterhaltungen und Gesellschaften, wovon so eine Dorfmagd daheim gar keine Idee hat, und des Harzerfrieders Michel, der an derselben Fabrik, an welcher Gretel und Veroni im Websaal Arbeit gefunden hatten, als Heizer bedienstet war, mußte natürlich auch mitmachen, schon der Veroni zulieb. So ging das erste Jahr herum. Während die fleißige und genügsame Lene sechs Zwanzigmarkscheine auf die Sparkasse trug und der Flori auf diesem frohen Gang sie als Beschützer begleitete, saßen die drei andern mit sehr bedenklichen Gesichtern in der Stadt in ihrem Dachstüble und hatten auch einige Papiere in den Händen. Aber es waren keine Zwanzigmarkscheine, sondern unbezahlte

Digitized by Google

Schuster-, Näherinnen-, Waschерinnen- und Putzmachers-Rechnungen. Und zu Hause warteten die armen Eltern — der Besestoffel und der Pechmichel — auch schon längst darauf, daß die Mädel von ihrem großen Verdienst etwas heimschicken sollten. Das waren böse Feiertage. Und erst der Steffestag! Da ist Tanz drüben in Weinfelden und seller lustig G'freiter von der 2. Kompagnie, der schöne Heinrich, kommt auch dazu, dabei kann und darf doch das heitere Gretle nicht fehlen. Also muß der gute Michel Geld beischaffen, daß die beiden leichtsinnigen Mädchen ihrem gefährlichen Vergnügen fröhnen können. Und am gleichen Nachmittag, während die brave Lene, die Bauernmagd, den Rest ihres Lohnes ihren erfreuten Eltern übergiebt und überströmenden Herzens erzählt, daß sie so und so viel vorgestern auf die Sparkasse getragen und der Bauer dem Flori den Rüffeacker gekauft habe, gaben sich im fernen Weinfelden „Im Krug zum grünen Kranze" Gretchen und Verone den ausgelassensten Vergnügungen hin, um dann zu später Stunde heimgekehrt, den Rest der Nacht schlaflos in Reue und Gewissensbissen zu verbringen.

So verging der Frühling und auch der Sommer, und jetzt, auf Kirchweih beschlossen die drei Stadtleutchen im Heimatsdorf einen Besuch abzustatten. Eio, was da die Bauersleute für verwunderte Augen machten. Aufgedonnert mit Hut und Schleier, wie Geheimratstöchter stolzierten des Besestoffels schmuckes Gretle und Pechmichels Veroni durch die Dorfgassen. Ihre früheren Gespielinnen, vorab des Weiernazis Lene, würdigten sie keines Blickes. Und erst abends auf dem Tanzboden! Da hatten sie 's Griß zum stillen Aerger der übrigen Mädchen.

Manche älteren Leute meinten freilich kopfschüttelnd, das sei wirklich zum G'spött, die zwei überspannte Wiewersvölkle thäte g'scheiter ihre armen Eltern unterstützen, die beide nächstens ins Armenhaus kämen, statt den Leuten zum Aergernis eine ganz übertriebene Hoffart zu Schau zu tragen und Knecht und Magd zum Luderleben und Fortlaufen zu verhetzen. So und noch viel schärfer urteilten die Dorfbewohner über die neugebackenen Damen. Auch die Aeckerbäuerin, bei welcher Lene in Dienst stand, sprach dieser gegenüber unverholen ihr Mißfallen über den übertriebenen Kleiderluxus der beiden Taglöhnersmädchen aus.

„Soviel kann doch in der Fabrik schwerlich verdient werden", meinte die rechtschaffene Lene, „daß man neben den Ersparnissen und Abgaben an die Eltern noch solche Ausgaben machen kann."

„Ersparnisse?" entgegnete die Bäuerin und lachte. „Die habe ihr ganz Vermögen auf dem Buckel hängen und" — „Und", fiel ihr da der Aeckerbauer ins Wort, „ja, und die unbezahlten Rechnungen im Sack! Wart erst einmal ab, Lene, wie die Herrlichkeit noch ausgeht!"

Die Kirchweih ging vorüber und auch s' Gretle und Veroni waren tanzmüde wieder nach der Stadt zurückgekehrt. Mit der Zeit war Michel vom Heizer zum Maschinenputzer avanciert und jetzt glaubte er seine Veroni heiraten zu können. Diese war sofort damit einverstanden und drängte sogar auf Beschleunigung der Hochzeit. Draußen in der Vorstadt, im 7. Stock einer sog. Arbeiterkaserne wurde ein Stübchen gemietet, das zugleich als Küche und Schlafzimmer diente.

Digitized by Google

S' Heiraten aber kostet Geld, und sowohl Michel als Veroni hatten davon keinen roten Heller aufzuweisen. Schwiegervater Pechmichel konnte auch nichts zuschießen, und so kauften also die Brautleute bei einem Abzahlungsgeschäft das Nötigste ein. So wurden beide Mann und Frau, und die Sorge zog auch gleich ins neue Heim mit ein. Die Sonntagsausflüge wurden jetzt notgedrungen eingestellt.

Anfangs gingen beide nach wie vor in die Fabrik, und da Veroni vom Kochen nichts verstand, holte man sich das kärgliche Mittagessen in einer öffentlichen Menage. Morgens und abends behalf man sich so gut es eben ging. Man mußte eben an allem sparen, um den Mietzins, das Geld für Holz und Sonsterlei und namentlich für die Ratenzahlung aufbringen zu können. Da aber beide das Sparen nicht verstanden, so happerte es mehrmals mit den Abzahlungen. Der Lieferant aber verstand da keinen Spaß und drohte. Wider Erwarten kam auch der Storch etwas früher als Michel lieb war und jetzt happerte es noch mehr. Es ging nicht lange, so erschien auch der Gerichtsvollzieher. Das Weitere und die Zukunft läßt sich ausmalen.

Und s' Gretel? Nachdem diese durch Veronis Heirat sich vollständig selbst überlassen war, suchte sie das Leben erst recht zu genießen und sank von Stufe zu Stufe.

Daheim auf dem Aeckerhofe hatte der Bauer Floris und Lenes Lohn mit der Zeit in Anerkennung ihrer treuen Dienste bereits verdoppelt, und da die braven Leute ihrerseits keine besondern Auslagen hatten, wurde alles, was nicht den Eltern als Unterstützung zufloß, teils in Liegenschaften, teils auch bei der Sparkasse angelegt. Auch ein Mutterkalb durfte sich Flori aufziehen und mit des Bauern Vieh auf die Weide treiben. Flori und Lene waren schon längst unter sich einig geworden; aber beide waren der vernünftigen Ansicht, daß zum Heiraten nicht bloß Liebe, sondern auch eine sichere Grundlage und Existenz gehöre, auf der man weiterbauen und eheliches Glück und häusliche Wohlfahrt begründen könne. Darum wollten sie noch zuwarten. Doch wurden ihre Absichten noch von den Ereignissen überholt.

Unerwartet rasch war auf des Aeckerbauern Taglöhnerhäuschen, dessen bisheriger Insasse, der Rüttebasche, mit Tod abgegangen. Die Wohnung, wozu noch etliche Morgen Ackerland, Matten und Weiden gehörten, wurde frei und war es jetzt der Aeckerbauer selbst, welcher dem Flori das Anerbieten machte, bei dieser „G'legeheit" das Anwesen zu übernehmen.

Ersterem war es namentlich darum zu thun, den Flori dauernd an seinen Hof zu fesseln. Auch die Bäuerin redete Lene zu, alsbald die Heirat beschleunigen zu wollen, damit das Gütle nicht brach liege. Unter einer sog. „G'legeheit" versteht man gewöhnlich ein sog. Todfallgut. Entweder der Uebernehmer übernimmt das Haus mit den dazugehörigen Oekonomiegebäulichkeiten samt einer gewissen Anzahl Aecker und Matten ꝛc. unentgeltlich auf Lebensdauer, d. h. bis der überlebende Ehegatte, sei es nun Mann oder Frau, mit Tod abgegangen ist, unkündbar, und muß dafür mit seiner ganzen Familie, einschließlich der nachwachsenden Kinder jederzeit dem Bauern im landwirtschaftlichen Betriebe beihelfen. Dafür kann er des Bauern Gespann (Roß oder Zugochsen) zu Zeiten auch für seine Aecker benützen, muß

Digitized by Google

aber einen gewissen Prozentsatz an Früchten (etwa 1/3) dem Bauern überlassen. Oder: Der Uebernehmer zahlt einen gewissen Pacht. Dann gehört diesem das ganze Erträgnis. Aber er darf zu Zeiten, wo der Bauer dringende Arbeit in Feld und Wald hat, keinem andern als dem Hofbesitzer Arbeit leisten, wird aber in ortsüblicher Weise hierfür bezahlt.

Ein dritter Fall ist der, daß ein Taglöhner solch ein Gütchen auf gewisse Zeit, etwa zwei Menschenalter, also 66 Jahre unkündbar unter den obigen Bedingungen übernimmt. Damit sichert er auch zugleich seinen direkten Nachkommen eine sichere Heimat. Und die Bauern sind meistens sehr gerne aus gewissen Gründen damit einverstanden. Unter letzteren Bedingungen übernahmen auch Flori und Lene des Aeckerbauern Taglöhnergut. Letzteres umfaßte 15 Morgen an Aeckern, Matten, Weiden und Eichbusch (Schäleichenanpflanzungen), und da Flori 3 Morgen Aecker und 2 Morgen Wiesen ohnedies sein eigen nannte, und Lene gegen 1000 Mark auf der Sparkasse stehen hatte, so konnten sie ohne Sorgen für die Zukunft einen eigenen Hausstand gründen. Flori und Lene wurden auch schon am nächsten Sonntag aufgeboten und 14 Tage darauf drunten im Dorf im Ochsen unter allgemeiner Teilnahme der Ortsbevölkerung die Hochzeit gefeiert.

Im Schwarzwald kommts nicht darauf an, ob Hochzitter und Hochzitteri Bauern oder Taglöhner sind; wenns nur rechtschaffene brave Leute sind, so nimmt alles ohne Unterschied daran Anteil. Und so wars auch hier. Wie himmelweit verschieden war die Verheiratung des „Bauernknechtes" Flori mit der „Bauernmagd" Lene, gegenüber der Michels mit des Pechmichels Veroni draußen in der Stadt.

Es geht nicht lange, Flori und Lene lebten in Eintracht und Frieden glücklich in dem neuen, schuldenfreien Heim, da klopfte es eines Abends spät an die Thüre.

Flori war nach anstrengender Arbeit bereits zur Ruhe gegangen. Neugierig öffnete Lene den obern Thürflügel und guckte hinaus.

Steht da draußen ein noch junges, aber bleiches und abgehärmtes Weibsbild.

„Lene, um Gotteswillen, nimm mich für heut Nacht doch auf; ich weiß nicht an wen ich mich sonst in meinem Elend wenden soll." Bestürzt öffnet die gutmütige Lene vollends die Thür und schaut dem bleichen Ankömmling ins Gesicht.

„Ach Gott! Gretle bist Du's?" ruft Lene erstaunt und führt den späten Gast in die Stube.

„Ja ich bin's", sagt diese halb tonlos, „und um alles in der Welt laß mich nicht entgelten, was ich in Hochmut einst an Dir gefehlt habe; ich bin bestraft und verlassen genug."

Frau Lene sah auf den ersten Blick, wie es um das einst so stolze Gretchen stand. Auch Flori stand auf, und nun berichtete Gretchen rückhaltlos, wie es ihr im letzten Jahre in der Stadt ergangen sei, wie sie gelebt, geliebt und gehofft hätte und dann betrogen und ins Unglück gestürzt worden sei. Von ihren Eltern sei sie abgewiesen und in ihrem Elend von keinem ihrer Verwandten aufgenommen worden, und jetzt legte Gretchen einen warm verhüllten Bündel auf das Bett, woraus alsbald ein Säugling seine klägliche Stimme erhob.

Digitized by Google

Mitleidig eilte Lene sofort in die Küche, um dem kleinen Schreier eine warme Milch zu bereiten.

„Ja hast Du denn beim Michel und bei der Veroni keine Zuflucht finden können?" fragte teilnahmsvoll jetzt Flori.

„Nein", sagt's Gretel, „da wollt ich lieber mit meinem Kinde auf der Straße betteln gehen, als Michels und Veronis Elend und Entbehrung nur mit ansehen zu müssen."

Vorerst blieb Gretchen mit ihrem Kinde bei der von ihr einst so verachteten Dienstmagd Lene, welche heute, dank ihrer vernünftigen Ansichten eine geachtete Frau war. Auf Lenes Verwendung nahm die Aeckerbäuerin Gretchen in ihre Dienste, und obwohl sie jetzt viel, sehr viel zu lernen hatte, wußte sie sich doch bald in die Verhältnisse einzufinden. Sie hatte ja Erfahrungen genug in der Stadt gemacht und fand bald zu ihrer inneren Beruhigung, daß es doch auf dem Lande und in der lieben Heimat am schönsten sei.

Auch der Besestoffel war wieder versöhnt, nachdem er erfahren, daß seine Tochter, die von allen ihren Angehörigen so verächtlich abgewiesen worden, bei dem Flori und dem reichen angesehenen Aeckerbauern so herzliche Aufnahme gefunden habe. Ganz bereitwillig ging er und seine Frau darauf ein, das Enkelkind in Pflege und Erziehung nehmen zu wollen.

Der kleine Jox (Ziriak) war bald der Liebling seiner Großeltern. Er war kaum fünf Jahre alt, da wurde Gretchen, die inzwischen eine stramme Bauernmagd geworden war, vor den Notar des Amtsstädtchens vorgeladen. Neugierig und doch bangen Herzens stellte sie sich dort ein. Auf des Notars Frage, ob sie die und die sei, mit einem gewissen Unteroffizier namens Heinrich Hitzeblitz Verhältnis gehabt habe und fraglichen Soldaten als den Vater ihres Kindes anerkenne, antwortete Gretchen erstaunt: „Ja!"

Nun sagte der Notar: Diesem Heinrich Hitzeblitz fiel unerwartet eine größere Erbschaft zu. Im Begriff, dieselbe anzutreten, stieß ihm aber ein Unfall zu, er stürzte vom Pferde, hat aber vor seinem Tode seinen Sohn Ziriak zu seinem Universalerben eingesetzt. Vormünderin bis zu dessen Volljährigkeit ist die Mutter des Kindes.

S' Gretel fiel vor Schrecken und Freude beinahe in Ohnmacht. Jetzt waren ja vorerst sie und ihre armen Eltern aus aller Not. Bald darauf reichte sie einem wackern Jungbauern ihre Hand, hat aber auch dem Michel und der Veroni im Städtle 3000 Mark vorgestreckt, damit solche mit ihren Kindern aus dringendster Not befreit würden.

So kam auch s' Gretle als Bäuerin wieder zu Ehren. Keinem der Dorfmädchen ist's mehr eingefallen, das traulich schöne Dasein auf dem Lande mit dem zweifelhaften Stadtleben vertauschen zu wollen.

Nichts geht über den Herzensfrieden und die heimischen Bräuche und altehrwürdigen Trachten.

Leider sind diese auch in den Orten Ebersweier, Elgersweier und Fessenbach ganz in Vergessenheit geraten.

In Schutterwald ist die Volkstracht noch ziemlich erhalten geblieben; doch ist auch hier die männliche sehr stark im Abnehmen begriffen. Nur noch wenige Leute von den jüngeren tragen die kurze, mit Metallknöpfen versehene Jacke (Mutzen), die bei besondern Festlichkeiten durch einen, bis zu den

Digitized by Google

Knieen reichenden Rock ersetzt wird, wie ihn die älteren Männer noch fast durchweg tragen; auch die rote Weste wird immer seltener, während die Männer eine Weste von schwarzem Tuch tragen. Die gleiche Farbe hat auch die Hose und der Filzhut.

Das Charakteristische bei der weiblichen Tracht, die fast allgemein ist, jedoch auch mehr oder weniger modernisiert wird, ist ein etwa handbreites rotes Band am untern Saume des blauen Rockes. An den höchsten Festtagen und bei besondern festlichen Anlässen ist der Rock rot und das Band grün. Das schwarze Wams ist weit ausgeschnitten; um die Schultern wird ein buntes, seidenes Tuch geschlungen, das mit Fransen besetzt ist. Die Schürze ist blau oder schwarz. An Feiertagen und schönen Sonntagen im Sommer kommt die weiße Schürze zu Ehren, wie auch über das seidene Halstuch das weiße so gelegt wird, daß die Fransen des ersteren noch sichtbar sind.

Zu dieser Tracht der Mädchen giebt es keine Kopfbedeckung. Nur am Tage der hl. Erstkommunion, wenn Patenstelle vertreten werden muß und am Hochzeitstage wird der sog. Aufsatz getragen. Frauen tragen eine gold- und silbergestickte Haube. Bei Beerdigungen und in der Trauerzeit erscheinen alle in vollständig schwarzen Stoffen.

Die Volkstracht in Müllen nähert sich schon mehr der sog. Hanauertracht. Manche Männer tragen noch den altertümlichen langen Tuchrock ohne Kragen mit rot ausgefütterter Brustseite und zwei Reihen Knöpfen, ferner selbstgesponnene Leinwandhemden mit Stehkragenund Rohrstiefel. Höchst selten aber sieht man noch die rote Weste und die früher allgemein übliche Pelzmütze.

Von der weiblichen Tracht ist die bei den Frauen fast allgemein übliche große Flügelkappe bemerkenswert.

Was die Tracht der Bewohner Altenheims betrifft, so ist dieselbe verschieden. Die Kirchentracht der jungen Burschen und Männer besteht an Sonn- und Feiertagen noch bei den Landwirten in roter Weste, dunkler Hose, langem, schwarzem, weißgefüttertem Rock und breitrandigem, weichem Filzhut, während die Jungfrauen die breitbandige „Hörnerkappe" mit langen herabhängenden Zöpfen, seidenem Halstuch und Schürze, sowie Röcke mit mehrreihigen schwarzen Samtbändern tragen.

Frauen tragen den Zopf unter der Hörnerkappe zusammengesteckt. Zu gewöhnlichen Zeiten wird von Burschen und Männern nur der kurze Tuchwams getragen, während die Mädchen in Hemdärmeln erscheinen, den Zopf um den Kopf geschlungen, in rotgeblümtem Rock mit Samtbändern und grünem Leibchen, schwarzem Fransenhalstuch und weißem Schurz mit Spitzen verziert.

Eine löbliche Ausnahme macht auch Marlen. Dort hat sich die Volkstracht noch in größerem Umfange erhalten. Die Sonntagskleidung der Männer besteht aus einem langen schwarztuchenen Rock mit Wollenzeug gefüttert, mit zwei Reihen Knöpfen besetzt, aber mit Haften schließend. Derselbe kleidet heute noch schöner als der moderne Rock. Als Kopfbedeckung dient den Männern der breitrandige, schwarze Filzhut mit runder Gupfe. Für gewöhnlich aber gehen Männer und Burschen in einem Kittel von blauer Farbe, dem sog. Mutzen einher.

Digitized by Google

Die Weiblichkeit schmückt sich mit einer Kappe von Silber- oder Goldstoff, welche mit schwarzseidenen Bändern besetzt und vorn in einem großen Schlupf zusammengebunden ist. Diese Kappe heißt im Volksmunde Maschen- oder Hörnerkappe. Dieselbe wird von Ledigen nur bei besonderen Veranstaltungen, von Frauen jedoch ständig getragen. Um den Hals geschlungen, tragen die Mädchen ein langes seidenes Tuch, dessen Enden hinten in Dreieckform weit hinabhängen. Die Leibkleider sind sehr einfach. Darüber werden von den Frauen schwarzseidene, von den Mädchen jedoch verschiedenfarbige Schürzen getragen.

In den Nebenorten Goldscheuer und Kittersburg ist dieselbe Tracht vorherrschend.

In den Ortschaften nächst der Amtsstadt kann von einer eigentlichen Ortstracht kaum recht die Rede sein; denn der innige und häufige Verkehr und die Beschäftigung eines großen Teils der Bevölkerung in Offenburg macht, daß das gute Einfache und Zweckmäßige von dem Modeteufel immer mehr verschlungen oder verdrängt wird. Allerdings herrscht drüben in den Nebenorten eine ganz schöne Tracht.

In Zell-Weierbach tragen die Männer als Hut den Dreispitz, sodann rote Weste, den Manchesterkittel, Kniehosen und Schnallenschuhe, die Wiewersvölker dagegen dicke, wasserdichte Biberröcke oder solche von selbstgesponnenem und gefertigtem, blaueingeschlagenem Tuch und an Festtagen die reichlich mit Goldborten verzierte Kappe.

In Rammersweier, Fessenbach und den umliegenden Nebenorten ist die Ortstracht schon über zwei Menschenalter erloschen. Nur an Prozessionen pflegen noch die „Frauenbildmädchen" (welche die Muttergottes tragen) das historische Kostüm anzulegen. Auch in Weier und Waltersweier sieht man keine Ortstracht mehr.

Das gleiche gilt von Bohlsbach und Bühl, sowie von Griesheim, Windschläg und Ebersweier, deren frühere schöne Ortstracht jetzt höchstens noch bei alten Leuten oder als historische Novität bei Trachtenfesten zu sehen ist.

Die dem Durbacher Thale eigene Tracht fiel mit wenig Ausnahmen auch dem Zeitgeist zum Opfer. Noch hie und da trifft man mitunter einen älteren Mann mit dem Glanzkittel und weißen Strümpfen oder ältere Frauen mit der goldgestickten Haube und dem farbigen Brusttuch.

An Stelle der alten hat sich im Laufe der Zeit eine neue Thaltracht gebildet. Dieselbe besteht bei Männern aus einem rotgefütterten, schwarzen Rocke, roter Weste mit Messingknöpfen und einem schwarzen Filzhut. Auch Pelzkappen sieht man in neuerer Zeit. Die ledigen Burschen tragen schwarze Juppe, rote Weste und entweder schwarzen Filzhut oder Pelzkappe. Bei den Wiewersvölkern ist eine eigentliche Tracht nicht zu konstatieren, da dieselbe mit der Kleidung der Bewohner von Nachbarorten gar nicht abweicht.

Was die Volkstracht in Nesselried betrifft, droht diese auch hier dem modernen Schnitte Platz machen zu wollen. Die größere Hälfte der Einwohner trägt allerdings noch das alte Häs: schwarze Hose, Brusttuch von rotem Scharlach mit Messingknöpfen, schwarztuchener Rock oder ebensolches Kamisol mit Stehkragen und runden, schwarzen, weichen Filzhut. Sehr selten sieht man noch im Winter die Pelzkappe mit goldener Quaste.

Digitized by Google

Die Frauen und Mädchen erscheinen Sonntags fast alle halbstädtisch gekleidet, jedoch meistens mit dem hinten gebundenen, gewirkten Halstuch. Die Frauen tragen im Sommer halbmoderne Kapothüte, im Winter kleine, schwarze Kapuzen. Die Mädchen gehen stets, auch im kältesten Winter, ohne Kopfbedeckung zur Kirche, die Zöpfe aufgebunden.

Die alte Nesselrieder Frauentracht ist: roter Rock, gewirktes, hinten gebundenes Halstuch, schwarze Schürze, goldgestickte, fast kegelförmige Haube. —

Die alte kleidsame Ortenauertracht ist auch in Appenweier bis auf einen kleinen Bruchteil der Bevölkerung verschwunden. Nur dann und wann sieht man einen alten Mann in blauen Tuchhosen, Glanzrock mit tief ausgeschnittenem Kragen, rotem Brusttuch und gewaltiger Pelzmütze. Die allgemeine Wehrpflicht mag freilich an diesem Verschwinden treuer Sitte und Volkspoesie mit Schuld tragen, da der von der Stadt heimgekehrte Soldat sich mitunter schämt, wieder in Volkstracht zu erscheinen. Auch die hoffnungsvolle weibliche Jugend will ihren männlichen Genossen hierin nicht nachstehen und sucht zunächst in irgend einer Stadt einen Dienst, weniger um sich für Haus und Küche praktisch auszubilden, als vielmehr um nach einiger Zeit in flotter Damentracht, in Handschuhen, Hut mit botanischem Garten d'rauf, Uhrkettengebambel (meist aber ohne Uhr) und Sonnenschirm, aber ohne Ersparnisse zu ihren armen altmodischen Eltern heimzukehren.

Auch in Urloffen ist von der ehemaligen Ortenauer Tracht heute wenig mehr zu sehen. Nur bei alten Männern sieht man noch gelegentlich die rote Weste und die Pelzmütze. Die Wiewersvölkere sind in dieser Beziehung etwas wählerischer. Ihre Kleidung ist zwar auch etwas modernisiert, doch hat man von der Mode das einfachere und praktische angenommen. Man muß es den Urlofferinnen lassen; sie verstehen es zu ihres Leibes Schmuck und Zierde, gute und gefällige Stoffe auszuwählen.

II. Sitten und Bräuche im Amtsbezirk Offenburg.

1. Altenheim.

Bei Geburtsfällen besteht in Altenheim die Sitte, daß während des Wochenbetts die Wöchnerin zuerst von den nahen Verwandten und später von guten Freundinnen besucht und beglückwünscht wird, wobei dieselben ein Geschenk, bestehend in Kaffee, Zucker, Weißbrot u. dgl. mitbringen, wofür diese mit Wein und Brot bewirtet werden. Beim Abschied erhalten sie je noch ein Stück sog. „Kindlesbrot" mit nach Hause.

Die Taufe findet gewöhnlich am Sonntage statt, wobei außer der Gotti noch zwei männliche oder mitunter auch noch mehr Paten zugegen sind. Ist der Täufling ein Knabe, so wird demselben auf seinem ersten Gang von jungen Burschen auch geschossen. Je nach Umständen findet sodann ein größerer oder kleinerer Taufschmaus statt.

Bei Hochzeiten ist es gebräuchlich, daß am Sonntag vorher die Braut mit der „Gspiel" (Brautführerin) von Haus zu Haus zur Hochzeit ladet,

Digitized by Google

wobei ihr überall mit einem Glas Wein aufgewartet wird, während der Bräutigam mit dem „Gesell" (Zeugen) zum Abschied aus dem ledigen Stand in allen Wirtschaften des Orts einen Trunk hält, was man im Volksmund „Abstandszahlen" nennt. Altenheim hat aber 10 Wirtschaften und 488 Haushaltungen, und da ists schon begreiflich, daß mitunter Braut und Bräutigam samt „G'spiel" und „G'sell" am Schluß der Runde vor lauter B'scheidtrinken etwas angeheitert sind.

Auch wird an diesem „Lad-Sunntig" ein sog. Tschäpplhirsch abgehalten, wobei die Kinder mit Reissuppe, Brot und Wein bewirtet werden. Hochzeiten werden meistens am Dienstag oder Donnerstag abgehalten. Je nachdem werden die Brautleute mit Musik und Freudenschüssen zur Kirche begleitet. Nach vollzogener Trauung überreicht der Geistliche dem neuen Ehepaar eine Hausbibel, als Geschenk der Kirchengemeinde. Alsdann begiebt sich der Festzug zunächst in das Hochzeitshaus zum Festschmaus, wobei aber auch der Armen und Kranken durch Uebersendung von Speisen und Getränken gedacht wird. Später begiebt sich die ganze Hochzeitsgesellschaft mit Musikbegleitung ins Wirtshaus, wo zuerst das Brautpaar mit G'sell und G'spiel den Hochzeitsreigen eröffnen, und dann die Festgäste in ungezwungenster Weise dem Tanzvergnügen huldigen.

Auch der Dorfjugend wird manchmal eine Freude bereitet, indem mehrere Taschentücher durch Wettlauf auf den Straßen herausgesprungen werden. Gewöhnlich wird auch noch ein solenner Abendschmaus abgehalten; bei dieser Gelegenheit übergeben die geladenen Gäste dem Brautpaare ihre Hochzeitsgeschenke, während die Frauen die Aussteuer besichtigen, bewundern und beloben. Dann gehts wieder ans Tanzen und zu lustigen Unterhaltungen bis zum Morgen. Nach einer kurzen Ruhe zu Hause finden sich die Verwandten und sonstige Festgäste am nächsten Vormittag mit der Musik wieder im „Hochzighause" zu einem Frühstücksschmause zusammen, wobei die Mannsleute vor demselben bei den Frauen, mit welchen sie bei der Hochzeit getanzt hatten, kurze Besuche abstatten und von diesen mit Eiern beschenkt werden, welche sie sich dann später in den Wirtschaften backen lassen. Zuletzt erfolgt von der ledigen Jugend mit der Musik ein Rundgang im Ort und nachdem auch noch in den andern Wirtschaften in aller Fröhlichkeit gezecht und getanzt wurde, erreicht das Fest sein Ende.

Bei Beerdigungen begeben sich die Leidtragenden nach dem Verwandtschaftsgrade hintereinander zu zweien zum Kirchhof und von dort wieder den andern voraus zur Kirche in einen besondern Stuhl. Das für das Grab bestimmte Kreuz wird hinter dem Leichenwagen von einem Burschen getragen.

Als ländliche Festlichkeit wird hier die Kirchweihe, jedoch nur von der Jugend mit Tanzbelustigung gefeiert.

Auch wird von den älteren Burschen in Halbtracht mit weißer Hose am Pfingstmontag im Dorf und in den Orten der Umgegend das Pfingstreiten geübt.

2. Appenweier.

Stolz lieb ich den „Appewierer", für alle und alles beste Folio und Empfehlung, er sichert die solidesten Bänke bei kirchlichen und die dampfendsten

Digitized by Google

Schüsseln bei weltlichen Festlichkeiten. Friedlich und freundlich im Verkehr und fleißig und sparsam im Haushalt, kommen sie überall gemütlich durch's Leben. Ein ausgeprägter Lokalhang bei Festlichkeiten scheint der allgemeine Drang nach „Nudeln" zu sein. Nudeln und Würscht!

„Wozu gebraucht die Mutter das Ei?" „Zu Nudeln", antwortet prompt jeder 6-jährige Feinschmecker.

„Was habt ihr auf dem Markt gekauft?" „Ä Wurscht", gehts von Bank zu Bank; bei einem warens sogar sechse! —

Und Nudeln und Würscht bilden auch in späteren Tagen die Krone jeden Menu's, vom Frauenvereinsessen bis zum Rekrutenball.

Der Sitten und Gebräuche bei Taufen, Hochzeiten 2c. sind es nur wenige. Die fröhliche Jugend holt sich im Hause des Täuflings bezw. des Brautpaares das sog. „Kindels"- bezw. „Hochzigsbrot" und sieht es das Brautpaar als gutes „Omina" an, wenn recht viele Kinder davon Gebrauch machen. Die feierliche Stille des Ganges zur und aus der Kirche wird oft durch knallende Schüsse hinter Gehöften und Gärten gewaltig unterbrochen. Die früheren Hochzeitsfeierlichkeiten sind jetzt meist mit der Hochzeitsreise vertauscht. Wird jedoch noch hie und da eine Hochzeit öffentlich im Wirtshause gehalten, so dauert nach Abwickelung der Eingangsfeierlichkeiten — als Glückweinstrunk und Ehrentanz — die Schmauserei in Abwechslung mit Musik und Tanz den ganzen Tag und oft bis in die späte Nacht.

Etwa um 9 Uhr abends kriecht ein kecker Bursche, meist Schulkamerad der Braut unter dem Tisch bis zum Brautpaar, löst auf dem Boden liegend der Braut einen Schuh vom Fuße (ein gellender Aufschrei von Seiten der beraubten Braut ist keine Seltenheit), begiebt sich auf kürzestem Wege zurück und zeigt denselben den Anwesenden. Die Ehrenväter stellen hierauf ein Trinkglas in den Schuh, füllen es mit bestem Rotwein und kredenzen dies zuerst der Braut, dann dem Bräutigam und hierauf der Reihe nach sämtlichen Anwesenden. Das Nichtkosten dieses sog. Schuhweines gilt als Beleidigung gegen das Brautpaar. Nach Beendigung dieses Schuhweintrunkes der oft viele Liter kostet, wird der oft kläglich zugerichtete Schuh zurückerstattet oder muß, falls die Ehrenväter nicht für die Kosten des Schuhweines einstehen, vom Bräutigam in der Preishöhe des konsumierten Weines auf dem Steigerungswege wieder erstanden werden. Indessen hat sich die Braut mit einem andern Schuh versehen lassen, um wenigstens mit trockenem Fuße nach Hause zu kommen.

Zu den besonderen Bräuchen zählen noch „Sperrnacht" in der Weihnachtswoche, „Strohzetteln", eine Art Volksgericht, „Spinnstuben", „Schnurren" oder „Fensterschmecken", welch letzterer Brauch von der Pestzeit herrühren soll, in welcher man Leute abgeschickt hat, die mit verhülltem Kopfe und verstellter Stimme abends an den Fenstern klopften, um zu erfahren, ob noch Lebende im Hause seien. Auch Faschingszüge werden noch alljährlich veranstaltet.

3. Berghaupten.

Auffällige Sitten und Bräuche sind hier fast keine zu konstatieren und was an solchen noch vorhanden ist, harmoniert mit den Nachbarsorten.

Digitized by Google

4. Bermersbach.

Bei Hochzeiten halten die Brautleute den ganzen Tag einen Rosmarinstrauß in ein weißes Taschentuch gehüllt, in Händen, der nur während des Essens beiseite gelegt wird. Auch die Hochzeitsgäste tragen solche Sträuße. Die Braut ist mit einem Kranz aus künstlichen Blumen und einem goldgestickten Gürtel geschmückt. Auch hier findet am Vorabend der Hochzeit der sog. Tschäpplhirsch statt, zu welchem sich aber außer den Verwandten sämtliche Burschen und Mädchen einfinden und sich die halbe Nacht hindurch mit Gesang und Tanz unterhalten. Schinken, Braten, Wein und Bier darf dabei nicht fehlen. Am folgenden Tag findet sowohl im Hause der Braut als des Bräutigams „Morgensuppe" statt, wobei Kuchen, Wein und Kaffee verabreicht wird. Vor dem Aufbruch zum Kirchgang (nach Gengenbach) werden von allen Anwesenden drei Vaterunser und der Glaube gebetet; dann setzt sich der Zug mit Musikbegleitung in Bewegung.

Mit dem Ostermontag beginnt das sog. „Hasjagen". Die ganze Verwandtschaft im Umkreis von 2—3 Stunden — Alt und Jung — wird auf einen bestimmten Sonn- oder Feiertag zum „Hasjagen" eingeladen. Die Jagd besteht in Essen und Trinken, wobei aufgetischt wird, wie bei einer Kindstaufe. Als Nationalgericht darf Nudelsuppe, Rindfleisch mit Meerrettich und Schinken nicht fehlen. Zum eigenen Wein wird auch noch Bier herumgereicht. Zum Schluß werden die anwesenden Kinder noch mit gefärbten Eiern und Bretzeln beschenkt. Erst spät am Abend ziehen die Teilnehmer zu Fuß und Wagen wieder heim. Am folgenden Sonntag findet die Bescheerung bei einem andern Mitglied der Verwandtschaft statt, bis die Reihe geschlossen ist.

So dauert das „Hasjagen" je nach der Größe der Verwandtschaft oft bis Pfingsten. — Auch die Beendigung der Heu- und Fruchternten wird durch einen Schmaus gefeiert (Heu- und Erntebraten); desgleichen wird beim Abfassen des Weines durch den Käufer ein Festmahl bereitet und die gefüllten Weinwagen mit Tannen, Kränzen und Blumen geschmückt..

Dieselben Bräuche wie in Bermersbach herrschen auch im Zinken Strohbach und in dem ebenfalls zur Gemeinde gehörigen Fußbacher Thale.

In Fußbach heißt der Götti Pfedderich und die Gotti Geddel. Ist's Mädel heiratsfähig, so kommt der Freier ins Haus und fragt bei Vater und Mutter an, ob er die Tochter zur Frau bekomme. Geben diese das Jawort, so ist die Sache gewöhnlich schon im Reinen. Ob das Mädchen den von den Eltern Erkorenen will, nach dem wird nicht gefragt.

Der Bauer ist unbeschränkter Herrscher und sein Wille ist Gesetz und nur mit ganz wenig Ausnahmen fügen sich die Kinder auch in die Bestimmungen der Eltern.

Der erste Gang beim „B'schauen" ist der Stall. Ein schöner Viehstand, besonders wenn auch Ochsen gehalten werden, ist die Hauptsache. Darum muß dem Beschauer auch der Misthaufen schon imponieren, dessen Umfang leicht auf einen größeren oder kleineren Viehstand schließen läßt. Dann werden der Reihe nach Feld, Wiesen, Wald, Rütte, Weide und Reben angesehen.

Digitized by Google

Die Braut heißt „Hochzitteri" und der Bräutigam „Hochzitter". Die Zeugen nennt man „Ehrengesellen" und die Brautjungfern „G'spielen".

Auch hier findet vor der Hochzeit der Tschäpplhirsch statt. Zuerst giebt's Nudeln und Rindfleisch, des Bauern Leibspeise; hernach folgt Kalbsbraten und zuletzt Schinken, welchen die Leute zwei Tage, bevor sie ihn kochen, in der Saustande (einem Behälter, in welchem die Abfälle hineinkommen und womit man die Schweine füttert) aufweichen. Je trüber und schmutziger die Brühe in dieser Stande ist, behaupten die Leute, desto eher weich wird der Schinken und desto zarter und saftiger wird er. Als Getränk werden Wein und Bier verabreicht. Zur Morgensuppe am Hochzeitstage wird alles eingeladen und machen die Leute auch den ausgiebigsten Gebrauch davon. Hochzeitsstrauß ist der bei allen beliebte Rosmarin. Wenn die Hochzeitsleute vom Hause fort zur Trauung gehen, nehmen sie unter Weinen von den Eltern Abschied und bitten sie um Verzeihung für alle Beleidigungen, welche sie ihnen etwa zugefügt haben. Hierauf werden von allen Anwesenden fünf Vaterunser und das Glaubensbekenntnis gebetet. — Ist die Trauung vorüber, so gehts ins Wirtshaus, wo der Hochzeitsschmaus stattfindet. Dort beginnt sofort der Ehrentanz. Zuerst tanzen nur drei Paare, nämlich der Bräutigam und die Braut und die Ehrengesellen und Gespielinnen, und zwar drei Touren, jedesmal einen Walzer. Die Verwandten (zechfreien Geladenen) sitzen bei der Hochzeit in der sog. „Ürden". Am Schlusse drücken dieselben der Braut ein Stück Geld in die Hand, nicht unter 5 Mark. Die Meisten geben 10, ja 20 Mark. — Eine rechte Bauernhochzeit kostet immer 500 bis 600 Mark.

Am Tage nach der Hochzeit gehen die jungen Eheleute in die Kirche, wo ein Traueramt für die etwa verstorbenen Eltern abgehalten wird. Nach vier Wochen ist von den Eltern B'schau des Hofes.

Eine eigentümliche Sitte ist auch

das Pfingstdreckbubenspiel in Fußbach.

Am Pfingstmontag thun sich sechs schulpflichtige Knaben zusammen. Sie malen sich mit Kohle Schnurrbärte und schmücken die Hüte mit Hahnenfedern. Vier davon bewaffnen sich mit Säbeln. Der fünfte trägt in der Hand einen Haselnußstock und zieht über seine Kleider ein weißes Hemd an, welches durch einen Ledergurt in den Hüften zusammengehalten wird. Auf dem Kopfe trägt er eine Krone von Pappe und Flittergold. Dieser Knabe heißt der Pfingstdreckbub. Der sechste bewaffnet sich mit einem starken Knotenstock und trägt am Arme einen großen Handkorb.

Die Namen der sechse sind: Der Erste, der Zweite, der Alisimus, der Korporal, der Pfingstdreck (welcher der kleinste ist) und der Korbträger.

Nun wird von Haus zu Haus gewandert. Fünf davon gehen in die Stube; nur der Korbträger muß draußen in der Hausflur stehen bleiben. Beim Eintritt in die Stube wird gegrüßt. Der „Erste" beginnt mit dem Spruch:

„Wir treten herein wohl miteinand' und grüßen Euch hier insgesamt.
Gott der Allmächt'ge mög Euch geben, Gesundheit und ein langes Leben!
Wir sind wohl frech hereingetreten, doch mögt Ihr unf're Rede hören:

Digitized by Google

Derweil wir so schlecht sind eingerichtet, haben wir uns unter St. Gregors Schutz geflüchtet.
Wir haben weder Trommeln noch Pfeifen und müssen mit dem Schwert eingreifen
Und müssen salvieren, daß wir die Schlacht nicht verlieren.
Kanonen- und Federspiel erscheint uns gar nicht viel.
Kanone hat noch nicht geknallt, wir sind eben noch junge Knaben halt!"

Der „Zweite" (Fähnrich).

„Wir treten herein ganz fäbelfest und grüßen Hausvater u. Mutter aufs best
Und alle ihre Gäste!
Grüßt mich der ein oder andere nicht, so bin ich der rechte Fähnrich nicht.
Der rechte Fähnrich bin ich genannt. Wir ziehen dem Abt wohl durch sein Land.
Sein Land ist groß und weit und breit und hat eine schöne „Sommerseit".
Da wachsen Blümlein gelb und weiß. Wir schneiden sie ab mit Ehr und Fleiß!"

Der Alisimus (wahrscheinl. von Generalissimus).

„Ich bin der Herr Alisimus, friß Weißbrot gern und Haselnuß.
Mit diesem bin ich wohlgemut. Hab auch'n schönen Federhut,
Und einen Degen an der Seiten, und kann auch tapfer reiten.
Wir reiten dem Bauer wohl über das Feld und rauben den Beutel mit samt dem Geld.
Und lassen ihn dann wieder laufen, damit er einen neuen (Geld)-Beutel kann kaufen!"

Der Korporal.

„Ich bin der Herr Korporal und kenn meine Soldaten wohl all
Den Wein loben sie; das Wasser schelten sie.
Ueber die Kost, da können sie gar nichts sagen. Der Metzger muß täglich drei Mastochsen schlagen,
Wenns gleich drei wilde Haimauchen (Farren) sind!"

Der Pfingstdreck.

„Bin z'lieb gest' in Wald aus gange, hab welle dort mol Meise fange,
Hab aber nichts erwischt als Finke. Hätt möge au vons Großvaters Wie trinke,
Wenn er m'r gitt; sunscht aber nitt!" —

Nun klopft der außenstehende Korbträger an die Thür. Der Pfingstdreck macht ihm auf, und jener tritt auf die Thürschwelle mit dem Spruch:

„Ich bin der Herr vor der Stubenthür und komm zu bitten jetzt hierfür,
Schenket mir von Eurer Habe eine kleine Gottesgabe.
Speck und Eier, wies Euch g'fällt und auch einen Beutel Geld
Nicht zu groß und nicht zu klein, daß er geht in Korb hinein;
Auch eine Bratwurst darf es sein, zum Fenster naus, zur Thür herein
Und dreimal um den Ofen rum; dann sag ich schön: Vergeltsgott drum!"

Digitized by Google

Viel Poesie steckt gerade nicht d'rin in diesem Spiel; aber es ist charakteristisch für die alten Fußolsbacher, die einst echte und rechte Füchse waren.

Auch die Bezeichnung „Pfingstdreck" ist an sich kein schönes Wort und wahrscheinlich aus einer mundartlichen Verketzerung von: ritt (rett — trett Dreck) des ursprünglichen Namens „Pfingstritt" entstanden. Nun, das Wort ist einmal da, und so kann es uns gleich sein, wo's herkommt. Hat doch schon der alte Blücher einst gesprochen:

„Dreck oder von Dreck, das ist mir ganz schnuppe!"

5. Biberach.

Außer den auch in der Nachbarschaft üblichen Gebräuchen herrschte hier 1873 noch der Stubengang. Schreiber dieses fand in diesem Jahre in Biberach die erste Anstellung als Unterlehrer. Mit Lust und Freude widmete ich mich in diesem schönen Orte nicht nur meinen Berufspflichten, sondern auch der Liebe, und mit besonderer Vorliebe dem Studium der ländlichen Sitten und Bräuche.

Eines Abends wurde ich zu einem Stubengang auf den Reigerwaldhof eingeladen. Mein älterer Kollege und dessen Familienangehörigen, darunter Fräulein Süßholz, waren ebenfalls bei der Partie. Es war eine ausnahmsweise heitere und milde Winternacht. Der Fährmann setzte uns um wenige Kreuzer über die Kinzig und dann gings im Mondschein durch ebenes Wiesenfeld an einem Steinbruch vorüber und dann über den Prinzbach flußaufwärts. Beim Zollwehr bogen wir in einen Bergpfad ein und standen bald droben vor dem Hof. Dieser lag (oder liegt jedenfalls noch) auf einer steilen Berghalde und unter einem ganzen Hain von Obst- und Rebanlagen verborgen. Der Boden der großen, geräumigen Bauernstube war nur halb gedielt, die andere Hälfte bestand aus festgestampftem Lehmboden. Die Decke war gewölbt und schwarz angestrichen (oder verrußt), die Wände mit hohem, glattgehobeltem Getäfel versehen. Auf der gedielten Stubenhälfte stand im Herrgottswinkel der große Tisch und auf der Lehmhälfte die Kunst (ein großer irdener Kachelofen), in welche von der Außenseite ganze Holzscheite hineingeworfen wurden. Rings sowohl um die Kunst als den ganzen Stubenraum waren breite Bänke angebracht. In der Mitte aber stand der eiserne Spanstock. In letzteren steckte der Bauer von Zeit zu Zeit einen langen, dünnen Kienspan, der mit mächtiger Flamme die ganze Stube beleuchtete, aber auch einen ordentlichen Qualm verursachte.

Um den Tisch am Herrgottswinkel gruppierten sich die Stuben- und Z'liechtgänger, während die Knechte und Mägde sichs nach ihrer Art auf den Bänken bequem machten. War schon an sich so manches anders als ich's zu Hause (im Albthal bei Ettlingen) gewöhnt war, so fiel mir zunächst auch die Form der Spinnräder auf. Während solche im Unterland mehr hoch gebaut sind, und Kunkelstange und die eigentliche Maschine direkt mit einander in Verbindung stehen, bestand der Spinnapparat hier aus zwei vollständig getrennten Teilen, einem schiefliegenden Radgestell und einer auf einem kleinen Schemel angebrachten Kunkelstange, welche nach oben in eine korbartige Gabel ausmündete, in welche der Hanf (Flachs oder das Abwerg) hineingesteckt wurde.

Digitized by Google

Im Unterland ist es Brauch, daß der Rekrut nach der Aushebung das schönste Band seiner Herzallerliebsten verehrt, welche sodann dasselbe als Kunkelband zierlich um die Docke schlingt. In gleichem Sinne hätte eine Wäldermaid gar keine Verwendung hierfür gehabt.

Nach kurzer Zeit brachte die Bäuerin (eine sehr freundliche Frau) eine gewaltige Schüssel voll rohen und gekochten Speck, Würste und Plunzen auf den Tisch. Auch einige Teller mit Gallerei standen zur Verfügung. Der Bauer aber holte seinerseits einen Schlegel Kirschenwasser nebst einem gewöhnlichen Trinkglase herbei. Letzteres goß er voll, trank den Z'liechtgängern zu und ließ dasselbe dann der Reihe nach herum gehen. Dann wurden Karten herbeigeholt.

Da ich vom Spiel nichts verstand, nahm ich auch keinen Anteil daran. Dies war, wie mir schien, den beiden erwachsenen Töchtern des Reigerwaldbauern ganz erwünscht; denn sie rückten ihre Spinnräder alsbald in meine unmittelbare Nähe und knüpften eine lebhafte Unterhaltung an, die sich um die Sitten und Bräuche meiner Heimat und das Leben und Treiben in der Stadt drehten. Es waren zwei kerngesunde rotbackige Mädchen, die blauäugige „Fränz'l" und das langzöpfige „Bärwele". Mit größtem Interesse lauschten sie meinen Schilderungen über die Residenz, und daß dort die Mädchen nicht dreschen und nicht melken können und man all die nötigen Lebensmittel vom Wochenmarkt beziehen müsse.

Dazwischen wurde auch rechtschaffen dem Speck und Kirschenwasser zugesprochen. Zum Schluß wurde noch Kaffee mit Strüwelen vorgesetzt. Dann rüstet man sich wieder zum Aufbruch ins Dorf. Mein Abschied von den beiden Schwestern war fürs erstemal schon ein recht zärtlicher und deren Einladung, recht bald wiederzukommen, wurde in kurzer Zeit Folge geleistet und im weiteren Verlaufe des Winters noch oft erneuert. Auch ein gemeinschaftlicher Stubengang nach dem Dorfe Prinzbach wurde einmal per Schlitten zur Ausführung gebracht. Daß hierbei das Gefährt umgeworfen und zertrümmert wurde, machte dem Vergnügen gar keinen Abtrag und wir schieden auch damals in keineswegs feindseliger Gesinnung.

Auch bei einer befreundeten Familie im Dorf waren wir etliche Mal zum Stubengang geladen. Diese hatten keine Mädchen, aber dafür einen Haufen Buben in Alter und Größe aufeinander folgend wie die Orgelpfeifen. Darunter war der Nazi der pfiffigste.

Es war in der Adventszeit und früh morgens Rorategottesdienst. Der Nazi hatte dabei zu ministrieren, schien aber die Nacht hindurch wenig Zeit zum Schlafen gefunden zu haben; denn sein Kopf machte so eigentümliche Neigungen, als wenn er gerade im Begriff wäre, einzunicken.

Da wendet sich der Priester um und spricht die Worte: **Dominus vobiscum!**

Nun fährt Nazi empor und antwortet mit lauter Stimme: „Ich baß!"

Allgemeine Verblüffung und Gemurmel durch die Reihen der Andächtigen. Mit tadelndem Blick wendet sich der Geistliche nochmals gegen den kleinen Sünder und spricht nun selbst die Antwort: **Et cum spiritu tuo!**

Nazi wird sofort abgelöst und versinkt auf dem nächsten Chorstuhl in einen gesunden Schlaf.

Und was war die Ursache von Nazi's Mißgeschick?

Digitized by Google

Bei seinen Eltern war abends Stubengang gewesen, der sich bis zur Mitternachtsstunde ausgedehnt hatte und wobei unter gemeinsamer Beteiligung aller Anwesenden „Krittisch-Hopps!" gespielt wurde. Dabei kommt auch oft der Ausdruck vor: „Ich baß!" Weniger empfehlenswert ist das ebenfalls bei Stubengängen gebräuchliche „Siebenesufffpiel", welches mit zwei Würfeln vorgenommen wird. Auf den Tisch kommt ein Faß Bier und ein Schoppenglas. Wer zuerst 7 wirft, trinkt das Glas zu 1/3 aus; wer zum zweitenmal 7 trifft, nimmt den folgenden Schluck, und wer zum drittenmal 7 wirft, trinkt aus und zahlt den ganzen Schoppen. Darauf wird das Glas wieder gefüllt und das Spiel Zug um Zug so lange fortgesetzt, bis das ganze Faß leer getrunken ist.

Im Allgemeinen aber sind die „Z'liechtgänge" doch meist harmloser Natur, gemütliche Zusammenkünfte von Freunden und Nachbarn und wenn mitunter einige junge Burschen und Mädchen, welche sonst nicht leicht zusammenkommen können, dort unter den Augen rechtschaffener Leute sich ein Stelldichein geben, so wird dies wohl auf dasselbe herauskommen, als wenn die jungen Damen und Herren der Stadt zur Winterszeit Bälle oder Tanzkränzchen und Konzerte besuchen.

6. Bohlsbach und Bühl.

Sitten und Gebräuche wie in der Umgegend. Bei Kindstaufen erhalten die Dorfkinder, während der Täufling in der Kirche das hl. Sakrament der Taufe empfängt, im Hause desselben das sog. Kindlesbrot, und bei Hochzeiten wird denselben die Morgensuppe verabreicht, bestehend in Kaffee, Weißbrot und Wein. —

7. Diersburg.

Die religiös gemischte Bevölkerung — 568 Katholiken, 237 Protestanten und 96 Israeliten — dahier ist vor allem und in jeder Hinsicht friedliebend und tolerant. Dies prägt sich äußerlich schon aus in der Verteilung der verschiedenen Dienste und Aemter der Gemeinde, was seit alter Zeit mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit so gehandhabt wurde. So z. B. sind der Bürgermeister und sein Rats- und Polizeidiener, sowie drei Gemeinderäte, der Waldhüter, 1 Leichenschauer, 1 Nachtwächter und 1 Hebamme katholisch. Drei andere Gemeinderäte, der Gemeinderechner, der Waisenrichter, der Feldhüter, 1 Leichenschauer, 1 Nachtwächter und 1 Hebamme protestantisch. — „So ists immer gewesen, so muß es bleiben!" heißt's in Diersburg. Auch die 3 Wirtschaften repräsentieren seit alters her die drei friedlich nebeneinander lebenden Konfessionen. Die Ortsgebräuche sind sonst im allgemeinen dieselben wie in der Umgegend.

8. Durbach.

Zwei bis drei Tage nach der Geburt erfolgt die Taufe in der Pfarrkirche. Der Täufling wird gewöhnlich von der Hebamme getragen; begleitet wird derselbe vom Kindlesvater und einem männlichen Verwandten, dem „G'vetterich", welcher einen Strauß in der Hand trägt.

Digitized by Google

Die weitere Begleitung besteht außer der Patin, der Gettel, aus weiblichen Verwandten und Bekannten. Nach der Taufe, die gewöhnlich zwischen 3 und 5 Uhr stattfindet, beginnt der Taufschmaus in einem Wirtshause. Zu dieser sind außer der Taufbegleitung auf den Abend auch noch weitere Verwandte und Nachbarn eingeladen. Der Schmaus dauert in der Regel bis 11 Uhr abends.

Absichtlich wird von dem zuletzt aufgetragenen Weine in Flaschen und Gläsern übrig gelassen, welche Reste die Hebamme zusammenschüttet und mit nach Hause nimmt. Die Überbleibsel des zum Schlusse aufgetragenen Kugelhopfes werden von den Anwesenden mit heim genommen. Eine weitere Sitte beim Taufschmause ist die: Tritt ein Nichtbeteiligter an den Tisch der Taufgesellschaft und läßt sich mit irgend einem in ein Gespräch ein, behält aber seinen Hut auf, so wird er zu einem Liter Wein verurteilt.

Hochzeiten: Nachdem die üblichen Formalitäten zur Werbung erfüllt sind, wird alsbald zur Einladung zur Hochzeit geschritten. Dieselbe geschieht bei einer größeren, weitverzweigten Verwandtschaft zunächst von zwei dem Brautpaare eng befreundeten Burschen. Sobald diese sich einem Hofe nähern, geben sie durch 2 Pistolenschüsse Signale ab. Bei der Begegnung mit dem Eigentümer des Hauses hebt der eine Bursche an zu reden: z. B.

„Der Hochzitter 's Hölzlebergers Gore (Gregor) und d'Hochzittere 's Krebsenbachers Lene lassen Euch zur Hochzitt uff de nächste Ziestig (Dienstag) ielade. Am Vorobed zum Tschäpplhirsch und am Morge zur Morgesupp. Um nüne in d' Kirch, um das Sakrament der Ehe zu bestätigen; hernochder gohts ins Wirtshus, wo man Euch ufwarte wird nach Belieben!"

Darauf spricht der andere:

„Jo verachtet uns nitt; wir diene Euch au in Freud und Leid; besser in Freud als in Leid!"

Außerdem laden die Brautleute in der Nähe selbst ein. Am Tage der Hochzeit, welche gewöhnlich am Dienstag oder Donnerstag stattfindet, bewegt sich der Zug aufs Standesamt und hernach in die Kirche in folgender Ordnung:

An der Spitze marschiert die Musik, dann folgen die ledigen männlichen Personen aus der Verwandtschaft und Nachbarschaft, sowie die Dienstboten. Diesen schließen sich die Brautleute an inmitten zweier „G'spielen" und zwei „Ehrenvätern", welch letztere, wie die übrige Begleitung einen Strauß auf der Brust und ortsüblich einen Rosmarinzweig in der Hand tragen. Bemerkenswert ist, daß beim Gang in die Kirche der Bräutigam vor der Braut läuft; beim Gang aus der Kirche hat die Braut den Vortritt. Bei der Ankunft im Wirtshaus werden die Neuvermählten vom Wirt mit Segenswünschen empfangen, wobei ein Liter Rotwein kredenzt wird. Dann folgen die sog. Ehrentänze und den Schluß bildet am Abend der „Schuhwein".

Unter den ländlichen Gebräuchen ist das schon längst bestehende

Ruhgericht zu Bottenau

besonders erwähnenswert, das alljährlich zwischen Weihnachten und Neujahr im Stabe Bottenau abgehalten wird. Diese Sondergemeinde bildet für sich eine eigene Genossenschaft, d. h. sie besitzt einen eigenen Wald und Rebberg.

Digitized by Google

Das Erträgnis dieses Besitztums (Holz und Trauben) werden alljährlich versteigert und der Reinerlös an genanntem Ruhgerichtstage an die Teilhaber verteilt. Am Vormittag wohnen die Bottenauer Bürger in der Wendelinuskapelle einer von ihnen gestifteten hl. Messe bei. Im ausgeräumten Wohnhause des Stabsrechners findet sodann ein reichliches Essen statt, wozu eine für diesen Zweck reservierte Ohm Wein (150 Liter) getrunken wird. Zu diesem Feste werden auch andere Ortsbürger eingeladen und beteiligen sich daran hauptsächlich die Geschäftsleute aus dem Hauptort (Durbach).

Bemerkenswert bei diesem Gerichte ist ein eigenes Kartenspiel, der sog. „letzte Stich", bei welchem Wecke, sog. Murren, die eigens zu diesem Zweck gebacken, herausgespielt werden.

In Ebersweier, Elgersweier und Fessenbach herrschen ähnliche Gebräuche.

9. Gengenbach.

Hier sind die beiden Jahrmärkte sowohl bei den Bürgern als den Bewohnern der Umgegend als Volksfeste beliebt.

Als Ueberbringer der Neugeborenen wird der Storch geehrt und singen diesem die Kinder zu:

„Storch, Storch, Langbein; bring uns doch ein Brüderlein!"

oder:

„Storch, Storch, Bester; bring uns eine Schwester!"

Tauf- und Hochzeitszüge werden noch mitunter auf der Straße angehalten, bis der Pate oder Brautführer durch ein Geldgeschenk Lösung schafft. Auch wird vereinzelt noch geschossen. Zu glücklicher Entbindung werden von manchen auch religiöse Andachten verrichtet. Auch wird dem Neugeborenen etwas Geweihtes unter das Kissen gelegt, zum Schutze gegen Böswilligkeiten, desgleichen Weihwasser ins Bad. Bei Gichten wird oft das Hochzeitshalstuch oder der Ehering dem kranken Kinde unter das Köpfchen gehalten.

Sonntagskinder und solche mit zwei Wirbeln gelten als Glückskinder. Schulpflichtige Kinder erhalten nach der Schlußprüfung die sog. Georgisbretzeln. Das frühere allgemeine „Z'liechtgehen" ist nur noch vereinzelt zu finden; doch sind Spinnrad und Spinnstube noch ziemlich gebräuchlich.

Das junge Hochzeitspaar wird von dem Gastwirt vor Eintritt in das Wirtshaus beglückwünscht und mit Wein und Brot regaliert. Von diesem Brot wirft die Braut ein Stückchen hinter sich, was die Freigebigkeit gegen die Armen versinnbildlichen soll.

Bei Krankheiten gebraucht der eine oder andere noch sog. Sympathiedoktoren oder Wahrsager. Auch werden Nägel und Haare nur bei wachsendem Monde geschnitten.

Bei Todesfällen naheſtehender Verwandten oder Bekannten glauben viele Leute an das sog. „Anzeigen" durch Reißen der Tapeten, Klopfen oder Oeffnen der Thüren ꝛc.

Mitgenommenes Brot dient als Mittel gegen Heimweh. — Begegnet einer Hochzeit eine Leiche, so bedeutet das ein Unglück oder eine baldige Wiederverehelichung.

Digitized by Google

10. Griesheim.

Drei Donnerstage nach Weihnachten ist „Knöpflisnacht". An diesem Abend werfen Buben und Mädchen mit Bohnen, Welschkorn und Erbsen an die Fensterscheiben, um die in der Stube Sitzenden zu erschrecken.

Der letzte Spinnabend vor Weihnachten heißt „Sperrnacht". Da geht das ledige Volk „z'Licht". Bis 9 Uhr wird gesponnen oder gestrickt. Nachdem sich die Gesellschaft durch verschiedene Spiele einige Zeit noch unterhalten hat, geht sie fort. Was nur aufzutreiben ist, schleppt die mutwillige Jugend jetzt den Leuten vor die Thüre. Das nennen sie „sperren".

In der Sylvesternacht findet das Bleigießen statt. Zwischen 11 und 12 Uhr gießen abergläubische oder heiratslustige Mädchen flüssiges Blei ins Wasser. Aus der entstandenen Form sucht die Verliebte den Stand ihres Zukünftigen zu erkennen.

Der „Küchlesonntag", der erste Sonntag nach Fastnacht, vereinigt abends das junge Volk im Gasthaus. Tags zuvor hat die Wirtin ganze Körbe voll Küchle gebacken. Diese werden jetzt den Gästen vorgesetzt.

Will irgend ein verliebter Bursche seinem Schatz eine besondere Aufmerksamkeit erweisen, so steckt er ihr am ersten und letzten Tag des Wonnemonats einen „Maien". Das ist ein hübsch geziertes Tannen- oder Birkenbäumchen, welches er auf dem Dach ihres Hauses anbringt. Soll einem spröden oder leichtsinnigen Mädchen aber Haß und Verachtung gezeigt werden, so guckt von ihrem Dache morgens ein Strohmann herab.

Halb erloschene Gebräuche sind: das St. Johannesfeuer und das Scheibenschlagen.

Am Santa-Klaustage geht auch hier St. Nikolaus herum in Gestalt eines alten Mannes mit weißem Bart. Auf dem Rücken trägt er einen Sack mit Aepfeln und Nüssen und in der Hand eine Rute. — An Ostern ist das Hasjagen üblich.

11. Hofweier.

Hier finden die Tauf- und Hochzeitsschmause meist in beschränktem Maße im Hause selbst statt; nur selten wird eine im Wirtshause abgehalten, immer aber ohne Musik.

12. Marlen.

Zur Winterszeit erhalten abwechselnd Ledige und Verheiratete, meist aber erstere, am Dienstag und Donnerstag Einladungen zu Lichtgängen, welche besonders in Wirtschaften von Mädchen und Burschen zahlreich besucht sind. Es werden dabei verschiedene Spiele, Gesänge und Tänze aufgeführt und die Eingeladenen mit Bier, Wein, Wurst, Schinken, Kaffee ꝛc. bewirtet. Die Wirtshaus-Lichtgänge sind aber mitunter in ihren Folgen nicht immer so harmloser und unschuldiger Natur, wie die Stubengänge bei Familien.

Eine andere, ebenso bedenkliche Sitte ist „der Abendmarkt". Abends ziehen zur Sommerszeit am Sonntag ledige Burschen und Mädchen scharenweise Arm in Arm die Straßen in- und außerhalb des Dorfes auf und ab,

Digitized by Google

wobei sie Lieder, sehr profanen Inhaltes singen. Diese Gänge und Gesänge dauern oft bis tief in die Nacht hinein. Diese Sitte ist, beim Licht betrachtet, schon mehr eine Unsitte.

„Das Schnurren" besteht darin, daß Burschen und Mädchen in Winternächten vermummt vor die Fenster der Häuser stehen und hier mit veränderter Stimme den im Zimmer Anwesenden derbe Späße, manchmal aber auch die Wahrheit sagen.

Am flottesten geben es die Mädchen am „Küchlesonntag". Da laden sie ihre Liebhaber direkt zu einem Mahle ein. Diese Zusammenkünfte gestalten sich oft sehr luxuriös und verursachen mitunter großen Kostenaufwand. Kein Wunder! Der Schatz soll doch merken, daß „'s Mädel was hat" und aus der Verliebung bald eine feste Verlobung werde. Die Hochzeit wird dann gewöhnlich still und ohne großen Kostenaufwand gehalten.

13. Müllen.

Ueber besondere Sitten ist von hier wenig zu berichten. Wenn ein Bursche oder Mädchen auswärts heiratet, so muß sich der Hochzeitswagen erst von der Dorfjugend freie Durchfahrt erkaufen, wobei der Braut ein Blumenstrauß überreicht wird (Seilspannen).

14. Aeffelried.

Die meisten Bräuche bestehen noch bei Hochzeiten, wenn dieselben keine „stillen" sind, d. h. wenn die Brautleute nicht, wie es jetzt auch auf dem Lande dann und wann geschieht, gleich nach der Trauung eine „Hochzeitsreise" antreten oder mit den nächsten Verwandten zu Hause ein einfaches Mahl einnehmen. Ist die Hochzeit aber eine „feierliche", so gehts hoch her, mit Tschäpplhirsch, Musik, Tanz und großer Gasterei im Wirtshaus. Auch der „Schuhwein" ist dabei üblich.

Bei Kindstaufen kniet nach vollzogener hl. Handlung der „B'vetterich" (Gevatter) allein mit dem Kinde zum Gebet am Altare nieder. Mitunter wird auch noch geschossen, was besonders in der Sylvesternacht üblich ist. In der Nacht auf den 1. Mai stellt der Bursche seinem Schatz einen Maien. Eine anrüchige Dorfschöne erhält statt dessen zum Spott einen Strohmann.

15. Niederschopfheim.

Hier sind weder bei Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen oder sonstigen Anlässen besondere Bräuche bemerkbar. Alles Poetische hat der Zeitgeist ausgemerzt.

16. Nordrach.

Die Taufe der Neugeborenen findet alsbald, in der Regel am Nachmittage statt mit nachfolgendem Taufschmaus im Wirtshaus.

Digitized by Google

Die Hochzeiten sind meistens „rechte", d. h. mit Hochamt, großem Essen, Musik und Tanz, wobei sich wie im Harmersbacher- und Schapbacherthale die ganze Gemeinde beteiligt. Für die Brautleute wird dabei ein Tannenbäumchen, behangen mit Kleidungsstücken aller Art für das zu erwartende Kind, im Wirtshause aufgestellt.

Im Allgemeinen sind die Bräuche durchweg dieselben, wie in den Nachbarsthälern.

17. Nordrach-Fabrik.

34 Kilometer von der Amtsstadt entfernt, ganz hinten im tannenumrauschten Thale, liegt die zur polit. Gemeinde Nordrach gehörende Kolonie Fabrik. Die primitive Bauart der einstöckigen, aus Holz oder Fachwerk errichteten, ziegel- oder schindelbedachten Wohnstätten läßt erkennen, daß hier keine materiellen Glücksgüter zu suchen sind. Der ärmere Teil der Bevölkerung hat sich hier (im sog. Dörfle) wohnlich zusammengethan. Das Symbol seiner beruflichen Stellung sind Axt und Keil. Das Aussehen dieser wetterharten, gebräunten Leute deutet an, daß sie einen schweren Kampf ums Dasein führen. Von Jugend auf an harte Arbeit gewöhnt und mit Entbehrungen vertraut, fühlen sich diese Menschen glücklich, wenn sie des Morgens vor Tagesanbruch nach dem Genusse einer Brotsuppe, die ihr erstes Frühstück bildet, den gewohnten Gang nach den düstern Gründen der ausgedehnten Waldungen antreten können. Mit schwieligen Händen schwingen sie zu kräftigen Hieben die scharfe Axt, um manchem stolzen Riesen unter den Waldbäumen sein Dasein zu begrenzen. Bis der scheidende Tag ihm Feierabend gebietet, verharrt der Holzhacker auf seinem Posten; die rauhe, kärgliche Nahrung in Begleitung eines Stückes schwarzen Brotes mundet ihm vortrefflich. Er ist genügsam und zufrieden, wenn er in seinen Anstrengungen die Gewähr erkennt, für seinen Unterhalt einen auskömmlichen Taglohn zu verdienen. Schweren Schrittes und in sichtlicher Ermüdung sieht man ihn des Abends seiner niedern Wohnung zugehen, wo er den kurzen Rest des Tages im Kreise der Seinigen zubringt, um sich dann nach eingenommenem einfachen Abendessen einem erquickenden Schlafe zu überlassen, der die erlahmten Kräfte für die harte Arbeit des kommenden Tages neu belebt.

Die Einrichtung seiner Behausung entspricht ganz der äußeren Einfachheit. Fast in jedem dieser hüttenartigen Häuser finden wir neben einer rauch- und rußgeschwärzten Küche zwei bis drei Wohn- und Schlafräume mit den nötigsten Möbeln. Die Fenster sind klein und können durch sogen. Schieber geöffnet werden. Einen namhaften Teil der Stube nimmt der große Kachelofen ein, der mit Bänken umgeben ist. Die Wände sind meist getüncht und mit bunten, minderwertigen Bildertafeln 2c. geschmückt. Unter diesen sind vornehmlich Heiligenbilder stark vertreten, ein äußeres Zeichen für den religiösen Sinn der Hausinsaßen. In der Fensterecke — dem sog. Herrgottswinkel — erblicken wir (wie fast in allen Bauernhäusern und -hütten) ein etwa in Mannshöhe über dem Boden angebrachtes Altärchen und in dessen Mitte das Kruzifix. Aber auch das Bild des Kaisers, des Großherzogs und anderer ums Vaterland verdienter Männer fällt uns in

Digitized by Google

die Augen, ein Beweis, daß auch in der Hütte des armen Holzhackers treue Vaterlandsliebe wohnt. Diese Häuschen mit den dabei gelegenen Gärtchen sind der einzige immobile Besitz, den diese Leute ihr eigen nennen. Einen Teil ihrer Lebensbedürfnisse pflanzen sie selbst auf den von ihrem Brotherrn, dem Großh. Forstdomänenärar gepachteten sog. Lehnfeldern.

Während der Mann seinem Taglohn nachgeht, besorgen seine Angehörigen die Feldbestellung. Im Unterbau des Häuschens finden wir neben dem Keller einen kleinen Stall für eine Kuh oder für Ziegen.

Brunnen sind im Arbeiterviertel der Kolonie nicht zu finden. Das Trink-, Koch- und Waschwasser wird aus den in der Nähe der Wohnstätten vorbeirauschenden Quellbächen geschöpft oder durch aufgerissene Gräben und eingelegte Holzkähner zum Hause geleitet.

Da die Bevölkerung aus Zuzüglern aus dem Rench-, Nordracher- und Harmersbacherthale besteht, kann von eigentlichen Volksbräuchen und Trachten nicht die Rede sein.

18. Oberentersbach.

Hier herrschen bezüglich der Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen ꝛc. im allgemeinen die Kinzigthalgebräuche. Bei jeder Gelegenheit wird auch tüchtig geschossen, namentlich geht's hoch her bei der „Kilwe" (Kirchweihe).

19. Oberharmersbach.

Dieselben Gebräuche wie im Schapbacherthale herrschen auch hier im Harmersbachthale. Eine besondere ländliche Festlichkeit findet am ersten Sonntag im September statt; sie wird die weltliche Kirchweihe („Dorfkilwe") genannt. In ärmeren Familien wird auf diesen Tag schon einige Zeit vorher gespart, um Fleisch, Mehl und Getränke kaufen zu können. Wer nicht hinreichend Geld aufbringt, beschafft sich das Nötige auf Kredit. Es wird eben an diesem Tage eine sog. „Gastemarei" gehalten. In jeder Familie werden außerdem Küchle gebacken. Die Leute halten viel auf dieses Fest und fühlen sich geehrt, wenn die eingeladenen auswärtigen Verwandten, Freunde und Bekannten recht zahlreich bei ihnen erscheinen. Nachmittags gehts auf den Markt und dann ins Wirtshaus, wo sich Jung und Alt beim Tanze vergnügt.

20. Offenburg.

Hier sind nur die verschiedenen Züge und Spiele erwähnenswert, die um die Faschingszeit aufgeführt werden. Jedes Jahr wird auch ein übliches Fest und vom Rennverein ein sehr besuchtes Pferderennen abgehalten.

21. Ohlsbach.

Hier findet die Taufe ohne Beisein des Vaters statt. Nur bei ehelichen Kindern wird geläutet. Bei andern wird dies versagt und müssen solche gleich beim Eintritt ins Leben die Schuld ihrer Eltern büßen.

Digitized by Google

Der Taufschmaus ist jeweils im Elternhaus. Brautleute werden mit Musik zur Kirche geleitet. Der Hochzeitsschmaus findet in herkömmlicher Weise im Wirtshause statt. Anderntags ist Kirchgang für die verstorbenen Anverwandten der Neuvermählten.

22. Ortenberg.

Nach der Kindstaufe begeben sich „Pfedderich" und „Göttel" mit der Hebamme ins Wirtshaus, wo der Vater des Kindes sie erwartet und der Pate den Taufwein zu bezahlen hat. Der eigentliche Taufschmaus wird am selben Abend zu Hause im Kreise der Familie gehalten. Beim Gang zur Kirche wird oft noch von ärmeren Kindern ein Seil über die Straße gespannt, an die der Pate Münzen verteilt, um weiter ziehen zu können.

Vor Eintritt in das Haus verschließen die Geschwister des Kindes die Hausthüre; auch diesen muß der Pate eine Münze spenden.

Auch kommt es hier vor, daß zwei Personen, die sich zu heiraten versprochen haben, schon Jahre lang mit einander arbeiten, besonders in der Ernte- und Herbstzeit.

Am Hochzeitstage wird vor dem Gang zur Kirche in dem Wirtshaus, wo die Hochzeit gehalten wird, die Morgensuppe, bestehend in Rindfleisch mit Meerrettich und Wein, eingenommen. Vor dem Verlassen der Wirtsstube beten alle Anwesenden mit dem Hochzeitspaar drei Vaterunser. Dann gehts aufs Standesamt und um halb 10 Uhr in die Kirche, während eine Kinderschar ins Wirtshaus einzieht und sämtliche vorhandenen Speiseüberbleibsel mit großer Hast verzehrt; auch die Weinreste werden vertilgt.

Beim Festessen sitzen auch hier die Verwandten an der „Ird". Den anwesenden Gästen wird am Abend von der Braut und ihren zwei „Kränzlemaidli" auf blumenbekränztem Teller Wein gereicht. Auch das Rauben des Brautschuhes ist Sitte.

Punkt 12 Uhr sammeln sich die Gäste, um dem Brautpaare den Glückwunsch zu singen. Dazu stimmt alles mit ein. Der erste Vers lautet:

„Auf Brüder und singet am heutigen Feste!
So will es die Liebe, so will es die Pflicht.
Ermuntert durch Lieder die feurigsten Gäste,
Wo alles von Liebe und Heiterkeit spricht!
Glück sei Euch und Heil! Glück sei Euch und Heil!
Glück, Segen und Heil vom Himmel Euch werde zuteil!
Und was Euch noch ferner erfreut und beglückt,
Das wird Euch vom Höchsten ins Ferne geschickt!"

Hernach werden die Speisereste von der „Ird" durch die Brautjungfern in das neue Heim des Hochzeitspaares gebracht, wo sich am andern Mittag die nächsten Verwandten zur Nachhochzeit vereinigen.

Bei Beerdigungen behalten die nächsten Verwandten sowohl bei Begleitung der Leiche, als auch während der Einsegnung, ja sogar auch während der hl. Messe bis zur Wandlung ihre Hüte auf. Wird die Leiche unter Musikbegleitung zu Grabe getragen, so spielt dieselbe sofort nach Verlassen des Friedhofes heitere Weisen, gleichsam die Hinterbliebenen an die Welt und an die Arbeit wieder zu erinnern und sie aufzumuntern, nicht zu verzagen.

Digitized by Google

23. Rammersweier.

Am St. Johannestag versammelt der Hausvater seine Angehörigen und giebt jedem von dem an diesem Tage in der Kirche gesegneten Weine zu trinken, damit er vor jeglichem Unglück (namentlich Vergiftung) bewahrt bleibe. Der Rest wird in die einzelnen Weinfässer verteilt. Die am Palmsonntag geweihten Palmen werden auf den Hausfirst gesteckt; dieselben sollen schädlichen Blitzschlag verhüten. Ebenso werden die an Maria Himmelfahrt geweihten Kräuterbüschel im Stall aufgesteckt, um dadurch das Vieh vor ansteckenden Seuchen zu sichern.

Auch stellt man in der Christnacht eine Jerichorose ins Wasser. Das Aufgehen derselben bedeutet ein gutes Jahr. Desgleichen zerschneidet der Hausvater in dieser Nacht eine Zwiebel und stellt sie in einem Teller auf den Tisch. Jedes Zwiebelblatt bedeutet einen Monat des kommenden Jahres. Am andern Morgen sieht er nach, welche Blätter feucht und welche trocken sind und prophezeit aus diesem Ergebnis seinen Nachbarn die Witterung des künftigen Jahres.

Am Abend des Nikolaustages geht ein junger Mann als „Santaklaus" in einen Mantel verhüllt mit einer Kette rasselnd in die Häuser der Nachbarn und Verwandten. Sein Antlitz ziert ein langwallender silberweißer Bart; in der einen Hand trägt er Ruten, um damit die bösen, unfolgsamen Kinder zu schrecken, weshalb sie sich auch so sehr vor ihm fürchten, während er in der andern Hand allerlei Spielwaren und Süßigkeiten hat.

Tritt er in ein Haus, so sagt er mit tiefernster Stimme:

„Ich komm vom hohen Himmel herab,
Will schauen ob ich gute Kinder hab.
Sind sie brav, so gehören sie mein;
Sind sie bös, so laß ich den Belzebub herein!"

Die Kinder schleichen sich alsdann furchtsam zu Bette, finden aber am andern Morgen zu ihrer großen Freude und Ueberraschung ihre Teller reich mit willkommenen Gaben bedeckt, die der „Santaklaus" über Nacht gebracht hat.

In der Adventszeit ist es üblich, an jedem Donnerstag Abend Erbsen, Welschkorn oder Bohnen den Leuten an die Fenster zu werfen. Dies heißt man „Klöpflesnacht".

Eine uralte Sitte ist auch das „Neujahrsingen". Mehrere Knaben, die sich zusammen geübt haben, gehen an den Vorabenden vor Neujahr im Dorf herum, singen vor den Häusern und wünschen den Leuten Glück und Gottes Segen zum kommenden Jahre, wofür sie mit einer kleinen Gabe beschenkt werden.

Ein alter Brauch ist auch das am Fastnachtsonntag stattfindende „Scheibenschlagen". Die männliche Jugend versammelt sich an diesem Tage auf einer Anhöhe, wo nach eingetretener Dunkelheit ein mächtiges Feuer angezündet wird. Lärmend und tanzend nach Art der Heiden tummeln sich die lebensfrohen Jungen um das entfesselte Element und alsbald beginnt das Scheibenschlagen. Glühend und sprühend wie feurige Gespenster fliegen die hellleuchtenden, blitzenden Scheiben zischend und pfeifend in die frische dunkle Nachtluft hinaus. Die abgeschlagene Scheibe gilt jeweils einem

Digitized by Google

Mädchen, meist der Auserwählten des betr. Burschen. Während sie fortgeschlagen wird, sagt er folgenden Spruch:

„Schieb, Schieb über den Rhin! Wem soll die Schieb sin? Die Schieb soll mim Schätzli Bärweli sin!"

Die jüngeren Knaben nehmen irgend einen Namen ihrer Angehörigen. Rückt die Mitternacht heran, so geht das fröhliche Spiel zu Ende. Die Jugend stellt sich zum Fackelzug auf und kehrt singend nach Hause zurück.

Auch die Spinnstuben, von welchen das gesellige Leben im bürgerlichen und bäuerlichen Hause seinen Ausgang genommen hat, werden im Winter gepflegt. Da sitzt die Mutter an den langen Winterabenden mit ihren Töchtern spinnend zusammen; die munteren Kinder spielen und der Vater liest wohl noch etwas zur Unterhaltung vor. Auch Freunde und Freundinnen kommen, spinnen und plaudern, essen und trinken mit, und der enge Familienzirkel erweitert sich zum geselligen Kreise. In ernster und neckender Rede lernt sich hier die Dorfjugend gegenseitig kennen und lieben. Neben dem Spulfleiß pflanzt sich Sage und Lied von Geschlecht zu Geschlecht fort und manches schöne Spiel gestaltet den Abend zu einem recht unterhaltenden und fröhlichen. Manch heiterer Spaß und Scherz nimmt die Lachmuskeln in Anspruch und mancher gemütliche Alte weiß von seinen Jugendstreichen viel Witziges zu erzählen. An diesen Abenden findet manchmal das Wettspinnen statt. Die Spinnerin, welche am schönsten und raschesten spinnt, hat die Ehre, daß das nächste Mal die ganze Gesellschaft bei ihr zusammenkommt. Läßt ein Mädchen die Spule fallen, so bekommt der Bursche, welcher sie aufhebt, einen Kuß. Das Volkslied findet in diesen Spinnstuben seine Pflege und ist vielfach in denselben aufgewachsen; ebenso hat manche Volkssage daselbst ihren Ursprung.

Ein altertümlicher Hochzeitsbrauch ist es auch, daß der fröhliche Festzug, welcher die Aussteuer der Braut in die Wohnung des Bräutigams bringt, von zwei Mädchen, den sog. G'spielen eröffnet wird, von denen das eine das Spinnrad und das andere den Haspel trägt. Beide sind nicht nur Symbole des häuslichen Fleißes, sondern auch der traulichsten und echtesten Familiengeselligkeit, weshalb sie auch mit vollem Recht allem Hausrat vorangetragen werden.

24. Reichenbach.

Sitten und Bräuche, soweit solche hier noch getroffen werden, sind dieselben wie im vorderen Kinzigthal, wegen der Nähe der Stadt aber stark im Schwinden begriffen.

25. Schutterwald.

Bei Taufen erscheint die ledige „Geddel" im „Aufsatz", der „Pfedderich" trägt einen Strauß auf der Brust. Sind sie verheiratet, so ist der Pfedderich ohne Strauß und die Geddel hat die Kappe auf. Der Taufschmaus ist immer im beglückten Hause und zwar meist nach acht Tagen.

In Schutterwald werden die Ehen vielfach im Rate der beteiligten Familien geschlossen. Man sagt den jungen Leuten früh genug, an wen sie sich zu halten haben und giebt ihnen genügend Gelegenheit, sich genau kennen

Digitized by Google

und lieben zu lernen. Seitdem das Spinnen größtenteils aufgehört hat, lassen sich die jungen Leute, 6—8 Paare, abwechselnd in die verschiedenen Häuser einladen, bei welcher Sitte man sich neben etwas Handarbeit in froher, ungezwungener Weise bei Branntwein, Brot, Aepfeln, Nüssen 2c. die Zeit vertreibt. Solche Abende, die wöchentlich mehrmals an der Tagesordnung sind, schließen um 12—1 Uhr nachts. Sie werden in der wärmeren Jahreszeit durch das von den Eltern nicht weniger geduldete „Fensterln" vertreten.

Ist der Hochzeitstag endlich in die Nähe gerückt und ist man „Hochzitter" und „Hochzitteri" geworden, so sucht man sich einen „G'sell" und ein „Gspiel"; dann werden die Verwandten und Nachbarn zur Hochzeit geladen. Diese ist fast ausschließlich in dem Hause, wo der neue Hausstand gegründet werden soll. Während des Nachmittags ziehen die jungen Leute, welche bei der Hochzeit sind, Arm in Arm durch das Dorf, von Wirtshaus zu Wirtshaus, wobei getanzt und der frohen Laune freier Lauf gelassen wird. Auch das „Schuhweintrinken" ist abends im Gebrauch.

Das Hauptfest Schutterwalds ist das Jakobifest (Kirchenpatronsfest), auch „Pflumefest" genannt (weil um diese Zeit die Pflaumen reif sind). Diese letztere Benennung erhielt es vom Uebernamen der Schutterwälder, welche man in der ganzen Gegend „Pflumedrucker" nennt. —

Man erzählt sich nämlich, daß vor langer Zeit ein hiesiger Bauer einen Sack mit Pflaumen auf den Markt nach Offenburg habe bringen wollen, die noch nicht ganz reif waren. Unterwegs habe er Gelegenheit gehabt, mit einem Riedbauern fahren zu dürfen, und diese Gelegenheit habe er benützt, die Pflaumen durch Daraufsitzen weich zu drücken. Der Riedbauer, welcher dies bemerkte, habe ihm den Namen „Schutterwälder Pflumadrucker" gegeben, der sich bis heute erhalten hat. —

Einige Tanztage, wobei Burschen und Mädchen in Hemdärmeln, erstere auch noch in weißleinenen Hosen erscheinen, bringen für die Jugend Abwechslung ins tägliche Einerlei. Nur der „Hahnentanz", der zuweilen noch an Kirchweih aufgeführt wird, hat hierbei besondere Bedeutung. Dessen Hergang erzählt das folgende Gedicht in Schutterwälder Mundart:

Der Hahnentanz in Schutterwald.

„I ha mi scho lang uf d'Kilwe g'freigt, so hätt d'r Jeri zur Madle g'seit.
Mer welles recht gelte lenn, nurs Johr's emol mer Kilwe henn!
Mer len is hitt recht g'schmecka bi 's Bäckehanse Wecke.
Jetz geht der Hahnendanz voran, do wend i au drei Schilli (d. i. Sechskreuzer-Stücke) dran.
Wie vorig's Johr, so isch's au hitt, wenn's numma keine Händel gitt.
Bim Pfarrhus unter der Linde, do blieb i au nit d'r hinte.
Gelt Madlen! Du gisch mers Gleit? Sei nit schi, un mach mer d'Freud!
Du hocksch jo allewil d'heim, Du armer Tropf, Du dauersch eim;
Do kenne mer ebbis erschnappe, ich s' Nasduch un Du d'Kappe!" —
„Jörgli horch! i glaubs nicht recht; i ha allewil g'meint, i sei Dir z'schlecht.
D'r letzti Sunnti ha i Di g'seh, bi's Bitte Frieders Theres steh.
Du häsch an ihr d'r G'falle, sage d'Maidli alle."
„Mits Frieders Theres hab i g'schwätzt, doch wär mer sell die allerletzt.

Digitized by Google

E einz'ge isch in Schutterwald, die mir vor alle andre g'fallt.
Wenn D'witt vor de Spiegel stehn, do Madlen, kannsch Dich selber seh'n"! —
„Du Schelm! wenn Du nit andersch witt, un d'Muetter die Erlaubnis gitt,
So geh i mit D'r, denk i wohl; doch Jörgli horch und sag emol:
Wie gehts denn her im ganze bi eurem Hahnedanze?"
„I kann Dirs sage bis uff's Hoor, wie's au g'sin isch vorem Johr;
Juscht als wär es gescht erscht g'scheh'n, so han i alles vor mir stch'n.
Hahnedanz — Trinke — Esse — s' Händle aber nitt vergesse.
Fünfzehn Pärli hab i g'seh'n zum Danze us'm Adler geh'n.
Jedes Maidli mit sim Bua, e'nanderno der Linde zua.
D'Spiellütt sinn voran g'marschiert un henn gar liebli musiziert.
Dort obe an der Linde hängt un in de freie Lüfte schwenkt
s'Laternli mit eme Lichtle drinn; am Lichtle hängt e Gläsli Winn,
Brennt s'Lichtle echt de Fade a, so fällt sell Gläsli obe ra.
E Nasduch un d'r Kappezieg, hangt obe an dem Lindezwieg.
Vor Zitte, wie mers denke kann, do henn sie danzt als um en Hahn.
Drum hätt der Danz den Namen so, doch schätz i mers, s' isch g'sinn eso:
Fangt der Danz an uff'm Sand, so bringt mer dem Bua ä Struß in d'Hand.
Er danzt emol um d'Linde rum, un gitt de Struß dem Nächste num.
So loßt mers Strüßli wandre, von einer Hand zur andre.
Das Pärle, wo das Strüßle hält, wenns Gläsli vom Laternli fällt,
Des krlegt der Pries vom Lindezwieg, e Nasduch un de Kappezieg.
S'Jokeles Franz un s'Michels Len, ne vorem Johr ihn g'wunne henn.
Wie der Danz isch fertig g'sinn, hätsch Du solle bim Esse sinn:
Brotisfleisch un Ritschsalat, roter Winn, ganz delikat,
Ellelange Brotwirscht gnua un nagelneu Surkrut d'rzua;
Kei strittigs Wörtli hätt m'r g'hört, so hätt es bis em nüne g'währt." ꝛc. ꝛc.

26. Anterentersbach.

Gleich bei der Geburt, sobald das Kind das Licht der Welt erblickt hat, wird es von der Hebamme geschüttelt, um es zum Schreien zu bringen, und wenn dies nicht hilft, so versetzt ihm die Hebamme mit der flachen Hand einige Streiche auf das Gesäß. So werden die Unterentersbacher schon gleich früh zu Schreiern gemacht. Noch am selben Tage kommen die nächsten Verwandten und beglückwünschen die Mutter und den Vater, wobei das Kind einem Vergleiche auf Aehnlichkeit des Vaters oder der Mutter beschaut wird. Gewöhnlich werden kleine Gaben, wie Weißbrot oder Eier gespendet. Zur Taufe, welche in der Pfarrkirche zu Zell a. H. vollzogen wird und welcher auch der „Kindlesvater" anwohnt, gehts per Fuhrwerk. Der Schmaus dauert meistenteils bis spät in die Nacht.

Vor den Hochzeiten, welche meistenteils von den Eltern bestimmt werden, findet die „B'schau" statt, bei welcher Gelegenheit auch ein kleiner Schmaus dargeboten wird.

Tschäpplhirsch, Morgensuppe, Gebet vor dem Kirchgang, Musikbegleitung, Begrüßung durch den Wirt mit einem Glase Rotwein, Maien mit Kindlessachen, kurz alles, wie im Kinzigthal gebräuchlich. Als besondere ländliche Feste und Gebräuche sind zu nennen:

Digitized by Google

Das Peterstagspringen der Kinder, Hasjagen und Kilwe. Am 22. Februar, dem Tage Peterstuhl, versammelt sich mittags 12 Uhr die gesamte Schuljugend, die Knaben mit bekränzten Hüten, die Mädchen mit Kränzen auf dem Kopfe. Von den ältesten Buben und Mädchen sind drei mit den Peterstagsäcken versehen. Mit Schlag 12 Uhr hebt die ganze Schar an: „Hüt, hüt ist Peterstag!"

Die Buben voran, geht es in ganz bestimmter Reihenfolge von Haus zu Haus. Die Sackbuben treten in die Stube und sagen folgenden Spruch (ähnlich wie die Fußbacher Pfingstdreckbuben):

„Wir treten herein so stark und fest, grüßen den Hausherrn u. all seine Gäst!
Grüßen wir das ein oder andere nicht, so sind wir die Entersbacher Petersbuben nicht.
Die Entersbacher Petersbuben sind wir genannt; wir ziehen dem Reichsvogt durch sein Land.
Sein Land war auch so schön und weit; es war zur heißen Sommerszeit.
Da blühten die Blumen so rot und so weiß; kam leider der Winter und verdarb sie mit Fleiß.

Heut ist Peterstag, da wir alle Krotten und Schlangen verjagen und auch befreien von allen giftigen Tieren und Plagen. Nun haben wir jetzt an Euch die Bitt: Teilt uns Schülern auch was mit:

Aepfel oder Nuß, dann bleiben wir druß!
Schnitz oder Speck, dann geh'n wir weg!
Geld oder auch Brot helf uns aus aller Not!

Hört meine lieben Kameraden, die Leute sind gut beraten,
Sie wissen längst schon was wir wollen und was sie gern ausgeben wollen."

Nachdem sie die Gaben, welche in Schnitz, Bohnen, Speck oder Geld bestehend, im Sack verwahrt haben, sagen sie folgenden Dankspruch:

„Wir bedanken uns ganz höflich, daß ihr uns gegeben barmherziglich!
Wir wünschen euch all ein langes Leben, das euch Gott der Herr wollt geben!
Und nach diesem das ewige Leben. Vergelt's Gott!"

Das Hasjagen dauert auch hier von Ostern bis Pfingsten. Die Kirchweih (Kilwe) wird am dritten Sonntag im August gefeiert, wobei die Kilweküchle eine Hauptrolle spielen.

27. Unterharmersbach.

Die Volksbräuche sind dieselben wie im Oberthal. Bei Taufen darf ein solenner Schmaus im Wirtshause natürlich nicht fehlen und etwelche Schüsse mit verschiedenen Echos verkünden jeweils der gesamten Thalbevölkerung das freudige Ereignis. — Die Teilnahme an einer Hochzeit ist allgemein und gestaltet sich nach echter Wälderart zu einem ländlichen Volksfeste. Gebräuche hierbei wie allerorts im Kinzigrevier. Mit großem Pomp wird auch alljährlich am zweiten Sonntag im September das Ernte- und Kirchweihfest abgehalten. Nudelsuppe, Ochsen-, Kalb- und Schweinefleisch, Gemüse, Kaffee, Wein und ganze Körbe voll Küchle bereichern das Mahl an diesem Festtage, wozu zahlreiche Bekannte und sonstige Leute ins Thal kommen. Musik, Tanz, Krämerstände und Gutselweiber, Karussel mit Kasperlestheater darf natürlich auch nicht fehlen. Immer lustig, ländlich, sittlich.

Digitized by Google

28. Arloffen.

Die neugeborenen Kinder werden hier gewöhnlich während der ersten sechs Tage, meistens an einem Werktag, mittags 1 Uhr getauft. Dabei wird auf dem Gange tüchtig geschossen, wofür den betreffenden Burschen Freibier bewilligt wird. Der Taufschmaus findet in der Regel im Wirtshause statt.

Bei Hochzeiten unterscheidet man hier solche mit und ohne Gespielen. Letztere sind die einfachsten und wird dabei ein Hochzeitsschmaus entweder gar nicht oder zu Hause gehalten.

Bei öffentlichen Hochzeiten sind zwei Mädchen Gespielinnen, die beim Gang zum Standesamt und zur Kirche vorausgehen. Der Hochzeiter und der Brautführer gehen rechts und links neben der Braut; dann folgen die Verwandten. Nach dem Gottesdienst gehts ins Wirtshaus. Wird Tanz abgehalten, so geht die Musik spielend voraus. Den ersten Tanz, den sog. Ehrentanz, führen Braut und Brautführer auf, worauf der Brautführer die Braut dem Bräutigam zuführt. Der Brautführer hat üble Zeit, denn er muß nun den ganzen Tag die Braut hüten und dafür sorgen, daß ihr das Glas nicht weggenommen und abends der Schuh nicht gestohlen werde, sonst muß er die Sachen jeweils durch schwere Mengen Rotwein wieder einlösen. Ist die Zeit ziemlich weit vorangeschritten, so überreicht eine der beiden Gespielinnen der Braut eine Schachtel mit allerlei brauchbaren Sachen und spricht einen Vers dazu.

29. Walterweier und Weier.

Hier sind mit den Trachten auch so ziemlich die alten Sitten und Gebräuche geschwunden, nur die Totenwache und das „Knöpflen" haben sich noch erhalten.

30. Windschläg.

Auch von hier ist nicht viel zu berichten; es scheint in den Rheinorten das alte schöne Herkommen ganz in Vergessenheit gekommen zu sein. Bei Taufen wird unter die herbeiströmende Dorfjugend noch das sog. Kindstaufbrot verteilt, das mit Salz und Kümmel bestreut ist. Reiche Leute, die noch was drauf gehen lassen wollen, halten mitunter auch noch bei Musik und Tanz den Hochzeitsschmaus im Wirtshause nach den üblichen althergestammten Bräuchen.

31. Zell am Harmersbach.

Unter allen Städten des Ortenau- und Kinzigreviers macht die ehemalige Reichsstadt Zell eine sehr anerkennenswerte und rühmliche Ausnahme; denn hier haben sich noch eine namhafte Reihe altehrwürdiger Sitten und Bräuche mehr oder weniger bis auf den heutigen Tag vererbt. Und hell und heiter sind die Zeller, und daß sie dies von Kleinem auf schon werden, dafür sorgt schon gleich die Hebamme, indem sie dem Neugeborenen, sobald er zum erstenmal die Zeller Welt erblickt, mit der flachen Hand auf den Hintern schlägt, bis er schreit und ein Zeichen von Lebensmut von sich giebt und dadurch beweist, daß er ein Zeller Kind sei und nach Zell passe.

Digitized by Google

Zur Taufe geht auch der Vater mit. Die Gebräuche dabei sind die alten. Unter dem Schutz des alten Reichswappens und der von den reichsunmittelbaren Ahnen einst eroberten vier schwedischen Kanonen wachsen aber Knaben und Mädchen nach altem Brauch friedlich und fröhlich mit einander auf. Ist aber nach Jahr und Tag der Knabe groß und stark und das Mädchen nett und hübsch geworden, dann hört gewöhnlich die Freundschaft auf und an ihre Stelle tritt — die Liebe. Und ist so ein echtes Zellerkind einmal verliebt, so giebts keine Ruhe, bis auf die Verliebung auch die Hochzeit folgt. Ist man erst einmal so weit, dann kann auch alsobald der Hochzeitlader in Funktion treten. Der setzt sich einen großen Hut auf, steckt zuvor als Zeichen seiner Würde noch einen viel größeren Strauß vornen drauf, hängt eine ebenfalls große Tasche um und geht jeden Morgen mutterseelenallein ins Reichsthal und vor nach Biberach, sucht rechts und links, wie ein lokalkundiger „Hamberle" alle Zinken, Höfe und Hütten auf, ladet Groß und Klein zu der Zeller-Kinder Hochzeit ein, füllt nebenbei seine Tasche mit Allerlei und kommt dann abends etwas angeheitert wieder im Städtle an. Am Hochzeitstag selbst darf natürlich auch die übliche Morgensuppe nicht fehlen, die aus Kaffee, Brot, Fleisch, Wein und noch allerlei guten Dingen und Zuthaten besteht.

Zu dieser Morgensuppe ist jedermann freundlichst eingeladen, und da es nicht jeden Tag in allen Küchen solch rare Suppen giebt, macht sich auch männiglich was Lust hat herbei, namentlich die näschige Jugend. Nachher geht's in die Kirche. Ist das betr. Brautpaar etwas neuzeitig angehaucht, dann geht's nach einem kleinen Gabelfrühstück direkt nach Biberach und von dort per Bahn entweder auf den Schwarzwald oder nach Straßburg. Sind die Neuvermählten aber noch von altem Schrot und Korn, so gehts mit Musik unter allgemeiner Beteiligung ins Wirtshaus. Sind dort die drei Ehrentänze abgetanzt, so wird's allgemein fidel und hat jeder sein Teil Pläsier für sich extra. Und da zum Kirchspiel Zell auch noch Unterharmersbach, die zwei Entersbach, sowie Neuhausen und etliche Schottenhöfe gehören, so kann man sich denken, was da für Vergnügen und Trubel und Freude herrscht. Gestohlen wird nicht, höchstens am Abend der Braut ihr Schuh, und den muß ihr Wächter, der Ehrengesell, ihr wieder einlösen. Dagegen giebts allerlei sinnige Geschenke, vorab für die Braut. Die Freundinnen der Braut beschenken diese mit einem eigenartigen Geschenk, das aus einem verzierten Tannenbäumchen, an welchem statt Aepfel, Nüße und Springerle, sich allerlei kleine Artikel befinden, welche für die junge Frau einst dringend nötig sind, wenn Freund Klapperstorch bei ihr Einkehr gehalten. An den nötigen Neckereien fehlt's dabei auch nicht; innerlich denkt aber jede der lieben Freundinnen für sich: „Ach, wenn nur der nächste „Maien" für mich geziert würde." —

Etwas abergläubisch scheinen manche Zeller mitunter auch noch zu sein; denn tritt in einem Hause, das einen Bienenstand besitzt, ein Sterbfall ein, so werden auch hier alsbald die Bienen verstellt, angeblich, damit sie nicht zu Grunde gehen. — Besondere Anlagen haben die Zeller zur Veranstaltung heiterer Volksfeste und theatralischer Aufführungen und Festzüge. Dies steckt auch schon in den Jungen.

Am Dreikönigstage ziehen jeweils drei Knaben, als die Weisen

Digitized by Google

des Morgenlandes gekleidet, von Haus zu Haus und führen ein kleines theatralisches Stück auf. — Am 22. Februar (Petri Stuhlfeier) zieht die ganze Jugend mittags von Haus zu Haus mit Säcken und Körben und schreit durch alle Gassen: „Hüt, hüt isch Peterlistag, wirf Nuß und Birne rab!"

In jedem Haus kommt man ihrem Wunsche auch bereitwilligst nach. Auch an Fastnacht kann man den ganzen Tag hindurch den überaus gedankenschweren Spruch schreien hören:

„Hoorig, hoorig, hoorig isch die Katz,
Und wenn die Katz nit hoorig wär,
So fieng sie keine Mäuse mehr!"

Dann schreit ein and'rer Trupp entgegen:

„Narre, Narre siebe gsi, siebe, siebe Narre gsi.
Narre, Narre Giegeboge, was du seisch isch alls verloge! Narro!"

Ostern, Nikolaustag und Weihnachten werden wie überall ortsüblich gefeiert. Die Paten beschenken an diesen Tagen ihre Patenkinder.

Wird ein Neubau aufgerichtet, so wird, wenn der Dachstuhl auf den Mauern ruht, der Zimmerspruch gehalten. Am Schlusse des Spruches leert der Zimmergeselle ein Glas Wein und wirft dann das Glas auf die Erde. Zerbricht es, so macht er eine derbdrastische Bemerkung über die Zeller Jungfern.

32. Zell-Weierbach.

Hier finden die Taufen gewöhnlich am Sonntag vor dem Nachmittagsgottesdienste statt. Als Taufnamen wählt man in der Regel solche, welche in der Gemeinde oder Verwandtschaft gebräuchlich sind. Nach der Taufe wird zuerst in der Wirtschaft ein Trunk genommen, und nachher wird der Täufling nach Hause gebracht, wo unterdessen der eigentliche Taufschmaus hergerichtet worden ist. Je nach der Größe der Verwandtschaft gestaltet sich nicht selten so ein Taufschmaus zu einer größeren Gasterei.

Die Hochzeiten werden alle im Wirtshause abgehalten. Einladung (durch die sog. Hochzitbuben) und Morgensuppe wie sonst gebräuchlich. Vor dem Gang zur Kirche wird ein Vaterunser gebetet und die Brautleute mit Weihwasser besprengt. Nachher Zug ins Wirtshaus, mit oder ohne Musik. Am andern Morgen ist sodann gemeinschaftlicher Kirchgang für die verstorbenen Anverwandten.

33. Zunsweier.

In Zunsweier herrschen dieselben Ortsgebräuche, wie in der Nachbarschaft. Doch scheinen dieselben ihre ursprüngliche Bedeutung vollständig verloren zu haben.

Digitized by Google

C. Trachten, Sitten und Bräuche im Amtsbezirk Oberkirch.

I. Volkstrachten im Amtsbezirk Oberkirch.

Aus Erlach suchen sich viele Mädchen in Städten Verdienst als Dienstboten und kehren leider in städtischer Kleidung heim, denen dann die Zurückgebliebenen gerne nachmachen. Hierdurch verschwand die frühere Tracht allmählich ganz; nur bei wenigen, männlichen alten Bewohnern ist die Renchthälertracht noch teilweise erhalten.

Im hintersten Teile des durch seine Sitten und Bräuche, landschaftliche Schönheit und weltberühmten Bäder bekannten Renchthales, in Griesbach, sollte man glauben, die alte Tracht noch am reinsten und häufigsten anzutreffen. Leider ist dem aber nicht so. Durch den großen Fremdenverkehr während des Sommers, durch die Einberufung zum Militär, sowie durch die Wanderschaft der Handwerker, schwindet die altangestammte Tracht bei der männlichen Bevölkerung immer mehr. Bei den Mädchen und Frauen wird sie zwar noch getragen, doch findet auch hier schon bezüglich der Form, Farbe und Güte ein Uebergang statt.

In Haslach wird die alte Tracht des Renchthales nur noch vereinzelt von Männern getragen. Mädchen und Frauen gehen meist städtisch gekleidet, jedoch mit einem größtenteils in Gelb gehaltenen, großen Umschlagtuche, das um Nacken und Busen geschlungen und hinten zu einem Knoten gebunden wird. Als Geschenk des Bräutigams an die Braut hat es — in Seide — einen Wert von zirka 30 Mark.

Die Ibacher Tracht ist noch ziemlich dieselbe, wie sie früher allgemein im Renchthal üblich war. Die Männer tragen dunkle Tuchhosen, rote Weste, schwarzen Tuchrock mit Stehkragen, rotem Futter, engen Aermeln und umgelegtem vorderen Rocksaum. Der Rock bleibt offen, wodurch die rote Weste sichtbar ist. Ferner tragen dieselben leinenes Hemd und runden, niederen, großrandigen, steifen, schwarzen Filzhut. Außer dem Rock, der nur bei Kirchgängen und festlichen Gelegenheiten angelegt wird, tragen die Mannsleute dunkle, kurze Tuchjuppen, welche kaum über die Weste hinabreichen. Frauen und Mädchen tragen rote oder blaue Röcke mit vielen Falten, kurzes Leibchen, leinenes Hemd mit kurzen Aermeln, farbiges, seidenes Halstuch und Strohhut mit breitem Rand und dicken roten Bollen auf der Mitte desselben. Frauen tragen auch schwarzseidene Häubchen mit langen Spitzen.

Die Männer in Lautenbach tragen als Festgewand schwarze Tuchkittel mit sehr kurzer Taille und kurzem Stehkragen. Der Rock ist mit rotem Wollstoff ausgefüttert und wird offen getragen, so daß dieses rote Futter sichtbar ist; dazu rote Weste mit hohem Stehkragen, die ebenfalls

Digitized by Google

vielfältig offen getragen wird, so daß die derbe aber weiße Brust des leinenen Hemdes völlig zur Geltung kommt. Am Halse ist der weiße Hemdenstehkragen, der rote Westenkragen und der kurze schwarze Rockkragen gleichzeitig sichtbar. Die früher üblichen kurzen Kniehosen sind fast gänzlich verschwunden. Als Kopfbedeckung ist ein steifer, runder Filzhut mit breiter Krempe üblich. Ledige Burschen tragen kurzes Tuchwams, das sog. Kamisol.

An der Frauenkleidung fällt besonders der Rock mit sehr kurzer Taille auf. Der „Sunntigsrock" ist aus schwarzem Tuche, dazu schwarzseidene Schürze und kurzer „Tuchtschoben". Sehr kleidsam ist das rotseidene Halstuch mit goldgestickten Blumen und langen Fransen. Um den Hals wird ein schwarzes oder blaues Samtband getragen, mit über der Brust hängendem goldenen Kreuze, daher auch das bekannte Volkslied:

„Am schwarzen — blauen Bande, trag ich ein golden Kreuz,
Das Kreuz ist mir so heilig, das Gold hat keinen Reiz ꝛc. ꝛc."

Als Kopfbedeckung schmückt die Frauen eine hübsche Spitzenhaube aus schwerem Seidendamast. Meistens werden weiße Strümpfe mit weit ausschnittenen Schuhen getragen.

In dem romantischen Seitenthale des Lierbaches herrscht dieselbe Tracht wie im Renchthal, von altersher üblich.

Die Tracht der Männer in Löcherberg besteht in einer roten Weste, rotgesäumtem Rock, sowie teilweise noch aus kurzen Kniehosen. Das „Häs" der Weiber ist ein kurzes Mieder, schwarzer oder farbiger Rock und weißer Hut mit roten Wollrosen. Verheiratete Frauen tragen schwarze Spitzenkappen. Sonst ist im Allgemeinen die Tracht dieselbe wie allerwärts bei den Renchthälern.

Auch in Maisach wird im allgemeinen die Renchthaltracht getragen. Nußbach liegt schon zu nahe an der Rheinebene, und kommt mit dem allgemeinen Verkehr in weit größerem Maße, als die Thalorte in Berührung, weshalb sich auch hier die ursprüngliche Ortstracht fast ganz verloren hat. Die ländliche Tracht hat sich demzufolge nur noch teilweise im Bottenauer Thale bei den Männern erhalten: rote Weste und langer schwarzer, leinener Flügelrock.

Die Bauerntracht sieht man in der Stadt Oberkirch selbst nicht, während solche aber in den Nebenorten noch besteht. Die Kleidung der Männer besteht in einer schwarzen Hose, einem schwarzen Rock mit langen Schößen und rotem Aufschlag und roter Fütterung; ferner in einer roten Weste und breitrandigem Hute. Der Hemdkragen ist aufgestellt und mit einem schwarzen Halstuch umbunden.

Die Frauen tragen langen Rock und eine sog. „Brust". Um den Hals legen sie ein Krägelchen, in welches vorn der Name eingestickt ist. Außer diesem Namen-Kragen schmückt den Hals der Oberkircher Land-Schönen ein seidenes Tüchlein in bunter Farbe. Im Sommer sind die Maidle „anderscht" nett. Da zieren sie sich mit einem großrandigen, rot ausgefütterten und mit roten Blumen geschmückten Hute. Der darf schon was kosten; denn er erspart zwei Schirme zugleich und dient unter einem als „Sonnen- und Regendächle". Um den Hals tragen sie als schönsten Schmuck ein kostbar golden Kreuzlein.

Digitized by Google

Auch in Oedsbach ist die Renchthälertracht noch in Ehren. Die rote Weste wird im Sommer und Winter von Jung und Alt offen getragen, so daß das weiße Hemd sichtbar ist.

Die Tracht in der Stadt Oppenau ist modern; nur die in nächster Nähe wohnenden Bauern haben die weithin bekannte Renchthälertracht.

Die malerisch schöne und kleidsame Renchthäler Volkstracht tritt am reinsten und allgemeinsten in dem bekannten Badeort Petersthal auf. Wer am Fronleichnamsfest oder an der Peter- und Paulsfeier den prächtigen Zug der Bürgergarde mit angesehen hat, dem wird die eigenartige Tracht nur Ausdrücke der Bewunderung und Anerkennung entlocken. Als Renchthäler von echtem Schrot und Korn trägt der Petersthäler eng anschließende lederne, schwarze Kniehosen, welche oberhalb des Knies, also am untern Ende über schneeweißen Strümpfen zugeknöpft oder gebunden sind; ferner eine rote, mit zwei Reihen messingener oder vergoldeter Metallknöpfe versehenen Weste, welche das steife, weiße Hemd, soweit die Brust reicht, unverhüllt läßt, dabei einen langen, mit kurzer Rückennaht, ohne Knöpfe versehenen, dunkeln, fast schwarzen Tuchrock mit Stehkragen, gefüttert und außen an den Brustecken mit rotem Tuch besetzt und an den Enden ebenso passepoiliert. Auf dem Kopfe sitzt ein schwarzer, runder Hut mit schmalem, schwarzem Seidenband. Die Mädchen, Frauen und Jungfrauen tragen ein leinenes, weißes Hemd, an der Brust mit Knöpfen geschlossen, mit langen, bis zum Handgelenk weiten Aermeln ohne Verschluß, darüber einen wollenen, roten Unterrock und über diesen einen blauen (auch roten oder schwarzen) Ueberrock mit vielen langen Falten, fast bis zu einem Drittel des Rockes, aus Kaschmir oder ähnlichem dauerhaftem Stoffe mit Leibchen. Dazu eine Jacke — Tschoben — aus wollenem, schwarzem, feinem Tuche oder Merino (Wollenzeug geköpert), am Halse und an der Brust rundlich ausgeschnitten; darüber ein farbenreiches, seidenes Halstuch mit feinen, weißen, gehäkelten oder geklöppelten Spitzen, welche die Enden eines weißen Tuches bilden, das mehrmals überlegt am obern Halstuch befestigt ist.

Den Hals schmückt ein goldenes Kreuz, welches an einem schwarzen Samtbande getragen wird. Frauen und Mädchen tragen meistens weiße Strümpfe und leichte, niedere Schuhe. Die Kopfbedeckung besteht bei Frauen aus einer schwarzgeblumten, mit Bändern geschmückten Haube. Zur Sommerszeit tragen alle Wiewersvölkere (Frauen und Mädchen) die beliebten großen, flachen und breitrandigen Strohhüte, welche mit großen, roten Wollrosen geschmückt sind. Diese Hüte werden auch gerne von Kurgästen gekauft. Die hierzu zu verwendenden Strohgeflechte sind nicht wie bei andern Strohhüten horizontal, sondern vertikal nebeneinander gereiht. Da man deshalb sehr viel Strohgeflecht, das ohnedies sehr fein ist, braucht, werden diese Hüte schwer und auch teuer. Ein solcher Hut besserer Qualität kostet 8—10 Mark. — So ein frisches Petersthäler Mädchen im niedlichen Sommerkostüm ist in der That ein lieblich herziges Ding! d. h. wenn es auch sonst brav ist.

In Ramsbach und Ringelbach steht die alte Renchthaltracht noch in Ehren. Die Orte Stadelhofen, Thiergarten und Ulm liegen schon zu weit in der Rheinebene, als daß von einer Ortstracht noch gesprochen werden könnte.

Digitized by Google

Nur verschwindend wenige alte Männer tragen noch die rote Weste und den schwarzen Rock. Von der früheren Tracht der Weibsleute ist gar nichts mehr vorhanden.

In Zusenhofen tragen die Männer Sonntags schwarze Beinkleider, ebensolche kurze Jacken ohne Schöße, einen weichen, rundlichen, schwarzen Filzhut, leinenes Hemd mit schwarzer Halsbinde. Ebenso einfach ist auch die Tracht der Frauen und Mädchen, bestehend in einem roten oder blauen Rock, einem schwarzen Peter (Jacke) und einem farbigen Brust- oder Halstuch. An Feiertagen tritt an dessen Stelle ein teurer Shawl (größeres Brusttuch, das dreieckig zusammengelegt, über die Brust gekreuzt und hinten in einen Knoten geschlungen wird). Sonst gehen sie Winters wie Sommers barhäuptig in die Kirche. Am Werktag sieht man bei beiderlei Geschlechtern vielfach blau gefärbte Zwillichkleider.

II. Sitten und Bräuche im Amtsbezirk Oberkirch.

1. Erlach.

Mit der heimischen Tracht sind auch der Väter Sitten und Bräuche allmählich aus dem Orte entschwunden; nur wenige Ueberbleibsel erinnern noch daran, daß es früher in dieser Beziehung schön gewesen sei.

Am Vorabend des St. Johannistages, 23./24. Juni wird von den Kindern Holz gesammelt und dasselbe sodann an einem geeigneten Platze außerhalb des Ortes auf einem Haufen verbrannt. So hoch das „Johannisfeuer" brennt, so hoch soll in diesem Jahre auch der Hanf werden.

Am Hochzeitsmorgen holen die Schulkinder in aller Frühe bei den Brautleuten Hochzeitsbrot, aus dem mit der Zeit Milchwecke wurden, wozu die angenehmeren oft noch Kaffee erhalten. Besondere andere Sitten und Gebräuche finden sich weder bei Taufen noch bei Hochzeiten.

2. Griesbach.

Die Ortseinwohner sind hier im allgemeinen sehr fleißig, sparsam, genügsam und friedliebend. Sie beschäftigen sich mit Land- und Forstwirtschaft, hauptsächlich mit Holzhandel. Es sind in der Gemeinde 14 Sägmühlen in Betrieb. Ferner wird Handel mit gebrannten Wassern getrieben und auch die Vieh-, Bienen- und Obstbauzucht eifrig gepflegt.

Die Sitten und Gebräuche der Bewohner bei Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen u. s. w. sind die gleichen, wie im ganzen hintern Renchthale.

Das neugeborene Kind wird entweder am Donnerstag oder Sonntag in Begleitung von „Pfedderich" und „Göttel", sowie dem Kindlesvater und der Hebamme zur Taufe in die Pfarrkirche nach Petersthal gebracht. Nach der Taufe findet — die ganz Armen ausgenommen — in einem Wirtshause hier ein Taufschmaus statt.

Bei Bauernhochzeiten, die immer am Montag und in der Regel im Wirtshause abgehalten werden, gehts gewöhnlich hoch her. Etwa acht Tage

Digitized by Google

vorher wird von der „Hochzitteri" in Begleitung irgend einer Frauensperson eingeladen, wobei es gebräuchlich ist, derselben ein Geschenk zu verabreichen. Am Sonntag nachmittags 4 Uhr findet die Ziviltrauung statt, abends ist dann so eine Art Tschäpplhirsch und am andern Morgen findet die Morgensuppe statt, bestehend in Kaffee, Rindfleisch mit Meerrettich, Wein, Branntwein u. dgl. Mitunter wird's dabei schon morgens recht fidel, ehe die Hauptsache angeht. Mit Musik und zahlreicher Begleitung geht's dann das Thal hinab Petersthal zu. Nach der Trauung bewegt sich der Zug mit zwei Brautführern, zwei „G'spielen" u. s. w. wieder das Thal hinauf, Griesbach zu und dort direkt ins Wirtshaus. Vor dem Essen werden von den Brautleuten zuerst die üblichen drei Ehrentänze absolviert. Dann kann tanzen wer will. Essen, Musik und Tanz wechseln ab und dauern den ganzen Nachmittag und Abend fort. Das letzte Gericht wird um 10 Uhr aufgetragen. Die Kosten der Hochzeitstafel haben die Eltern des Bräutigams und der Braut, je die Hälfte, zu bestreiten. Den Brautleuten aber geben die Teilnehmer ein entsprechendes Geschenk. Alle übrigen Hochzeitsgäste zahlen, was sie verzehren. Einer Hochzeit anwohnen, heißt man „dienen".

Bei Sterbefällen ist folgendes gebräuchlich: „Die Leiche wird, nachdem sie angekleidet ist, was sogleich nach dem Tode geschieht, mit einem weißen Tuche ganz zugedeckt. Neben dem Bette steht ein Tischchen oder ein Stuhl, worauf ein Kruzifix mit einem brennenden Licht steht, daneben befindet sich ein Weihwasserbehälter. Wer nun kommt, taucht den neben dem Weihwasser liegenden grünen Rosmarin- oder Buchszweig ein, bespritzt die Leiche und spricht im Stillen für die Seelenruhe des Entschlafenen ein kurzes Gebet. Wer die Leiche sehen will, der deckt die verbergende Hülle ab; viele thun es nicht. — Abends, wenn es dunkel wird, kommen die Verwandten, Bekannten und Nachbarn in das Sterbehaus, um die Sterbegebete, bestehend aus drei Rosenkränzen für die armen Seelen und der Litanei für Abgestorbene, zu verrichten. Das dauert etwa eine Stunde. Dann entfernt sich alles bis auf drei oder vier Wächter, welche die Leiche die Nacht über bewachen, abwechslungsweise beten und — Branntwein trinken.

Zur Beerdigung werden die Leute der ganzen Umgebung durch Leichensager geladen. Dieses Einladen heißt man „enden". Die Leiche wird auf einem Bernerwägele nach Petersthal übergeführt. Bei Reichen ist der Wagen oft mit schwarzem Tuch gedeckt, auf dem der reich verzierte, meist braun angestrichene Sarg steht. Seit neuerer Zeit ist auch die städtische Sitte der Kranzspenden Mode geworden, welche teils auf den Sarg gelegt, teils von jungen Mädchen, die zu beiden Seiten des Trauerwagens gehen, getragen werden, um später das Grab oder drinnen in der Kirche beim Seelenamt die Tumba zu zieren. Als Führer des Leichenzuges geht an der Spitze ein kräftiger Knabe, der das Kreuz trägt, nach diesem direkt der Leichenwagen, rechts und links desselben die Sargträger ꝛc. Dicht dahinter folgen die männlichen Verwandten, aber streng nach dem Grade der Verwandtschaft und hintereinander mit bedecktem Kopfe; nach diesen kommen die übrigen männlichen Personen in dichten Haufen und entblößten Hauptes. Diesen schließen sich die Frauen an, doch so, daß die Leidtragenden zuerst kommen. Während des Ganges wird der Rosenkranz gebetet. Steht ein Kreuz oder Bildstöckchen am Wege, so wird angehalten und ein Vaterunser

Digitized by Google

gebetet. Dicht vor der Kirche wird der Sarg vom Wagen genommen und auf die bereitstehende Totenbahre gelegt und sodann nach vollzogener Einsegnung durch den Geistlichen, von den Trägern zu Grabe getragen. War der Verstorbene Mitglied des Cäzilienvereins, so singt ihm der Sängerchor den Trauerpsalm bis ans Grab und giebt ihm nach der letzten kirchlichen Einsegnung noch die letzte Ehre durch ein 4-stimmiges Grablied.

Kinder werden schon morgens früh vor dem Gottesdienste beerdigt. Die Leiche wird bei kleinen Kindern auf dem Kopfe durch eine verwandte Frauensperson nach dem Gottesacker getragen. Bei erwachsenen ledigen Verstorbenen — Jünglinge oder Jungfrauen — ist der Sarg weiß angestrichen und das Kreuz mit Kränzen und weißen Schleifen verziert. Die Nachhaltungen bestehen, je auf Verlangen der Hinterbliebenen aus drei Aemtern oder drei hl. Messen.

Von besonderen Festlichkeiten kommt hier nur die „Kilwe" (Kirchweihe) in Betracht, die immer am Sonntag nach Maria Geburt abgehalten wird. Es ist das ein Freudentag für Arm und Reich, Jung und Alt. Mittags ist Tanz und bis in die Nacht Jubel und Trubel bei starkem Fremdenzudrang.

3. Haslach.

Von hier ist über bemerkenswerte Ortsgebräuche wenig zu berichten Der Ort liegt schon mehr in der Rheinebene und dort ist nicht bloß der Boden verflacht sondern auch die heimischen Sitten, Trachten und Bräuche. Bei Hochzeiten existiert noch so eine Art Morgensuppe, bei der sämtliche Kinder der Gemeinde von Braut und Bräutigam mit besonders zu diesem Zwecke gebackenem Brote beschenkt werden (Hochzigbrot).

4. Ibach.

Ibach ist von der Kultur noch weniger beleckt, darum haben sich hier auch der Väter ehrwürdige Sitten bis auf heute mehr erhalten.

Der Schmaus bei Taufen und Hochzeiten wird im Wirtshaus abgehalten. Beide werden ganz in derselben Art und Weise begangen, wie im hintern Renchthal allgemein gebräuchlich. Selbstverständlich findet zu geschlossenen (kirchlichen) Zeiten keine Tanzbelustigung, ja man kann sagen, überhaupt gar keine öffentliche Hochzeit statt. Die Leute sind so vernünftig, können warten und wissen es so einzurichten, daß sie sich der Freude hingeben können, ohne gegen die kirchlichen Vorschriften zu verstoßen.

Bei Sterbfällen ist es Sitte, daß von jeder Familie des Orts sich jemand die zwei Abende vor der Beerdigung ins Sterbehaus begiebt, wo dann nach dem Gebete den Anwesenden gewöhnlich Brot und Kirschwasser herumgereicht wird. Diese sog. „Nachtwachen" bleiben oft bis 12, ja mitunter bis 3 Uhr in der Nacht im Sterbehaus. — Bei der Beerdigung gehen die Verwandten in zwei getrennten Reihen (wie bei Prozessionen) hinter dem Sarge nach und diesen schließen sich in Haufen die übrigen Teilnehmer an.

Im Nebenort Löcherberg herrschen dieselben Gebräuche.

Digitized by Google

5. Lautenbach.

Hier ist so ziemlich die Grenze, wo die im Oberthal herrschende Renchthäler Nationaltracht mit der von der Rheinebene her vordringenden modernen Verflachung in Berührung kommt. Lautenbach kann noch als Vorwerk zum Schutze heimischer Sitten und Bräuche betrachtet werden.

Die Tauf- und Hochzeitsgebräuche haben ganz denselben Gang und Verlauf wie weiter hinten im Thal. Auch hier werden die Hochzeiten mit Musik, Ehren- und andern Tänzen und großer allgemeiner Gasterei abgehalten. Dazu werden sämtliche Ortseinwohner geladen, und es würde von dem Hochzeitspaar und deren Angehörigen übel bemerkt werden, wenn diesen Einladungen nicht ausgiebig Folge gegeben würde. — Das gleiche kann man von den Sitten und Bräuchen in Lierbach sagen.

6. Maisach.

In Maisach stehen die Renchthalsitten und Gebräuche noch in Uebung und Ehren. Die Hochzeiten finden nur am Montag statt, mit vorangegangenem Tschäpplhirsch und nachfolgender Morgensuppe. Der Zug nach der Kirche geschieht unter Vorantritt von Musik, gewöhnlich zwei Mann. Die Brautleute von verschiedenen Orten treffen sich vor der Kirche.

7. Nußbach.

Nußbach ist auch schon mehr oder weniger ein Rheinort. Besonders hervortretende Ortsgebräuche finden sich daher wenige mehr. Der Taufschmaus findet mitunter im Wirtshause, häufig aber auch daheim oder an beiden Orten statt. Bei festlichen Hochzeiten, wo noch eine behäbige Familie von altem Schrot in Betracht kommt, begleitet die Musik das Brautpaar zur Kirche und nachher ins Wirtshaus, wo das Essen und der Tanz in der Regel stattfindet.

Bei Beerdigungen wird die Einsegnung der Leiche immer bei der Kirche vorgenommen.

8. Oberkirch.

Bei einer Hochzeit werden am vorhergehenden Abend in die Wohnung des Bräutigams dessen Schulkameraden zur Vorfeier (Polterabend) eingeladen, welche mit Tanz endigt. Am Morgen des Hochzeitstages versammeln sich die geladenen Gäste, meistens nur Verwandte, zum Frühstück, das gewöhnlich in der Wohnung der Braut gegeben wird. Hierauf begiebt sich das Brautpaar von den Jungfrauen und Jünglingen begleitet auf das Standesamt und hierauf in die Kirche. Nach der Trauung geht das Hochzeitspaar mit den Gästen in ein Wirtshaus, um den Tag zu feiern.

Dann ist es aber auch Brauch, daß nicht geladene Gäste dem Hochzeitspaar zu Ehren, oder aus geschäftlichen Rücksichten, sich einfinden und mitfeiern. Zu dem gewöhnlich darauffolgenden Tanze hat dann Jedermann Zutritt. — Bei Geburten ist bei wohlhabenden Familien das Taufessen im Wirtshause, jedoch im engsten Familienkreise.

Digitized by Google

Bei einer silbernen Hochzeit giebt es kein besonderes Fest, während die goldene Hochzeit den Charakter einer wirklichen Hochzeit hat und bei großer Beteiligung in der Kirche und im Wirtshause gefeiert wird.

9. Oedsbach.

Sitten und Bräuche sind in diesem Seitenthale die gleichen wie im Renchthale. Zur Taufe wird auf einem Bernerwägele gefahren. Bei Hochzeiten werden die Ortsbewohner durch zwei ledige Burschen eingeladen, wobei ein Spruch üblich ist. Der eine spricht:

„Am Möntig Morge zum Früestick ins Hochzitter-Vaters Hus, um halb 11 in Pfarrkirch, am Nochmiddag in Krone ins Wirtshus."

Der andere fährt weiter:

„Komme un verachte uns nitt. Wenn mir Euch diene könne, so werre m'r Euch au diene, seis in Fraid oder Laid; besser awer in Fraid als in Laid."

Bei der Rückkehr aus der Kirche empfängt der Wirt die Brautleute und bietet 1 Liter Rotwein und Brot an.

Bei Todesfällen von Ortsbürgern wird die Zeit der Beerdigung von Oedsbacher Bürgern oder vom Polizeidiener von Haus zu Haus angesagt. Bei Nichtbürgern besorgt dies gewöhnlich eine ältere Frau. Die Leiche wird auf einem Bernerwägele nach dem Pfarrort übergeführt. Die Verwandten folgen paarweise und haben den Hut auf, während die übrigen Teilnehmer den Hut in der Hand tragen. Ein Leichenessen ist nicht mehr üblich. Beim letzten Bildstöckchen innerhalb der Gemarkung wird der Tote auf Verlangen seiner Hinterbliebenen „abg'schirmt". Irgend ein Freund des Verstorbenen spricht folgendes:

„Hört meine Freunde, dies ist das letztemal, daß wir unsern Mitbruder (resp. Mitschwester) auf der Reise begleiten. Das menschliche Leben gleicht einem Wandersmann, der eine Reise durch die Welt macht. Der himmlische Vater aber ruft einem früh, dem andern später: Komm her mein Sohn (oder meine Tochter), dort im himmlischen Paradies habe ich dir schon längst eine Wohnung bereitet, wie auch für die, welche noch auf Erden wandeln. Also hat er bei seinem guten Verstand hinterlassen, wenn er eines oder das andere, sei es in Freund- oder Verwandtschaft beleidigt hat, so möcht man ihm verzeihen. Er wird auch gewiß allen von Herzen verzeihen. — Und nun wollen wir unsere brüderliche Liebe an ihm erzeigen mit einem andächtigen Vaterunser und Ave Maria. Wenn er hinkommt vor Gottes Angesicht und in Gnaden aufgenommen ist, wird er auch für uns beten."

10. Oppenau.

Oppenau, obwohl Städtle, hat doch noch einige Reste der alten Volksbräuche fortvererbt.

Die Taufe der Neugeborenen findet gewöhnlich schon am ersten Tage statt. Als „Pfedderich" und „Göttele" nimmt man womöglich Verwandte. Die Hochzeiten werden fast durchweg im Wirtshause abgehalten und zwar mit seltenen Ausnahmen jeweils am Montag. Dabei gehts in allem gerade so zu wie in den zur Stadt gehörenden Filialorten. Ein lobenswerter

Digitized by Google

Brauch ist auch, daß man Verstorbenen gerne die letzte Ehre erweist. Mit besonderem Eifer wird die Fastnacht begangen; denn die Oppenauer sind ein fideles „Völkle", aber nebenbei auch etwas kritisch. So z. B. befassen sich die Aufzüge meistens mit Vorgängen des letzten Jahres und sind oft zugleich so eine Art Volksgericht. Wer in den letztverflossenen 12 Monaten sich „vergigabelt" oder sonst einen dummen Streich gemacht hat, der kann über Fastnacht auf Reisen gehen.

Am Aschermittwoch wird sodann der „Baches" begraben. Ein Strohmann wird am Abend ins Wasser geworfen. Die Leidtragenden rufen dabei:

„Ein Laib Brot ist mir lieber als kein Laib Brot.
Zwei Laib Brot sind mir lieber als ein Laib Brot.
Drei Laib Brot sind mir lieber als zwei Laib Brot!" ꝛc.

Der Klaustag gilt als Bescheerungsabend.

11. Petersthal.

Die Bewohner Petersthals stammen von einem Gemisch alemannischer und römischer Ansiedler ab, welche bei den häufigen Heeresraubzügen fremder Völker hier in dem dichtbewaldeten Thale sichere Wohnstätten gefunden haben. Biederes, offenes, aufgewecktes Wesen, große Arbeitsamkeit, Unternehmungsgeist und Frohsinn zeichnen die Bewohner aus. Die vielfache Berührung mit Fremden in geselligem und Geschäftsverkehr haben sie in geistiger Begabung und Intelligenz über den gewöhnlichen Landmann erhoben.

Die Vererbung des Grundbesitzes beruht auf altem Herkommen, das sich auch bis auf die heutige Zeit erhalten hat. Nach diesem erhält stets der jüngste Sohn den Hof und wird „freier und unabhängiger Hofbauer", während die vom Hofbesitze ausgeschlossenen älteren Kinder und ihre Nachkommen sich dem Taglöhnerstand anreihen, falls es nicht dem einen oder andern gelingt, die Erbtochter eines andern Hofes zu ehelichen oder sonst auf eine Art ein Gut käuflich zu erwerben. Wurde ein Hof geteilt (was jetzt aber gesetzlich untersagt ist) so wurden die Besitzer der einzelnen Teile „Halbbauern" genannt.

Die strenge Scheidung findet sich heute noch unter den Bewohnern von Petersthal, weil für diese drei Bürgerklassen: „Bauer, Halbbauer und Taglöhner" gewisse Berechtigungen bei den Holzbezügen bestehen.

In Petersthal erhalten 19 Bauern, 17 Halbbauern und 128 Taglöhner für die festgesetzten Holzbezüge (d. i. privatrechtliche Nutznießungen, welche auf den Häusern ruhen) von der Gemeinde, unter der Bezeichnung „Holzgeld" die entsprechende Geldentschädigung. Diese privatrechtliche Nutznießung beträgt für einen Bauern 5 Klafter, für einen Halbbauern 4 Klafter und für einen Taglöhner 3 Klafter Holz.

Die Gemeinde zählt 201 bezugberechtigte Bürger, von welchen jeder wieder 4 Klafter Holz in Geld entschädigt erhält. Ist nun ein Bauer zugleich auch ein bezugsberechtigter Bürger, so erhält er $5 + 4 = 9$ Klafter, ein Halbbauer 8 und ein Taglöhner 7 Klafter Holz in Geld entschädigt. Kauft sich ein Einwohner bei seiner Verheiratung als „Bürger" ein, so kann es je nach Umständen 18—22 Jahre dauern, bis er bezugsberechtigt wird. Zwischen diesen drei Klassen hat sich durch das Gefühl gegenseitiger Unentbehrlichkeit ein freies Vertragsverhältnis ausgebildet. Verfügt ein

Digitized by Google

Bauer (Besitzer eines großen Hofes) nicht über ausreichende Arbeitskräfte, so bestellt ihm der größtenteils besitzlose Taglöhner das Feld gegen einen Teil des Ertrags, oder umgekehrt, der Bauer überläßt dem Taglöhner ein Stück Ackerfeld gegen das halbe oder bei Selbstdüngung gegen ein Drittel des Erträgnisses, z. B. Kartoffeln. Oder: der Taglöhner macht dem Bauer Wildberge (Rütten) urbar und bezieht davon auf festgesetzte Zeit das ganze Erträgnis.

Während in den Städten Handel, Gewerbe und Industrie vorherrschen, beschäftigen neben Feldbau und Viehzucht, die Waldungen, Holz-, Rinden-, Ruß- und Harzhandel, sowie namentlich auch die Produktion des berühmten Kirschenwassers, des Heidelbeer-, Brombeer- und Himbeergeistes alle Arbeitsfähigen zur Genüge. Innerhalb der Gemeinde befinden sich 95 kleinere Branntweinbrennereien, ferner 12 Holzschneidemühlen und 2 Pech- und Rußfabriken.

Ueber die Gewinnung und Bereitung des Harzes (jetzt ziemlich im Abnehmen begriffen) sei bemerkt, daß im Frühjahr die Fichten- und Fohrenstämme aufgeritzt werden. Der herausquellende, sich verdickende Saft wird sodann im Herbste von den Harzern gesammelt. Das rohe fest gewordene Harz wird in den Pechsiedereien mit Wasser vermischt gekocht, gepreßt und gereinigt, wobei der Rückstand zu Kienruß verwendet wird. Man bereitet und produziert Wasser- und Schaumharz, Pech, Kolophonium, Wagenschmiere sowie Terpentinöl als Handelsartikel bis nach Rußland.

Unter den hierorts herrschenden Gebräuchen sei an erster Stelle erwähnt: das Beten eines Rosenkranzes in den Familienräumen an Samstagen nach vollbrachter Arbeit und an Sonntagen nach dem Nachtessen. Dies zeugt von religiösem Sinn und legt das Fundament zu häuslichem Glück.

Bei Kindstaufen schließt sich der Vater der Begleitschaft an. Der Taufschmaus selbst findet mit wenig Ausnahmen stets im Wirtshaus statt.

Die Hochzeitsbräuche sind dieselben wie anderwärts im Renchthal überall. Auch das Schuhrauben kommt dabei vor, nur mit dem Unterschied, daß nicht der Brautführer, sondern hier die Braut selber der geschädigte Teil werden kann. Denn: gelingt dem betreffenden Burschen das Wagestück, so stellt er das volle Weinglas der Braut in die innere Fläche des abgezogenen Schuhes und trinkt solches mit einem Hoch auf die Braut auf einen Schluck aus. Das Glas wird wieder gefüllt und fast alle Anwesenden machens ebenso. Schließlich hat die Braut die Zeche hierfür zu begleichen. Im Falle des Mißlingens des Schuhraubens wird der ungeschickte Waghals zum Leeren eines Gläschens Wein verurteilt, welche Strafe ein volles Gelächter der anwesenden Hochzeitsgäste hervorruft.

Bei Beerdigungen sind die Leichenmahlzeiten noch im Gebrauch, verlaufen jedoch stets in ruhiger, angemessener Weise.

Als besonderes Fest gilt außer dem Herrgottstag (Fronleichnam) das Patrozinium: Peter und Paul. Dabei spielt im Festzug die weithin bekannte Petersthaler Bürgergarde eine Hauptrolle in ihrer eigentümlichen bunten Nationaltracht. Dieselbe besteht nämlich in schwarzen, kurzen Kniehosen, dem Trachtenrock mit zurückgeschlagenen, auf der Rückseite verbundenen Schößen, der dadurch frackähnlich gestaltet ist. Dazu Gebirgstrachtenhut mit

Digitized by Google

aufgestülpter Krempe, an welcher auf der rechten Seite ein Federbusch mittelst einer Kokarde befestigt ist. Als Fußbekleidung erblickt man mit Bändchen versehene niedere Lederschuhe, über welchen die satt anliegenden, weißen Strümpfe sich sehr vorteilhaft und hübsch ausnehmen. An der Spitze der Garde, in gleicher Tracht aber mit roten Federbüschen, marschiert die Petersthaler Musik. Die Marsch- und Exerzierübungen, sowie die malerisch schönen Aufzüge locken alljährlich viele Fremde herbei.

12. Ramsbach.

Auch hier unterscheiden sich die Einwohner in drei Klassen, nämlich in Bauern mit jährlich 8,5 cbm. Bürgerholz, Halbbauern mit jährlich 6,075 cbm Bürgerholz und Taglöhner mit jährlich 5,4 cbm Bürgerholz. Diese Einteilung richtet sich nach einem früheren Gemeindebeschluß. Im allgemeinen halten die Bewohner noch fest an den althergebrachten Sitten und Bräuchen, was für die Ramsbacher nur lobenswert ist.

Die Taufpaten heißen „Pfedderich" und „Göttl". Das Essen bei Kindstaufen war früher immer im Wirtshaus, jetzt auch manchmal zu Hause. Die Hochzeiten sind alle öffentlich in Wirtshäusern mit Musik und Tanz. Der „Hochzitter" und die „Hochzitteri", sowie der Hochzeitszug überhaupt, werden mit Musik abgeholt und zur Kirche geleitet. Die Begleiter des Hochzitters heißen „Ehrenväter"; zur Seite der Hochzitteri gehen zwei „Brautjungfern". Heiratete früher eine Witwe, so waren zwei Frauen „Brautjungfern". Jeder Hochzeitsteilnehmer erhält einen Strauß. Hochzeitstag ist stets der Montag. Abends zuvor ist Tschäpplhirsch und am Hochzeitsmorgen Morgensuppe mit Rindfleisch und Meerrettich.

Bei Beerdigungen gehen die Verwandten „im Leid" in einer Reihe hinter dem Sarge mit bedecktem Haupte. Bei Kreuzen und Bildstöckchen wird gehalten und für die Seelenruhe des Entschlafenen still ein Vaterunser gebetet.

13. Ringelbach.

Unverdrossen ob reich oder spärlich die Kelter rinnt, geht der Ringelbacher Rebmann seiner Arbeit nach, und bringt ihm nicht dieses Jahr den erwünschten Segen, so hofft er in Gottvertrauen auf das nächste. Neben dem großen Fleiße darf man im allgemeinen auch die Sparsamkeit der hiesigen Bewohner anerkennen. Erscheint es doch dem Landmann nur als vernünftig, das so sauer verdiente Geld „zusammenzuhalten". Infolge dessen ist auch das hiesige Wirtshaus zeitweise mehr von Fremden als von Einheimischen besucht. Freilich kommt es hin und wieder auch vor, namentlich wenn der feurige „Kastelberger" die Gemüter zu sehr aufgeregt hat, daß des Tages saure Mühe und Arbeit vergessen und dann der Wert des Pfennigs und Thalers nicht mehr so hoch geschätzt wird. — Auch der Wirt will leben.

Besondere Sitten und Bräuche treten noch hin und wieder bei festlichen Veranlassungen zutage. So z. B. pflegt bei Geburten resp. Taufen immer noch ein Schmaus abgehalten zu werden, der meistens im Wirtshause stattfindet. Das Gleiche gilt auch von den Hochzeiten, wobei das Tanzvergnügen eine unvermeidliche Zugabe ist. Bringts doch schon der Name mit: Ringel-Ringel-Reihe — Ringel-Ringel insgemach. Ringel wie in Ringelbach.

Digitized by Google

Den ersten Tanz führt das Brautpaar allein aus und erst wenn dieses einige Ringe auf dem Tanzboden im Reigen abgewalzt hat, kommen auch andere Leute an die Reihe. Auch das Brautschuhrauben kommt mitunter vor, wenns gelingt. In letzterem Falle ist aber der Bräutigam im Schaden, weil er sein junges Weibchen so lau gehütet hat. Folgerichtig muß er auch den Brautschuhwein auf seine Rechnung übernehmen.

14. Stadelhofen.

Von diesem Dorfe wird geschrieben: Sitten und Gebräuche sind ziemlich vergessen; selten kommt etwas besonders Erwähnenswertes vor. — Freilich, der Ort liegt etwas weit draußen. Doch wird zugegeben, daß bei Kindstaufen hin und wieder geschossen wird. Nun, das ist doch etwas. Und ists keine Sitte, so ists doch eine Unsitte.

Fast bei jeder Hochzeit im Renchthal wird das Brauthaus mit Kränzen oder Maien geschmückt, oder der Braut wenigstens sinnige Geschenke überreicht; in Stadelhofen aber wird die Braut nicht besonders ausgezeichnet und auch das Haus nicht geschmückt. Nun, wenn sie nur der Bräutigam recht gern und lieb hat, das ist mehr wert als verwelkliche Kränze. Umsomehr haben die Leute Teilnahme fürs „Leid".

Ist ein Toter im Haus, so wird von der Nachbarschaft die ganze Nacht hindurch gewacht und zwar abwechselnd, während die andern beten.

15. Thiergarten.

Hier sind im Wesentlichen ganz dieselben Gebräuche wie in den benachbarten Orten.

16. Alm.

Mit den heimischen Trachten sind auch die altangestammten Gebräuche verschwunden.

17. Zusenhofen.

Was den eigentlichen Inhalt der Lebensweise des Volkes betrifft, so ist Zusenhofen so arm daran als die nächsten Nachbarsorte. Von all den alten Sitten und Gebräuchen, den Gesängen und Spielen ist kaum mehr eine Spur, ja kaum mehr eine Erinnerung vorhanden, und was sich noch in unsere Zeit gerettet, das hat seine Reinheit verloren und ist zum fratzenhaften Dämon geworden. Es ist überhaupt nur zu verwundern, wie das Volk so schnell von den alten Sitten und Trachten abgefallen ist, dasselbe Volk, das doch sonst so fest und zäh am Alten hängt und sich mit allen Mitteln gegen das Neue wehrt. Besonders ist das Verschwinden der Trachten und das Ersterben des Volksliedes zu bedauern, obwohl in der Schule das letztere fast ausschließlich gepflegt wird. Das Volk hat den Sinn hierfür verloren, weil es eben nicht mehr Mode ist. Auch die mündliche Ueberlieferung an Winterabenden in traulichem Kreise (Spinnstuben) spielte von jeher eine große Rolle im Volksleben. Leider hat sich auch das geändert; jetzt übernimmt die Feder und die Druckmaschine dieses Geschäft. Die moderne Kultur mit den unabweisbaren Folgen ihres nievellierenden Wesens, die

Digitized by Google

Fortschritte in Gewerbe und Wissenschaft, Handel und Verkehr verwischen tagtäglich etwas. Die älteren Leute nehmen das Hergebrachte mit ins Grab, und die nachfolgende Generation wird wenig mehr davon ererben; denn die Gegenwart verleugnet gerne die Vergangenheit und verschmäht es, deren geerbte Kleider zu tragen. Freilich läßt sich der Zeitstrom nicht aufhalten, aber es giebt doch Stellen, wo ein Teil seiner Wasser wieder zurückgehen muß, um dem andern gefahrloser und schneller durch sein Bett zu verhelfen. Deutlich sehen wir dies an den zeitgemäßen Bemühungen und Bestrebungen, die alten Trachten wieder in Ehren zu bringen oder doch die noch vorhandenen wenigstens zu erhalten. Was sich in Zusenhofen an Ortsgebräuchen noch vorfindet, bewegt sich in engen Grenzen.

Nach der Taufe wird zu Hause der Taufschmaus abgehalten, nachdem man sich vorher im Wirtshaus durch einen Liter Klingelberger oder Weißherbst darauf vorbereitet hat. Dann und wann fällt bei der An- und Abfahrt zur Kirche auch noch ein Schuß. Bei einer Hochzeit laden die Brautleute den Tag vorher zur Hochzeit ein. Am Abend vor derselben kommen die ledigen Burschen zum Tschäpplhirsch, d. h. der Hochzeiter ist verpflichtet, seinen Kameraden ein Faß Bier zu bezahlen, wofür diese des andern Tags mit zur Kirche gehen. Nach der Trauung bezw. nach Ankunft im Wirtshause reicht der Wirt den Brautleuten ein Glas Wein und heißt sie willkommen. Dann nimmt alles den gleichen Verlauf wie sonst allerorts im Renchthal.

Erwähnenswert ist noch das Mannmachen und das Streuen am 1. Mai. Ist eine Jungfrau so unglücklich, keinen Mann zu bekommen, so wird ihr ein Mann gemacht. Schon einige Tage vorher versammeln sich die Burschen und beraten miteinander, wer Hochzeiterin werden soll. Ist das Opfer ersehen, so wird in aller Stille ein Strohmann gemacht, einer übernimmt es, der Jungfrau den Längsterssehnten zu bringen. Oft ist dies ein gar schwieriges Geschäft, da nicht selten die erlesene Braut eine kleine Vorahnung beschleicht und dann einer der Angehörigen Wache hält, um den Bräutigam und seinen Führer würdig zu empfangen. Oft gelingt dies aber vortrefflich und manche Maid hat zu ihrem Schrecken am Morgen den nächtlichen Gast auf dem Dachfirst entdeckt; an Spott fehlt es dann natürlich nicht. — Etwas ernster noch ist das Sägmehl- oder Strohstreuen. Steht nämlich eine „Köchin" (Jungfrau) oder Frau nicht in bestem Ruf, oder hat sie einem etwas besonderes zu Leide gethan, so wird ihr in der Nacht auf 1. Mai von einem Burschen oder Mann vom Kammerfenster aus längs der Straße zum Farrenstall Sägmehl oder Stroh gestreut. Daß dies gerade keine kleine Strafe und geringe Beschämung für die Betreffende ist, kann sich jeder denken. Ergötzlich soll es jedoch immer am 1. Mai mit Tagesgrauen sein. Im Vorgefühl der Dinge, die da geschehen sein könnten, soll man in der Frühe hie und da eine Thüre knarren, ein Fenster klirren hören, eine luftige Gestalt huscht heraus, sieht sich um und verschwindet wieder oder — wenn das Fürchterliche eingetroffen, die Spuren so schnell als möglich zu verwischen suchen. — Das Pfingstreiten, welches darin bestand, daß einige Burschen am Morgen des Pfingstsonntags, ohne jedoch in einen Trupp zusammenzuhalten, in ein benachbartes Dorf ritten, hat seinen Charakter und seine Bedeutung vollständig eingebüßt.

Digitized by Google

D. Trachten, Sitten und Bräuche im Amtsbezirk Achern.

Das romantisch schöne Kapplerthal umfaßt den oberen Teil des Bezirkes Achern und zieht sich längs des Acherflusses in das waldreiche Gebirge hinauf bis zu jenen düstern, tannenumrauschten Höhen, wo in stiller Weltabgeschiedenheit der sagenumwobene Mummelsee seine dunkeln Wasser zu Thal sendet. Dort in jenen Gebirgsregionen haben sich noch zum Teil die alte Tracht und der Väter fromme Sitten und Bräuche vererbt und forterhalten. Es ist aber auch ein kräftiger und gesunder Menschenschlag, der dieses Revier bewohnt und zum Lob der Kapplerthalbauern muß man sagen, daß ihm Fleiß und Sparsamkeit wie angeboren sind. Er trinkt wohl am Sonntag nach dem Gottesdienst einen Schoppen und mitunter auch zwei, trifft aber zur Mittagszeit immer bei den Seinen ein. Dort auf seinem Hofe lebt und wohnt er einfach, genügsam und friedlich, sich für gewöhnlich wenig um die weite Welt kümmernd, wenn es ihm nur ordentlich geht und er einmal an den „rechten Ort" hinkommt, wie er sich auszudrücken pflegt. Streit, Händel oder Prozesse sind eine Seltenheit.

1. Ottenhöfen.

In Ottenhöfen erfolgt die Taufe in der Regel zwischen 12 und 1 Uhr mittags am Tage nach der Geburt. Dabei begeben sich der Vater des Täuflings, die beiden Paten mit der Hebamme im Zuge nach der Kirche. Den Schluß der Taufe bildet ein Schmaus im Wirtshause.

Die Gebräuche bei Hochzeiten unterscheiden sich wenig von denen des Renchthals. Zwei junge Burschen, durch Sträuße und farbige Bänder kenntlich gemacht, laden zur Hochzeit und zeigen ihren Besuch von Haus zu Haus durch Pistolenschüsse an. Am Hochzeitsmorgen selbst versammelt man sich im Hause der Braut zur Morgensuppe. Dabei werden die Anwesenden mit Rindfleisch, Wein und Kaffee bewirtet. Nachdem eine kurze Ansprache mit stillem Gebet gehalten, setzt sich der Hochzeitszug unter rauschender Musik dem Standesamte und von dort der Kirche zu in Bewegung.

Der Hochzeitsschmaus findet sodann unter allgemeiner Beteiligung der Bevölkerung bei Musik und Tanz im Wirtshause statt.

Beerdigungen finden in der Regel am Vormittag halb 10 Uhr statt. Im Sterbehause werden bei den üblichen Nachtwachen Rosenkränze gebetet. Am Beerdigungstage werden die Bienenstöcke, die sich beim Haus befinden, gerüttelt, damit sie nicht abstehen. Bei allen Kruzifixen und Bildstöcken, die an der Straße stehen, wird Halt gemacht und ein Vaterunser gebetet. Die Leiche wird auch vom entferntesten Hofe bis auf den Friedhof mit der Bahre getragen.

Digitized by Google

Die alte Tracht der Männer, kurze Lederhose und weiße Wadenstrümpfe ist fast ganz verschwunden, nur der sog. Glanzkittel oder Mutzen — ein leinener Stoff von glänzend schwarzer Farbe — mit dem hervorschauenden weißen Futter, der dicke Filzhut mit seinem durch Schnüre gehaltenen breiten Rand und das scharlachrote Brusttuch sind noch im Gebrauch.

Die Kleidung der Frauen und Mädchen hat schon mehr städtischen Schnitt. Um die Schultern haben sie ein großes buntes Halstuch geschlungen.

2. Seebach.

In diesem Orte ist die Tracht so ziemlich die gleiche wie in Ottenhöfen. — Glanzkittel, rotes Brusttuch, leinenes Hemd mit schwarzem, seidenem Halstuch und Bändelhut.

Die Frauen tragen einfache Faltenröcke und gebundene Halstücher, dazu die Verheirateten schwarze Hauben. Auch die Ortsgebräuche unterscheiden sich nicht besonders von denen der Nachbarschaft.

Die wichtigsten unter ihnen zeigen sich noch bei Hochzeiten. Letztere finden entweder Montags oder Donnerstags statt, wobei die Beteiligten Rosmarinzweige in der Hand tragen. Die übliche Morgensuppe besteht in Kirschwasser, Wein und Rindfleisch mit Meerrettich. Auf dem Zuge wird geschossen und von den Dorfmusikanten flott aufgespielt. Das Festgelage wird immer im Wirtshause abgehalten. Nachdem die Neuvermählten den Ehrentrunk – einen Liter Wein — vertilgt und den Vortanz mit drei Runden „abgewalzt" haben, verläuft das Uebrige wie auch sonst gebräuchlich. Bei der Hofübergabe erhalten die ledigen Geschwister das Wohnungsrecht im Hause und die Eltern den Altenteil, das ist der vierte oder fünfte Teil des Gutserträgnisses.

Sowohl bei Hochzeiten als namentlich auch bei Trauerfällen äußert sich immer eine lobenswerte Teilnahme, die sich gewöhnlich auf das ganze Dorf erstreckt.

3. Kappel-Rodeck.

Die Bewohner dieses Dorfes sind so recht eigentlich das Vorbild der Gesamtthalbevölkerung. Sie sind intelligent und lebhaft und Freunde froher Lebensführung. Die alemannische Gastfreundschaft ist noch wohlthuend entwickelt. Die Taufe der Kinder findet in der Regel am zweiten oder dritten Tage nach der Geburt, nachmittags zwischen 2 und 4 Uhr statt.

Während des Taufaktes hat sich vor dem Geburtshause eine Schar Kinder angesammelt, die entweder mit Zuckererbsen oder dem „Kindleskäs" — einem mit Käs belegten Stück Brot — beschenkt werden. Der Taufschmaus findet im Familienkreise zu Hause statt. An Ostern kauft die Patin dem Kinde das erste Kleid (Hebhäs). Später, wenns selber laufen kann, holt das Kind bis zur Schulentlassung alljährlich bei den Paten den „Osterhas", bestehend in einem Zuckerhas, Zuckergebäck, Lebkuchen, sowie sechs gefärbten und sechs weißen Eiern. Der Verlauf einer Bauernhochzeit hier ist folgender:

Bei irgend einer Gelegenheit (sei's Tanz, Jahrmarkt, Kirchweih, Spinnstube oder dergl.) lernen sich die jungen Leute näher kennen und gehen

Digitized by Google

dann mit einander. Zur Hochzeit laden zwei Kameraden ein. Jeder hat einen Strauß auf dem Hut und einen Rosmarinzweig in der Hand. Sie gehen von Haus zu Haus im Dorf und in den Nebenorten und laden zur Hochzeit, wen sie treffen. Dabei spricht der eine:

„Ihr wäre scho wisse, was mer welle. Am Möndi sinner heflich iglade zu's Herdäpfelbuere Michel und s' Bachbure Kätheri ihre Hochzitt; am Morges zu d'r Morgesupp, von därt in d' Kirch, noch d'r Kirch in Kranz. Do wird mer Euch uffwarte wie ers begähre. Für sechs Batze bekommt'r mehr als für drei Batze!"

Der zweite bittet dann um Teilnahme mit den Worten:

„Jo, no kummener un diene-nis e bisl, merr wellen i a emol diene" u. s. w.

Bei näheren Verwandten und Bekannten gehen die „Hochzittlütt" selber herum zu laden. Hochzeitstag ist der Montag. Da holt die Musik am Morgen den Hochzitter in seiner Behausung ab und führt ihn der Hochzitteri zu. Die zwei Brautführer begleiten ihn dabei, die Braut zwei „G'spielen" oder Kränzeljungfern. Beim Opfergang in der Kirche eröffnet zuerst der Bräutigam den Umgang um den Altar, ihm folgen dann alle Mannsleute. An diese schließen sich die Mädchen, und als erste der Frauen kommt die Braut, um sie so öffentlich den Frauen einzureihen. Auch legt die Braut ein besonderes Geschenk in das den Neuvermählten zum Küssen vorgehaltene Meßbuch. Als Hochzeitsgewand trägt die Braut ein schwarzes Kleid, ein farbiges gewirktes Halstuch und einen Kranz; der Bräutigam einen schwarzen Anzug und schwarzen Filzhut. Die Gespielinnen sind weiß gekleidet.

Stirbt ein erwachsenes „Mannsbild", so wird erst mit der großen Glocke und dann mit allen das „Scheidzeichen" geläutet. Bei Frauenspersonen wird das Trauergeläute zuerst mit der Elfuhrglocke begonnen. Nachtwache und Leichensager wie anderwärts üblich. — Eine halbe Stunde vor dem Begräbnis wird das „Grabzeichen" gegeben. Wenn dann die Leiche aus dem Hause getragen wird, so klopft jemand mit dem Hammer an die Weinfässer, daß sich der Wein nicht „stoßt" und trüb wird; auch müssen die Bienen geschüttelt werden, um sie zu beruhigen und dem „Absterben" vorzubeugen. — Bei den Nachhaltungen schaut man auch hier sehr darauf, wie die Leute „dienen", d. h. wie dieselben am Gottesdienst und Opfergang teilnehmen.

Die Volkstracht ist nur noch bei einzelnen älteren Bauern zu finden, bestehend in einem Glanzrock, welcher wie bei allen Kapplerthälern weiß gefüttert ist, einer roten Weste und einem breitrandigen, mit Schnüren verzierten Hut. Die Tracht der Frauen ist ziemlich modern.

4. Sasbach.

Sasbach liegt etwas abseits vom Kapplerthal, mehr in der Rheinebene. Die Tracht ist bereits ein Gemisch von städtischer und ländlicher Mode. Nur bei etlichen Männern aus den Höfen im Gebirge sieht man mitunter noch rote Westen und Zwilchmutzen. Sonst bestand die eigentliche Ortstracht in breitkrämpigem Hut oder schwarzseidener Schildkappe, großem, am leinenen Hemd befestigtem Kragen mit schwarzseidener Binde, roter mit Goldknöpfen

Digitized by Google

besetzter Weste, langem, schwarzem, weißgefüttertem Zwilchrock, schwarztuchenen Kniehosen, weißen Strümpfen und niederen Schuhen. Schade, daß diese kleidsame Tracht dem modernen „Firlefanz" unaufhaltsam weichen muß.

Außer den herkömmlichen Gebräuchen an Weihnachten, Neujahr, Faschingszeit, Petri Stuhlfest, Ostern 2c. ist im Winter mitunter auch das „Z'lichtgehen" noch üblich. Verwandte und Bekannte besuchen sich abends gegenseitig, bringen das Spinnrad oder eine Handarbeit mit und vergnügen sich daneben mit Singen und Spielen. Die mit dem Besuch beehrte Familie bewirtet die Gäste mit Nüssen, Aepfeln und Getränken.

Wenn in den ersten Tagen des Frühlings die jungen Bäumchen gepflanzt werden, nimmt manchmal der Vater jeweils einen seiner jüngeren Knaben mit und giebt, sobald der Baum in das Erdreich eingesenkt ist, zur Erinnerung an diesen Vorgang seinem Jungen eine kräftige Ohrfeige, „auf daß es ihm besser denke".

In der Pfingstnacht ist es bei der Jugend Sasbachs Sitte geworden, in größeren Scharen einen Ausflug nach der Hornisgrinde und dem Mummelsee zu machen, wo sie den Sonnenaufgang erwarten und darauf den Heimweg antreten, um noch rechtzeitig in den Gottesdienst zu kommen.

Wenn die Ernte eingeheimst ist, wird am nächstfolgenden Sonntag der sog. „Erntetanz" gehalten, an dem Jung und Alt teilzunehmen pflegt.

Hochzeitstage sind der Dienstag und Donnerstag, mitunter auch der Montag. Die Einladungen besorgt das Brautpaar gewöhnlich persönlich von Haus zu Haus.

5. Obersasbach.

Auch da hat sich von der ursprünglichen Volkstracht sehr wenig mehr erhalten. Einige alte Männer tragen noch den sog. Zwilchmutzen aus schwarzgefärbter Leinwand und das rote Brusttuch. Auch von besonderen Sitten und Bräuchen läßt sich hier nicht viel sagen.

Kindstaufen und Hochzeiten werden in derselben Weise gefeiert wie im nahen Sasbach. Nur wird bei solchen Gelegenheiten mehr Pulver verschossen, namentlich an einem Tschäpplhirsch, wo der Brautvater für das nötige Pulver zu sorgen hat. Am Hochzeitstage selbst wird den Neuvermählten vor dem Ehrentanz vom Wirt eine Flasche Rotwein kredenzt. — Bei einem Sterbfalle werden nicht nur die Bienenstöcke, sondern auch brütende Hühner „verrückt" und die Vögel verhängt, damit sie nicht absterben.

6. Oberachern.

Am weißen Sonntag erscheinen die Erstkommunikanten in dunkler Kleidung, weißen Handschuhen und einem Strauß auf der linken Brust, die Mädchen dagegen in weißen Kleidern und mit einem Kranze geschmückt. Jedes Kind trägt einen Leuchter mit Wachskerze, welche mit einem Kranze umwunden ist.

Die Spinnstuben sind hierorts nicht mehr gebräuchlich; dagegen kennt man ein Zaubermittel, um spröde Herzen in Liebe zu gewinnen. Dasselbe lautet: „Nimm die Zunge einer Turteltaube, lege sie auf deine Zunge und küsse die erwählte Person. Diesem Liebeszauber vermag niemand zu widerstehen. Es entbrennt eine heftige Zuneigung, die mit der Hochzeit besiegelt

Digitized by Google

werden muß." Hochzeitstage sind in der Regel der Montag oder Donnerstag. Schönes Wetter dabei bedeutet eine glückliche Ehe. Als Vorboten des Todes werden angesehen: wenn der Kranke im Bett unruhig wird und immer aufstehen und fortgehen will, oder an der Bettdecke zupft, wenn Eulen bei dem Hause erscheinen, der Hund heult, die Maulwürfe höhere Haufen werfen oder die Dickrüben weiße Blätter bekommen. Solche Wahrnehmungen heißt man hier „Anmelden". — Ein Fenster zu öffnen, daß die Seele entfliehen kann, kommt auch noch hie und da vor. An den Geräten wird nichts gemacht; aber die Kanarienvögel werden verhängt und an den Bienenstöcken geklopft. Die Trauerzeit dauert bei Familienangehörigen ein Jahr, bei entfernten Verwandten vier Wochen.

In der St. Andreasnacht, 29./30. Dezember, wird von heiratslustigen Mädchen Wasser bei einem Kreuzweg geholt und flüssiges Blei hineingegossen. Die entstandene Form zeigt den Beruf des Zukünftigen an, z. B. ein Hufeisen einen Schmied, ein Rad einen Wagner, ein Schiffchen einen Schiffmann oder Weber ꝛc.

Immerhin muß man gestehen, was den Charakter unserer Wälder- und Thalbevölkerung betrifft, so sind ihnen eigen: ein frommes Gemüt, offener, gerader Sinn, Aufrichtigkeit und Teilnahme gegen seinen Nachbarn und selbstlose Bereitwilligkeit, demselben in Not und Gefahr beizustehen, feste Treue gegen Staat und Kirche, Strebsamkeit und Fleiß.

Tief zu bedauern ist nur, daß mit dem allmählichen Verschwinden der angestammten altehrwürdigen Sitten, Bräuche und Trachten nicht nur ein großer Teil der Volkspoesie und ländlichen Ideale, sondern gewissermaßen auch die Wertschätzung der einfach schlichten Vorfahren und ein namhaft Stück Volkswohlstand verloren geht. Zwar behauptet man immer: andere Zeiten bedingen auch andere Verhältnisse und — die alte Volkstracht, so schön und praktisch sie auch genannt werden müsse, sei gegenüber der jetzigen modernen Bekleidungsweise viel zu kostspielig und könne von gewöhnlichen Landleuten gar nicht mehr beschafft werden.

Dies gerade rechtfertigt die Behauptung, daß mit dem Verlassen der väterlichen Sitten und Bräuche auch teilweise der Wohlstand niedergegangen ist; denn früher konnte sich auch der Aermste die heimische Tracht verschaffen, während heute sogar der Gütler und Halbbauer vor den Kosten zurückschreckt. Freilich lief man früher auch nicht wegen jeder Elle Rock- und Hosenzeug zum Krämer und Stadtschneider, sondern man nahm den Dorfschneider auf die Stör, half selber mit und huldigte dem goldenen Wahrspruch:

„Selbst gesponnen, selbst gemacht, giebt die beste Bauerntracht!"

Digitized by Google

(2

II. Abschnitt.

Sagen in der Ortenau und im Kinzigthal.

Thal der Heimat mir so lieb,
Hast Jahrtausende geseh'n,
Die nicht auf den Tafeln steh'n,
Welche die Geschichte schrieb.

I. Sagen aus dem Amtsbezirk Wolfach.

1. Schenkenzell.

Der Burggeist von Schenkenzell und der Bauer.

Ganz hinten im Kinzigthal, nahe an der württembergischen Grenze liegt das Pfarrdorf Schenkenzell. Dort sieht man heute noch die Ruinen einer Burg, welche aber ums Jahr 1516 in einer Fehde zwischen den Rittern von Weitingen und dem Grafen Wilhelm von Fürstenberg von diesem zerstört wurde.

Auf dem Berg, worauf die nunmehr zerfallene Burg liegt, führten einst zwei Bauern ihre Ziegen auf die Weide. Da kam ein ganz weißer Mann zu ihnen und sagte zu dem einen, der allein ihn sah und hörte (denn er war ein Sonntagskind), er solle mit ihm gehen. Als derselbe folgte, wurde er auf die Burg an eine eiserne Bogenthüre geführt, die er zuvor nie gesehen hatte, und die sein Begleiter mit einem großen Schlüssel öffnete. Sie gingen hinein und kamen durch einen langen Gang und durch zwei andere eiserne Thüren, welche der weiße Mann ebenfalls mit dem großen Schlüssel aufschloß, zuletzt in ein Gewölbe, worin eine große Kiste stand. Nachdem der Bauer auf seines Führers Begehren den Deckel zurückgeschlagen hatte, hieß ihn der weiße Mann so viel von den Goldmünzen, womit sie angefüllt war, nehmen, als er fortzubringen imstande wäre. Der Bauer nahm aber weit weniger als er hätte tragen können, und da ihn sein Begleiter, als sie wieder im Freien waren, deshalb fragte, antwortete er, er wolle schon wieder holen, wenn das, was er mitgenommen habe, verbraucht sei. Da sagte aber der weiße Mann, dies könne nicht geschehen, und weil er ihm dies erst jetzt eröffnen dürfe, habe er ihn vorhin so viel mitnehmen heißen, als er fortzubringen vermöge. Hierauf verschwand der weiße Mann. Die Thüre war

Digitized by Google

ebenfalls nicht mehr zu sehen und ist auch seither nicht wieder wahrgenommen worden. Von den Goldmünzen, die dünn und so groß wie Sechsbätzner waren, befanden sich im Jahre 1836 noch 11 Stück im Dorfe Schenkenzell.

2. Schiltach.

Enthüllung einer Mordthat durch nächtliche Erscheinung.

In Schiltach erschlug ein Mann seine Frau, verbarg dies Verbrechen äußerlich aber dadurch, daß er ein Tuch um ihre Kopfwunde band und sich über ihren Tod sehr betrübt stellte. Nachdem die Ermordete begraben war, erschien sie ihrem Manne nachts so oft, daß es allmählich im Orte bekannt wurde. Um dem unheimlichen Spuk auf die Spur zu kommen, begab sich der Pfarrer eines Abends in das betreffende Haus, welches auf sein Geheiß alle Bewohner verlassen mußten.

Um Mitternacht kam die Frau im Leichengewande und ein Tuch um den Kopf geschlungen.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn", redete sie der Pfarrer an, worauf ihm die Frau erwiderte: „Und ich auch!" Dadurch ermutigt, fragte sie der Geistliche um die Ursache ihres Erscheinens und erhielt von ihr zur Antwort, daß ihr Mann sie ermordet und sie nun im Grabe keine Ruhe habe, bis diese Missethat aufgedeckt und gesühnt sei. Hierauf nahm sie das Tuch von der Wunde und bat den Pfarrer, er möge in diese seinen Fingerring legen, den er zum Beweis, daß sie ihm die Wahrheit gesagt habe noch darin finden werde, wenn er am nächsten Tag ihren Sarg öffnen lasse. Nachdem der Ring in der Wunde war, band sie der Geist wieder mit dem Tuche zu und entfernte sich.

Kaum war es Morgen geworden, so ließ der Pfarrer den Leichnam ausgraben und fand an ihm die Todeswunde mit dem Ring darin. Auf seine Anzeige erfolgte die Verhaftung und Hinrichtung des Mörders. Der Geist der Frau aber hat sich von da an niemals wieder sehen lassen.

Vom Schiltacher Bergmännlein.

Auf Schiltacher Revier ist in früheren Zeiten auch einmal Bergbau getrieben, aus heute nicht mehr bekannten Gründen aber wieder eingestellt worden. Im Jahre 1834 weideten einige Hirtenbuben in der Gegend von Schiltach bei einer verlassenen Grube. Da sahen sie ein Bergmännlein, welches ganz wie ein Bergknappe gekleidet war, mit Grubenlicht und Gezäh in den Stollen der Grube fahren und hörten es alsdann darin arbeiten. Erschrocken liefen sie in das Haus des Bauern, in dessen Hofgemarkung das Bergwerk lag, und erzählten, was sie gesehen hatten. Als des Bauern erwachsene Tochter hierauf zur Grube geeilt war, hörte sie ebenfalls das Arbeiten darin. Durch all dies wollte das Bergmännlein anzeigen, daß die Grube mit Vorteil wieder abgebaut werden könne; allein dieses Fingerzeigs ungeachtet, ist das Bergwerk bis heute noch nicht wieder in Betrieb gesetzt worden.

Digitized by Google

3. Kinzigthal.

Der Teufelsstein.

Etwa 2 Stunden von Schiltach entfernt und 675 Meter hoch auf dem Gebirgskamm, der vom hintern Kinzigthal nach dem Kniebis zieht, liegt der zur Gemeinde Kinzigthal gehörende Zinken St. Roman. Dort befindet sich ein vielbesuchtes Wallfahrtskirchlein zu Ehren des Heiligen Romanus. Nach der Legende war dieser in der Mitte des 5. Jahrhunderts Abt und Ordensstifter in Frankreich. Seine Konventualen mußten sich aber meist mit Handarbeiten, Landwirtschaft und Viehzucht beschäftigen. Aus diesem Grunde werden auch die St. Romanischen Kirchen viel von Bauersleuten besucht, die sich von dem Heiligen Fürbitte erflehen in Drangsalen im Stalle oder auf dem Felde. Solch fromme Vorhaben sucht natürlich der Erzmenschenfeind nach Kräften zu verhindern. Als man nun s. Z. auch auf der Berghöhe bei St. Roman zu Ehren dieses Heiligen und Nutz und Frommen der Bauersleute ein solches Kirchlein erbauen wollte, trieb die Neugierde auch den Teufel herbei. Anfangs half er sogar emsig mit, in der Meinung, es gäbe da ein Wirtshaus. Sobald er aber inne ward, daß aus dem Neubau ein Gotteshaus werden solle, widersetzte er sich mit allen Mitteln gegen dieses Vorhaben. Endlich seine Ohnmacht einsehend, ergriff er mit wuchtiger Hand ein gewaltiges Felsstück und schleuderte es nach dem Kirchlein, um es zu zerstören. Dessen Schutzheiliger lenkte aber den Wurf ab, so daß der Stein den Abhang hinunter fiel und dort zur Erinnerung an diese satanische That liegen blieb. Das Volk nennt den Felsblock heute noch „Teufelsstein", und es sollen die Abdrücke der Finger Belzebubs noch daran erkenntlich sein.

Sage vom Langenbacher Wald.

Zur Gemeinde Kinzigthal gehören auch die Thalzinken Langenbach und Uebelbach. Langenbach besitzt nun eine Urkunde aus früheren Jahrhunderten über Schenkung eines Waldes, worüber fast beständig Prozesse geführt wurden, so daß der Wald statt eines Segens vielmehr ein Zankapfel für die Bürger geworden ist. Ueber die Stiftung dieses Waldes haben sich mit der Zeit sogar Sagen gebildet. Eine heißt:

Die Gräfin von Geroldseck soll einst auf der Durchreise durch Langen- und Uebelbach im sog. Hägbachwald von Uebelbacher Bauern überfallen, mißhandelt und mit dem Tode bedroht worden sein. In ihrer Angst und Bedrängnis habe sie den Bauern den Wald versprochen und sofort mittelst Urkunde denselben zum Nutzen der armen Leute beider Zinken überwiesen und abgetreten.

Eine andere Sage stellt die Sache so dar:

Die Gräfin sei auf einer Reise über Kaltbrunn durch den Langenbach von der Entbindung überrascht, von einer Taglöhnersfamilie aber in ihr Haus aufgenommen und liebevoll verpflegt worden. Aus Dankbarkeit habe sie sodann den „armen Lütt" in Langen- und Uebelbach den genannten Wald versprochen und thatsächlich auch geschenkt.

Digitized by Google

4. Wolfach.

St. Jakob bei Wolfach.

Eine halbe Stunde von Wolfach entfernt liegt auf einer Anhöhe die St. Jakobskapelle, welche alljährlich von vielen Fremden und Einheimischen besucht wird. Ueber die Entstehung derselben erzählt die Sage folgendes:

Im Bergwald bei Wolfach hörten Hirtenknaben mehrmals einen sehr schönen Gesang. Sie forschten demselben nach und fanden in einer Tanne ein kleines Standbild des heiligen Apostels Jakobus des Aelteren. Die erstaunten Knaben erzählten die Sache weiter; bald wurde das Ereignis in der ganzen Umgegend bekannt und beeilte man sich, dem Heiligen zu Ehren, an der Stelle, wo der Baum stand, eine Kapelle zu errichten, bei der sich ein Waldbruder ansiedelte. Die Kapelle wurde später durch einen Brand zerstört, das Bild des Heiligen dagegen blieb unversehrt. Durch milde Beiträge wurde das Gotteshaus wieder hergestellt und findet auch heute noch alljährlich am 25. Juli (St. Jakob i)unter großem Zulauf von Klerus und Volk dort ein feierlicher Gottesdienst statt.

Spuk und Schatz bei Wolfach.

Auf einem Bergacker bei Wolfach geht nachts ein gespenstiger Mann um, gekleidet wie ein Priester und ein Meßbuch unter dem Arm tragend. Einmal erschien er daselbst am hellen Tage einem kleinen Mädchen und winkte ihm, herbeizukommen; allein das Kind floh heftig erschrocken vor ihm davon.

Einst fand die Eigentümerin dieses Bergackers darauf viele Glasscherben von allerlei Farben beisammenliegend. Sie las mehrere davon zusammen, um sie ihren Kindern zu bringen. Als sie solche zu Hause hervorholte, waren all diese Glasscherben in uralte Thaler verwandelt. Eine andere Frau, welche auf demselben Acker ein Häuflein glänzendes Laub erblickte und, weil es so besonders schön aussah, davon mitnahm, fand bei ihrer Heimkunft in der Tasche statt des Laubes ebensolche Thaler.

5. Oberwolfach.

Rechts von Wolfach zieht sich längs des Wolfbaches das schöne und gesegnete Thal hin, das namentlich im Sommer von vielen Hunderten von Fremden besucht wird und allerwärts unter dem Namen Schapbacherthal bekannt ist. Darin liegen die weitzerstreuten Orte Oberwolfach (auch „alte Wolfe" genannt) und Schapbach und ganz hinten, etwa 5 Stunden von der Amtsstadt entfernt, das weltberühmte Bad Rippoldsau.

Längs des Thales befanden sich in früheren Zeiten auf hervorspringenden Berggipfeln Burgen einst mächtiger Adelsgeschlechter. So die Wolfsburg, Burgschlößle, Walkburg, Schloß Romberg, Schloß Burgberg u. a., deren Ruinen heute noch sichtbar sind. In den Seitenthälern wurde mit ergiebiger Ausbeute lebhaft Bergbau getrieben. Aus entlegenen Schluchten des Gebirges züngelten aus langsam verglimmenden Meilern blaue Flämmchen und lichte Rauchsäulen empor, sorgsam geschürt und überwacht von schwarzgebräunten Köhlern und wo heute auf grünen Halden und Höhen reichbegüterte

Digitized by Google

Bauernhöfe eines glücklichen Wohlstandes sich erfreuen, da erbauten auf mühsam ausgerodeten Waldeslichtungen arme Holzhauer ihre schlichten Hütten aus grob behauenen Föhren und Tannenstämmen. Wenn auch all dies im Laufe der Jahrhunderte anders geworden, so hat sich doch ein reicher Kranz von Sagen bezugnehmend auf jene Zeiten bis heute erhalten und fortvererbt.

Unmittelbar neben dem Burgschlößle (auf einem reizenden Hügel zwischen Wolfach und Oberwolfach gelegen) haust der Burggrabenjörgle. Er lebt noch, ist ein trinkbarer Mann, hat meistenteils Wirtshausverbot und weiß wenig zu erzählen von den Geistern, die nachts sein einsames Gehöft umschweben. Um so ängstlicher und vorsichtiger war der verstorbene Lindenwirt bei der Kirche. Dieser (ein Sonntagskind) hatte viel mit den Burggeistern zu schaffen und nicht zehn Gäule hätten ihn nachts an dem verdächtigen Hügel vorbeigebracht.

Etwas schlimmer ist

der Hackerle,

welcher am Venturehof an der Steig sein Unwesen treibt. Einheimische, die ihn an seiner dreieckigen Kappe von weitem schon erkennen, weichen ihm am liebsten aus. Fremden bietet er sich als Führer an, leitet dieselben aber boshafter Weise stets irre. Auch der

Geist bei der roten Mühle

jetzt „Bei der Schmelze" (Fabrik Gmeiner) genannt, ist ein heimtückischer Kamerad. Dieser ist besonders den Pferden gefährlich. Sobald sie um die mitternächtliche Stunde an die verwunschene Stelle kommen, fangen sie an zu pusten, zu scheuen, wollen nimmer vor und rückwärts. Da — plötzlich ein merkwürdiger, markerschütternder Schrei, worauf die Pferde erst aufbäumen und dann wie toll von dannen rasen, bis sie den Bannkreis des Geistes überschritten haben.

Der Zierlegeist.

Drunten im Zierle liegt von zahlreichen Obstbäumen umgeben der sog. Zirlehof. Hart neben dem Hauptgebäude steht ein hohes Kruzifix, das Zierlekreuz. Auch dieses verdankt seine Errichtung einem ganz besonderen sagenhaften Ereignis.

Beim Zierle macht nämlich der Bach sowohl als auch die nebenherlaufende Straße einen auffallenden Bogen und mitten in demselben hart am Straßenrand steht die weithin bekannte Kronenbuche. Hier hauste in früheren Zeiten der Zierlegeist. War der Weg in dunkler Nacht wegen der scharfen Biegung und der steil zum rauschenden Bach abfallenden Böschung an sich schon gefährlich, so wurde die Sache insofern um so unheimlicher, als gerade hier der gefürchtete Zierlegeist sein tückisches Wesen trieb. Durch allerlei Blendwerk und koboldartige Neckereien suchte er den nächtlichen Wanderer von der Straße hinab in den schäumenden Bach zu treiben. Mit hellem Auflachen begleitete er dann sein böses Spiel. Doch trieb er seine Schalkhaftigkeiten nur mit den Menschen. Fuhrwerke ließ er merkwürdigerweise in Ruhe. Insofern wollte er wenigstens kein Unglück verursachen. Den Zierlebewohnern war der Geist aber mitunter doch sehr lästig, indem er

Digitized by Google

nächtlicherweile den Leuten an die Fenster klopfte, die Thüren öffnete, in der Küche und im Stall rumorte und auf diese Art allerlei Unfug verübte. Namentlich schien er es auf den eigentlichen Zierlehof und dessen Leute abgesehen zu haben. Außer dem Schabernack, den er regelmäßig dort verübte, hatte er es namentlich auf den Bauern selbst abgesehen. Der durfte es gar nicht wagen, zu mitternächtlicher Stunde vom Dorfe heimzugehen. Nicht nur daß er ihn von der Straße abseits in den Bach trieb, sondern er sprang demselben auch noch auf den Buckel und ängstigte ihn bis es droben im Dorf auf der Kirchenuhr 1 Uhr schlug. Dies hatte seinen besonderen Grund. Denn der Zierlegeist war zu seinen Lebzeiten einst selbst Zierlebauer gewesen, war aber ein gottloser Mensch und ein eben so schlechter Haushalter. Darum gings mit seinem Hauswesen und Wohlstand auch stetig rückwärts. Desto fleißiger besuchte er das Wirtshaus und mußte immer wissen, wer am längsten dort aushalte. Dabei war er ein Freigeist und führte gar unziemliche und ärgerliche Reden.

„Suffet nur", pflegte er zu sagen, wenn der eine oder andere seiner Zechbrüder nach Hause wollte, „suffet nur; 's isch glich, wie m'r de Himmel verdiene, nie müsse mir doch!" Und so verleitete er manchen braven Familienvater zum Trinken und Spielen, zu unnötigen Ausgaben, Verlusten und üblen Gewohnheiten, während zu Hause deren Familien und Kinder darbten. Schon dadurch hatte er sich gar viele Verwünschungen zugezogen.

Um seinem wirtschaftlichen Niedergang und sinkenden Ansehen wieder etwas aufzuhelfen, verlegte sich der Zierlebauer allmählich auf heimlichen ungerechten Erwerb. Schon seit urdenklichen Zeiten wurde auf der Wolf die Flößerei betrieben und alle Hölzer, mochten sie nun zur G'stören zusammengebunden sein, oder wie z. B. das Scheiterholz frei den Bach herunterkommen, mußten an seinem Hof vorbeigeführt werden.

Da aber — wie schon erwähnt — gerade am Zierle der Bach eine scharfe Wendung machte, wurde viel Holz beiseite getrieben, das immer kurze Zeit wie herrenlos auf den Matten und Flußufern umherlag. Dies machte sich jetzt der Zierlebauer zu Nutzen. Nächtlicherweile, wenn die Zierlebewohner im Schlummer lagen und Bach und Straße menschenleer waren, suchte der Zierlebauer — oder wie er noch genannt wurde — der Klausemichel von dem Strandholz so viel als möglich an sich zu bringen, das er dann hinter seinem Hofe aufspeicherte. Um keinen üblen Verdacht auf sich zu lenken, vermischte er das solcherweise gestohlene Holz mit eigenem aus dem Zierlewald und kleineren dazu gekauften Partien und fing nun zum Staunen seiner Nachbarsleute einen Holzhandel an, der ihm unter solchen Verhältnissen bald einen flotten Gewinn abwarf. Um unberufene Zeugen seines nächtlichen Treibens fern zu halten und zu verscheuchen, verlegte er sich nebenbei aufs „gespensterln", indem er beim Herannahen zufällig des Wegs Kommender bald in dieser bald in jener Vermummung aus dem Wald über die Straße sprang und die Wanderer zu erschrecken suchte. Dadurch kam der Zierlegeist schon zu seinen Lebzeiten in aller Leute Mund und bewirkte derartige Furcht, daß niemand zur Geisterstunde am Zierle vorbeigehen mochte. Dies war aber niemand lieber als dem Klausemichel selber; denn jetzt konnte er ungestört sein diebisches Wesen weitertreiben. Sein Holzhandel kam dabei immer mehr in Aufschwung. Doch — ungerecht Gut gedeiht nicht. Dies bewährte sich auch beim Klausemichel.

Digitized by Google

Droben vor Burbe, kurz oberhalb, wo der Dollenbach in die Wolf einmündet, hatte der Simonswellebauer wieder einen stattlichen Floß zusammengestellt und war am Nachmittag gutsmuts das Thal herabgefahren. Vor dem Zierle ging ihm aber das Stauwasser aus; drum legte er dort sein Floß fest und kehrte dann wieder heim, um auf den kommenden Morgen seinen Stauweier wieder anschwellen zu lassen. Mit schmunzelndem Behagen sah der Zierlebauer von seiner Stube aus dem Festlegen des Floßes zu. Kein Wunder, der Simonswelle hatte weit und breit die schönsten Waldungen im Oberthal und deshalb prächtige Stämme in seinen Gestören. Von diesem mußte der Klausemichel unbedingt einige wegholen. Die Gelegenheit hierzu schien ihm gar zu günstig.

Doch — der Mensch denkt und — die ewige Gerechtigkeit lenkt. Es war stockfinster und der Regen goß gerade in Strömen herab, als Klausemichel mit seinem Krempen sich daran machte, das hintere Gestör los zu machen. Eben hatte er die starken Wieden durchhauen, als durch das anschwellende Wasser der Floß unvermutet in Bewegung kam. Da er aber infolge der gut vorgesehenen Sperrvorrichtungen nicht zu Thal fahren konnte, schoben sich die einzelnen Stämme übereinander und klemmten den Bauern zwischen hinein noch ehe es ihm gelingen konnte, von dem zertrümmerten Floß wegzuspringen. Sein Hilfegeschrei verhallte im Sturm und Wetter ungehört, auch hätte sich um diese Zeit aus Furcht vor dem vermeinten Zierlegeist schwerlich jemand zum Hause hinausgewagt. Als nun am andern Morgen der Simonswelle mit seinen Knechten das Floß wieder in Ordnung bringen wollte, fanden sie zwischen die Klötze eingeklemmt die gräßlich verstümmelte Leiche des Zierlebauern. Mit Entsetzen und Bedauern suchten sie den übel zugerichteten Körper des Entseelten, der nur auf ganz unerklärliche Weise auf das Floß geraten sein konnte, aus seiner Lage zu befreien und aufs Trockene zu bringen. Als aber der Simonswelle die durchschnittenen Wieden und auf einem Klotze den tiefeingeschlagenen Krempen des Zierlebauern bemerkte, da wurde ihm alsbald der Zusammenhang klar und er sagte mit bewegter Stimme zu seinen Leuten: „Hier hat Gott gerichtet!"

Die Nachricht von dem Vorfall verbreitete sich noch am Vormittage im ganzen Thal und da man bei genauerer Nachforschung hinter dem Zierlehof eine Menge Floßholz vorfand, über dessen Erwerb sich Klausemichel — wäre er noch am Leben gewesen — schwerlich hätte ausweisen können, so blieb auch das Geheimnis seines rentablen Holzhandels niemandem mehr ein Rätsel.

Ohne besonders zu Tage tretende Trauerkundgebung ward des Klausemichels Leiche der Erde übergeben. Doch da nach christlichen Grundsätzen zur vollen Sühne alles ungerechte Gut bis auf den letzten Pfennig zurückerstattet werden muß, dies bei dem Klausemichel aber gar nicht festzustellen war, so fand der Frevler auch im Grabe keine Ruhe. Was er im Leben vermessentlich verübt, nämlich als Gespenst die nächtlichen Wanderer und Nachbarsleute zu schrecken, dazu sollte er zur Strafe ruhelos auch als Geist verurteilt sein. Das Sprichwort: „Ein ungerechter Heller verzehrt hundert andere", erfüllte sich auch an seiner Hinterlassenschaft. Der Zierlehof geriet in Gant und kam dann durch Kauf in ganz fremde Hände. Keinem der Besitzer mochte es auf dem Gute so recht gefallen; denn der Zierlegeist verübte einen Schabernack um den andern. Um vor den Plackereien dieses

Digitized by Google

boshaften Koboldes endlich Ruhe zu bekommen, ließ ein späterer Hofbesitzer neben dem Hause ein großes Kruzifix, das sog. Zierlekreuz errichten. Dadurch ward dem unheimlichen Treiben des Zierlegeistes für immer ein Ende bereitet und seitdem hat man nichts mehr von demselben vernommen.

Ein höchst unheimliches Gespenst ist auch

das Bärfelsentier im Rankach.

In Gestalt eines großen Hundes fällt dieser Geist die nächtlichen Wanderer heimtückisch an und jagt sie ähnlich wie der Zierlegeist in den Bach. — In den Stollen und Schachten der dortigen ehemaligen Bergwerke treibt sich ein anderer Geist als

Goldenes Kalb

umher. Den Bergleuten, welchen es begegnet, verwehrt es das Weitergehen. Wohl oder übel müssen sie bei einem Zusammentreffen mit dem goldenen Kalb, um Unheil zu verhüten, wieder zutage fahren.

Eine sehr unheimliche Gesellschaft hatte sich auch auf einem größeren Bauernhofe bei der Walk eingemietet. Dort hielt sich nämlich ständig ein

Hausgeist

auf, welcher sich sogar an den Tisch setzte und zeitweise noch andere Geister mitbrachte, die sichs wohl am Tische bequem machten, von den Speisen jedoch nichts berührten und dann nach einiger Zeit plötzlich wieder verschwanden.

Unter den Ruinen des alten Schlosses bei der Walk liegen auch noch

Verborgene Schätze,

welche von gespenstigen Hunden behütet werden. Der alten Walkwirtin gelang es einmal, aus einem Trog eine Schürze voll zusammenzuraffen. Als sie aber auf die Brücke kam, riß der Schürze und statt Gold fielen Hobelspäne auf die Erde.

Dreifaltigkeitskerze zu Oberwolfach.

In die Kirche zu Oberwolfach wurde alljährlich eine sog. Dreifaltigkeitskerze gestiftet. Dies hatte seinen Ursprung darin: Der alte Zacherlbauer war ein leidenschaftlicher Jäger, der oft selbst die Sonntagvormittage diesem Vergnügen opferte.

So traf er am Dreifaltigkeitssonntag — gerade während des Gottesdienstes — einen Hasen an, nach dem er aber diesmal vergeblich schoß; im Gegenteil, der Hase kehrte sich ihm zu und machte ihm „Täpchen". Hierob erfaßte den Bauern eine solch tödliche Angst und Bestürzung, daß er eilig seinem Gehöfte zulief, dem sonntäglichen Jagdvergnügen auf immer entsagte und alljährlich auf diesen Sonntag eine dicke Kerze in die Kirche stiftete.

Der Hexenglauben herrscht noch in manchen Familien, wie verschiedene Vorkommnisse hin und wieder beweisen.

Digitized by Google

Vor vierzig und etlichen Jahren hats im Schapbacherthale auch noch

Hexenmeister

gegeben. Diese scheinen aber jetzt vollständig ausgestorben zu sein. So erzählt ein alter Holzhauer, dessen Genossen aber jetzt teils tot, teils nach Siebenbürgen verzogen sind, daß unter den Waldarbeitern zu seiner Zeit etwelche gewesen wären, die mehr gekonnt hätten als Brot essen. So z. B. hätten sie einmal Kaffee im Wald gekocht. „Wenn m'r jetzt bigott nur au e weng Milich hätte", sagt da der eine von den Holzhauern. „Des hetts gli!" entgegnete darauf ein anderer, nimmt seine Axt und einen Hafen, begiebt sich etwas abseits zu einem Baumstumpf, murmelt einige unverständliche Worte, schlägt dann mit Wucht die Axt an eine hervorspringende Wurzel und melkt dann Milch zum Axtstiel heraus, bis der Hafen voll war.

„So, des isch jetzt Milich von einer des X-bauern Küh", sagte der Hexenmeister. Als nun auf dem betreffenden Hofe die Stallmagd das Vieh zu melken kam, fand sie eine der Kühe auf unerklärliche Weise vollständig ausgemolken. Reich geworden aber sind von ihren Künsten weder Hex noch Hexenmeister.

Schatz auf dem Schwarzenbruch.

Droben auf dem Schwarzenbruch steht noch heute auf dem Platz, der früher „das Moos" hieß, ein großer Bauernhof, den man den Moosbauernhof nennt. Vor mehr als 1000 Jahren war dort eine ganze Ansiedelung von Häusern und Menschen. Weil ihre Bewohner aber ein ganz heidnisches Leben führten und sogar ein goldenes Kalb anbeteten, wurde diese sündhafte Gemeinde dem Untergang geweiht und durch Gottes Strafgericht in die Tiefe des Berges versenkt. Neun Tage hindurch hörte man das Jammergeschrei der Versunkenen.

Vor etwa 90—100 Jahren suchten zwei Männer aus Oberwolfach das goldene Kalb nebst den versunkenen Schätzen mit Hilfe von Zaubermitteln zu gewinnen. Weil der Bergspiegel ihnen gezeigt hatte, daß das goldene Kalb bei dem Goldbrünnelein auf einer eisernen Kiste stehe, trieben sie dort einen tiefen Stollen in den Berg. Schon waren sie bis zu dem Kalb gekommen, schon hatte der eine es am Schwanz gefaßt, da bekam er von unsichtbaren Händen solche Schläge, daß er seine Beute auf immer fahren lassen mußte. Bei diesem Schatzgraben hatten beide Bauern ihr Vermögen zugesetzt; außerdem ward der eine ganz stockblind und der andere tobsüchtig. Auf der Moos erscheinen in gewissen Nächten schweifende Lichter; auch werden daselbst Leute vom Wege abgebracht und oft stundenlang in der Irre umhergeführt.

6. Schapbach.

Die Nixe am Wildsee.

Auf einer Anhöhe von 846 Meter, unfern der Griesbacher Gemarkungsgrenze liegt in dem zur Gemeinde Schapbach gehörigen Zinken Glaswald der Wildsee, auch Glaswaldsee genannt. In diesem See hielten sich vor Zeiten Nixen und Seemännlein auf, welche so groß wie Kinder, oben wie

Digitized by Google

Menschen, unten aber wie Fische gestaltet waren, auch sich unsichtbar machen konnten.

Ueber die Sage von der Nixe am Wildsee gehen im Volksmunde abweichende Darstellungen um. Die bekanntere lautet:

Aus der stillen Flut des Wildsees taucht zuweilen die Nixe mit goldener Leier empor und lustwandelt an der nahen Halde. Alsbald läßt sie die Saiten ertönen und singt dazu ihr Lied, daß es rings im Walde wiederhallt. Dann kommt selbst das scheue Reh aus dem Dickicht und schmiegt sich traut an sie an. Mit ganz besonderem Zauber aber wirkt ihr ergreifendes Lied und ihre berückende Schönheit auf Herz und Gemüt dort einsam weilender Hirtenknaben. Umsonst ruft dem betörten Jüngling die Gewissensstimme zu: Fliehe weg von hier, die Nixe bringt dir nur Verderben. Bestrickt von ihrem Sang und ihren Reizen ziehts den Verblendeten immer mächtiger zu ihr hin. Kosend zieht sie ihn zum See und dann hinab in die Flut, um alsbald mit ihm in der dunkeln Tiefe zu verschwinden. Noch einmal ertönen die Saiten, aber erzitternd wie ein Sterbelaut. So hat die Wasserbraut schon manchen Jüngling betört.

Eine andere Darstellung, welche vorzugsweise in hiesiger Gegend erzählt wird lautet:

Etwa 2—3 Kilometer weiter abwärts vom Wildsee lag bis in die 1840er Jahre der sog. Seebenhof, ein geschlossenes Gut von rund 600 badischen Morgen, welches damals durch Kauf um etwa 160000 Gulden in Besitz der Fürstl. Fürstenbergischen Standesherrschaft überging.

In diesen Hof kam täglich eine Nixe aus dem Wildsee, weckte das Gesinde und blieb bis zum Abend auf dem Hof, wo sie jeweils wieder in den See zurückkehrte. Den ganzen Tag schaffte sie für den Bauern; besonders lag ihr die Pflege des Viehes ob, das dabei schöner als je gedieh. Uebrigens mußten die Leute, wenn sie der Nixe eine Arbeit auftrugen, jedesmal sagen: „Nicht zu wenig und nicht zu viel!“ sonst that sie entweder zu wenig oder zu viel. Täglich bekam die Nixe auf dem Hofgut ihr Frühstück, Mittag- und Nachtessen, das ihr aber unter die Treppe gestellt werden mußte, wo sie, alleinsitzend dasselbe verzehrte.

Obwohl ihr Anzug und ihr Schlapphut stark abgetragen und ihre Jacke zerrissen und das Kleid beständig feucht war, hielt sie doch stets den Seebenbauern ab, ihr andere Kleidungsstücke anzuschaffen. Endlich aber ließ derselbe im Winter heimlich ein neues Röcklein machen und gab dies eines Abends der Nixe. Diese sagte aber: „Wenn man ausbezahlt wird, muß man gehen; ich komme von Morgen an nicht mehr zu euch!“ So sehr Bauer und Bäuerin auch versicherten, daß der Rock kein Lohn, sondern nur ein Geschenk sei, konnten sie doch die Nixe von ihrem Vorsatze nicht abbringen. Hierüber erzürnt, gab die Magd der Nixe diesmal kein Nachtessen und mußte diese mit leerem Magen von dannen. Am andern Morgen fand man vor dem Hause die Magd tot und auf den Kopf gestellt, welcher ganz in dem Boden eingegraben war. Von da an kam die Nixe nicht mehr auf den Hof. Mit dem Gedeihen des Viehstandes, ebensowohl wie mit dem Wohlstand des Seebenbauern im Allgemeinen aber ging es von diesem Zeitpunkt

Digitized by Google

an rückwärts. Heute — nach 50 Jahren — ist kaum mehr der Platz erkenntlich, wo die einstmals umfangreichen Hofgebäulichkeiten gestanden hatten.*)

Die untergegangene Stadt Benau.

Droben auf dem Schwarzenbruch liegt ein Gewann, das den Namen „Kirchhof" führt. Dort soll in urdenklichen Zeiten die Stadt Benau gestanden haben. Auf der entgegengesetzten Thalseite, am äußersten Ende des Kupferberges, unfern des Wildsees, liegt wiederum ein ödes Berggewann, welches den Namen „Heidenstadt" führt. Beide — Kirchhof und Heidenstadt — bringt die Volksüberlieferung in Beziehungen, obwohl sie wegen ihrer räumlichen Entfernung gar nie einen Zusammenhang mit einander gehabt haben können. Trotzdem heute ein mehr als 5 Kilometer langer hoher Gebirgsrücken die beiden Orte trennt, erzählt die Ueberlieferung von einem großen See, der einst beide Städte mit einander verbunden haben solle. Fragt man die Leute um nähere Auskunft hierüber, so erfährt man nichts anderes als was Baader und Schnetzler in ihren badischen Volkssagen des längeren schon aufgezeichnet haben. Während über die mit Gestrüpp und Wald bewachsene „Heidenstadt" außer dem Namen nichts weiter bekannt ist, weiß der Volksmund über „Benau" schon mehr zu erzählen.

Auf dem Raume, wo diese Stadt gestanden haben soll, befinden sich heute einige stattliche Höfe, wie z. B. der Hanseleshof mit einem Grundbesitz von 161 ha, 82 ar = 448 badischen Morgen, der Schrempenhof, der Moosbauernhof u. a., nebst kleineren Ansiedlungen. Nach mehrfacher Ansicht soll diese angebliche Gebirgsstadt eine römische Niederlassung mit Kastell und Standlager gewesen sein, welche aber von christlichen Veteranen bewohnt war. Mit Vertreibung der Römer ging diese Ansiedlung wieder ein und die Befestigungen wurden zerstört.

Da aber auch schon etliche umwohnende Thalinsassen das Christentum angenommen hatten, wurde aus religiöser Scheu das Kirchlein bei der allgemeinen Verwüstung verschont. Heimlich kamen christliche Germanen zur Sommerszeit an Festtagen dort oben zusammen, um ungesehen von den heidnischen Stammesgenossen dort ihre Andacht zu verrichten, welche jedesmal durch eine Prozession, wobei von bekränzten Jungfrauen die reichgeschmückte Statue der Gottesmutter um das Kirchlein getragen wurde, zum Abschluß kam. Wohl hatten auch hin und wieder heidnische Umbewohner aus der Berghöhe herab den feierlichen Gesang der christlichen Gemeinde belauscht. Niemand von ihnen aber wagte es, den Bannkreis der geheimnisvollen Stätte zu betreten.

Allmählich bildete sich die Sage von der Hexe von Benau und verursachte unter der abergläubischen Bevölkerung noch mehr Scheu vor der unheimlichen Stätte und dem geheimnisvollen Treiben daselbst.

Ein vorwitziges Weib hatte es gewagt, das Heiligtum der Christen freventlich zu betreten und Hand an die heiligen Gefäße zu legen. Cyriakus,

*) An der linken Seitenmauer des Friedhofes zu Schapbach steht das Grabdenkmal des letzten Seebenbauern und dessen Ehefrau. Die Inschrift lautet: „Hier ruht Johann Georg Armbruster, Seebenbauer, geboren am 13. April 1779; gestorben am 10. November 1846 neben seiner Ehefrau Apolonia, gestorben am 26. Mai 1838, alt 65 Jahre.

Digitized by Google

des Kirchleins Schutzheiliger aber trat ihr entgegen, und nun ging die Sage, dieses Weib „die alte Lempi" genannt, gehe seit der Zeit dort oben als Geist um und setze sich jedem auf den Rücken, der sich in böswilliger Absicht dem Kirchlein nähere und quäle ihn so lange, bis er wieder aus dem Bannkreis sei.

Als dann im Lauf der Jahrhunderte das Christentum allgemein und fast überall Staatsreligion wurde, erstanden in den umliegenden Orten nach und nach eigene Pfarrkirchen.

Die regelmäßigen Zusammenkünfte bei der uralten Waldkapelle im ehemaligen Benau hörten allmählich auf, und das Kirchlein geriet nach und nach in Verfall. Die Bausteine wurden zu anderweitigen kirchlichen Bauten verwendet. Der größte Teil kam nach Rankach und diente als Baumaterial für die dortige noch heute stehende Kapelle. Unter den Fuhrleuten, welche die Steine vom Berge herab zu Thal zu fördern hatten, wußte einer einen prächtig behauenen Altartreppenstein beiseite zu schaffen und verwendete ihn als Schwelle vor seiner Stallthüre. Aber gleich am andern Morgen stieß sich einer seiner Zugochsen an der neuen Schwelle, brach beide Beine und mußte getötet werden. Das gleiche Mißgeschick begegnete am folgenden Tage einem andern und zugleich brach unter dem übrigen Vieh eine Krankheit aus. Der Bauer erkannte nun in der entweihenden Verwendung des Benauer Kirchensteines die Ursache des göttlichen Zornes. Alsbald verbrachte er ihn nach Rankach zur Kapelle, wo er nun ebenfalls verwendet wurde. Von der Stunde an hörte die Krankheit in seinem Stalle wieder auf.

Wenn nun auch heute alle Spuren von der ehemaligen christlichen Bergstadt Benau nahezu verschwunden sind, so ist doch eines immer noch geblieben und in frommem althergestammten Gebrauch.

Bis heute noch findet nämlich von Kreuzerfindung bis Kreuzerhöhung alle Sonntag Nachmittag unter Teilnahme von Kindern und Erwachsenen aus den dortigen Gehöften ein feierlicher Umgang unter Vorantragung von Kreuz und Fahne um den Hanselesbauernhof statt. Dabei tragen gerade noch, wie von den ältesten Zeiten her uns die Sage berichtet, vier bekränzte Mädchen die schön geschmückte Statue der Himmelskönigin. Nach Schluß des Umgangs erhält jedes Kind 3 Pfennig als Geschenk. Diese feierlichen religiösen Umzüge finden ohne Geistlichen statt. An der Stelle, wo seit „Menschengedenken" die Prozession hielt und mit einer Litanei schloß, ließ der Hanselesbauer (Johannes Nepomuk Bühler) im Frühjahr 1894 auf seine Kosten eine neue Kapelle bauen.

Der Schlangenhof.

Vor Seebach, auf der rechten Thalseite, unfern der Einmündung des vom Wildsee kommenden Seebachs in die Wolf, steht ein stattliches Bauernhaus. Es ist dies der Waideleshof, früher „Schlangenhof" genannt. Zu diesem Anwesen gehört ein Grundbesitz von rund 150 ha (415 bad. Morgen). Vor dem Jahre 1838 standen die Gebäulichkeiten aber etwa 1 Kilometer weiter thalabwärts, ungefähr da, wo jetzt fast hart am Bache ein Bildstöcklein steht. Dieser alte Hof hat seinen Namen von den Schlangen, welche in großer Menge ehedem sich darin aufhielten.

Digitized by Google

Dieselben füllten Haus und Hof an, steckten in den Betten, Kisten und Kästen und waren im Stall, wo ihr König wohnte, so zahlreich, daß oft die Mägde bei dem Füttern des Viehes sie armvollweis aus der Krippe nahmen. Dieser König unterschied sich von den andern Schlangen durch eine schimmernde Krone, die er auf dem Haupte hatte. Wenn er den Hof verließ, begleiteten ihn alle Schlangen, gleich wie sie nachher auch sämtliche mit ihm zurückkehrten. Nicht allein mit dem Vieh, sondern auch mit den Leuten des Hofgutes hatten sich die Schlangen ganz befreundet; sie wanden sich traulich um dieselben, ließen das Vieh auf sich umhertreten und fraßen mit ihnen aus der Schüssel. Wenn hierbei eine nur Milch und kein Brot wollte, schlugen die Kinder sie scherzhaft auf den Kopf, indem sie ihr zuriefen: „Friß auch Brocken, nicht lauter Brühe!“ Niemandem fügten die Schlangen ein Leid zu; dagegen durfte auch ihnen keines angethan werden, so lange der alte Hofbauer am Leben war.

Allein nach dessen Tode wollte der neue Gutsbesitzer sie nicht mehr bei sich dulden; er erschoß ihren König und am nächsten Morgen waren alle auf immer verschwunden. Der Hof wurde darauf abgebrochen und die Gebäude auf ihrer jetzigen Stelle neu aufgeführt.

Hinten in Wildschapbach befinden sich noch etliche Gruben, welche aber seit dem Jahre 1857 eingestellt sind. Die ergiebigsten darunter waren: „Erzengel Michael“, „Herrensegen“ und namentlich „Friedrich Christian“. Letztere lieferte in vier Jahren für 306471 Gulden silberhaltige Erze.

Von letzterer geht die Sage vom

Warnungszeichen.

In der „Friedrich Christiangrube“ zeigen sich an Stellen, welche dem Einsturz drohen, blaue Lichtlein, oder es klopft dort unsichtbar an das Grubenholz. Den Bergleuten sind diese Warnungszeichen wohlbekannt, und wo eines sich sehen oder hören läßt, wird die Stelle unverzüglich untersucht und gefahrlos gemacht.

Sage vom Bo'nett.

Ins Krämerfranzealberts Brauerei sitzt eine gemütliche Gesellschaft zusammen, kommen in der Unterhaltung von diesem auf jenes und schließlich auch auf die alten Geschichten und Sagen der Heimat.

„Wa i bigott sage will“, fällt da im Zwiegespräch der Zwegschtewasserfepp dem Sockenazi ins Wort, „denkts üch no, ihr Lütt, wie mer no so junge Völkli (Viehbuben) gsi sin, un 's hett obeds emol im Wald so gschpenschtig an de Bäume klöpft?“

„Aha!“ sagt jetzt der Bürstemarx, „de Sepp moint selle G'schicht vom Bonett; jo sell isch wohr, do hemer als welleweg a'gfange ze renne un derbei g'schraue: de Bonett kummt, de Bonett kummt!“

„Wa ischs mit dem Bonett gsi?“ fragt drauf neugierig der Pechmichel von Petersthal.

„De Bonett?“ sagt der Bürstemarx, „ejo, des isch en anderer Tropf gsi; der hett, wus gange isch, üwer de Grenz blaßt un hernochder prozeßt, bis niemed meh mit dem habsüchtige Mensche hett zthu ha möge. Druff

Digitized by Google

hetten bim Rise später grad so e Schtamm verwischt un hettem de Kopf un d'Arme verquetscht, so daß er tot uffm Platz bliewen isch. Zur Schtrof für si Urecht hett er im Wald müsse umgoh!"

„Do fallt mr zlieb grad au so e Gschichtle i", sagt jetzt der Salzgore, „wissenr no die

Sage vom Gespenst beim Ochsen?"

„Wie ischs mit dem, Gore, laß los" fragt der dicke Beckelenz und rückt etwas näher hinzu. „Jo, sell isch nie recht ruß kumme, was sell eigentli gsi isch," fährt jetzt der Salzgore weiter, „nachts um 12 Uhr hetts als dort bim Ochse pfiffe, grußelig grell un hernochder hetts bigott agfange zu raßle un ze lärme wie ne Dunnerwetter; 's isch immer en Schrecke für Roß und Knecht gsi, wenn e Fuhrwerk dort bi Nacht hett vorbi fahre müsse. Seitdem awer die nü Schtroß baut isch, hett mer nünt meh g'hört."

7. Rippoldsau.

Der Jägerleiter.

Etliche 30—40 Meter oberhalb des Wirtshauses „Vor-Seebach" steht hart an der Landstraße nach Rippoldsau ein Bildstöcklein mit der Inschrift:

Allhier steh still du
Frommer Christ Bedracht
Was da Geschehen ist.
Johanus Merck zu
Dot Geslagen Worten
Bet Vor die Arme
Sellen Ain Vater Unser
Und Ave Maria. 1753.

An dieses Bildstöcklein knüpfen sich nach dem Volksmund folgende Sagen, welche wir wiederum einem Zwiegespräch ablauschen wollen.

„Wie isch au des gsi?" fragt der Rainkarle den Schuhtoni. „He, woischs nimma? de Jägerleiter isch welleweg en anderer Kaib gsi," giebt drauf der Schuhtoni zur Antwort, „gwildert hetter un d'Lütt hetter umbrocht wie ne Räuber. Druf sin e Meng handfeschte Manne zsamme gschtanne, heut de Jägerleiter üwerfalle un mit Prügel un Knüttel welle totschlage. Awer si hents nitt fertigbrunge. De Kaib hett nitt wolle hi were. Do uff oismols hett der Tropf, de liederli, gschtanne, er hett e gwihte Hoschtie ignait un derndewege könntigets ihn nitt ztotbringe, bis die selb rußgschnitte wär. Do hetts de Lütte grußet ob dem gräßlige Freve, henn em awer doch die Hoschtie rußgschnitte. Hernochder isch'r an sellem Platz dort zsammekeit, wu hitt no sell Bildschtöckli schtoht. Der Jägerleiter hett awer wege sim gottlose Läwe umgoh müsse."

„Das Gschichtle han i awer au schu anerscht verzehle höre", mischte sich jetzt der Gebelitobis ins Gespräch.

„Der Jägerleiter seig gar en schtrenger und hartherziger Waldhüter gsi, der jeden, den er uff verbottene Wäg und Wald betroffe hett, ohne Gnad un Erbarme mißhandelt un bim gringschte Widerstand zsammegschosse hett.

Digitized by Google

So seig emol e Mann mit eme Fisch-Legel uffm Buckel de Wald durre, ge Freudeschtadt zue. S'isch duschter g'si, un do hett de Jägerleiter glaubt, der Mann hett e Reh uffm Buckl, un weil der Fischer uff si A'ruf nitt gli isch schtoh bliwe, hett der Jägerleiter 's Gwehr ab de Schulter gno un den Mann eis Wegs tot gschosse. Des hett natürli en große Ufruhr im Ort gä, vorab die siewe Buwe vu dem Fischer hen dem Jägerleiter blutige Rache gschwore. Trotz aller Gegevorschtellunge hent se den Jäger überfalle un so lang uffn ni gschlage, bis er hi gsi isch. Hernochder sen die siewe Brüder ob dem Mord igsetzt un vom Gricht zum Tod verurteilt wore. Der jüngschte dervo hett awer der Fürscht begnadigt. So hen also wege dem eine Schuß müsse acht Mensche s' Lewe ibüße. — Des het als mi Großvater verzählt."

„So wirds au wohl gsi si", setzte beglaubigend der Disljoks hinzu, „drum heißts au uff sellem Bildschtöckli:

„Allier steh still Du frommer Christ,
Betracht was hier geschehen ist!"

8. Hausach.

Auf einer Berghalde nächst der Stadt Hausach, wo die Eisenbahn vom Kinzigthal über den Schwarzwald nach dem Bodensee führt, liegen die noch wohlerhaltenen Ruinen einer alten Burg. Auf diesem Bergschloß liegt ein

Vergrabener Schatz,

wonach einmal nachts von Leuten gegraben wurde. Schon sahen sie einen Kessel voll Gold vor sich, als drunten im Städtchen die Betglocke ertönte. „Es läutet Betzeit, wir wollen beten, das Geld haben wir!" sprach einer von ihnen. Da versank plötzlich der Kessel mit dem Geld in den Boden, und sie mußten mit leeren Händen davongehen.

Auf diesem Schlosse lassen sich in manchen Nächten gespenstige Lichter sehen. Von demselben führte vor Zeiten ein unterirdischer Gang nach dem Kloster im Thal, worin eine Kutsche mit Bequemlichkeit fahren konnte.

Gespenst bei den Hagenbucher Höfen.

Östlich von Hausach auf einer Anhöhe von etwa 374 Meter liegen die Hagenbucher Höfe. Auf der Landstraße bei den Hagenbucher Höfen läßt sich mitunter nachts ein gespenstiges Schwarzwäldermädchen sehen, welches aus dem benachbarten Bergwald herabkommt. Ein betrunkener Flößer, der nachts zwischen elf und zwölf Uhr aus dem Wirtshaus kam und von Hausach nach Wolfach gehen wollte, wurde von den Wirtsleuten zwar vor dem Mädchen gewarnt, verlachte aber die Warnung und machte sich keck auf den Weg. Als er an die Höfe kam und kein Gespenst sah, rief er, indem er seine Axt schwang:

„Wäldermädle komm herbei, ich will dich zusammenhauen!" Kaum hatte er dies gerufen, so war das Geistermädchen da, ergriff den Flößer und warf ihn in die Kinzig, worauf es in den Wald zurückkehrte. Schon war der Flößer dem Ertrinken nahe, da wurde er noch von einem Manne gerettet, der nicht weit hinter ihm hergegangen und Zeuge des Vorfalls gewesen war.

Digitized by Google

9. Haslach.

Der heilige Brunnen.

O heiliger Bronn im dunkeln Hain,
Du bleibst mir treu im Sinn.
Im Alter froh noch denk ich dein
Es zieht mich nach dir hin.

Droben im Kinzigthal, an der ehemaligen Grenze des Bistums Straßburg und der Abtei Gengenbach, bei Haslach, da ist eine Bergwand, die heißt das „Rote Kreuz". Haslachs schönster Schmuck ist dieser Berg und Wald. Schattiger Buchenforst und würzig duftende schlanke Tannen nehmen den labsalbedürftigen Wanderer auf.

In dankbarer Anerkennung hat der Verschönerungsverein von Haslach bequeme, schattige Wege herrichten und Ruhebänke aufstellen lassen. Thatsächlich verlohnt es sich der Mühe, das „rote Kreuz" zu besteigen, denn ein prächtiger Blick auf Haslach und in das herrliche Kinzigthal eröffnet sich dem Beschauer vom Waldessaume aus. Gerne nimmt er Platz bei der Waldteufelseiche und ruht, sein Auge in die prachtvolle Gegend versunken.

Einen lebendigen „Waldteufel" gabs, in Menschengestalt. Wer hat ihn wohl nicht gekannt? Ich kannte ihn gut und sehe ihn noch vor mir, wie er dem „roten Kreuz", seinem Heiligtum, dem Wald zueilt. Freilich, mit dem Höllenteufel hatte er nichts gemein. Er war ein harmloser, williger und gefälliger Erdenmensch. Seines Zeichens ein Hutmacher. Weil aber seit Jahren die wenigsten Hüte noch mit der Hand gemacht werden, sondern fein, säuberlich und billiger aus der Fabrik kommen, und weil der Trachtenhut der Bauern leider abgelegt wurde, so hatte unser „Xavere", so hieß er mit dem Vornamen, Zeit genug, andern Sachen nachzujagen. Der Wald wurde unserm Hutwalker zur zweiten Heimat. Machte er keine Hüte, so grub er Kartoffeln an seiner Berghalde, oder saß oben am Waldrande und träumte. Eine riesenhafte Eiche hatte er besonders in sein Herz geschlossen. Und feierte drunten das Städtchen ein Fest, und krachten die Böller am Klosterbach und flatterten die Fahnen in den Straßen, so stieg unser Xavere auf seine Eiche in der Berghalde und schmückte sie ganz oben am Dolden mit den deutschen Reichsfarben.

Weil er so oft Wald und Strauch durchmaß und überallhin Weg und Steg wußte, so gaben ihm die Haslacher den Spitznamen „Waldteufel".

Die Bezeichnung „Waldteufelseiche" aber gründete sich auf ein trauriges Ereignis. Wiederum fand vor einigen Jahren in dem lustigen „Hasle" ein Fest statt; bei diesem wollte unser Waldteufel auch recht fidel sein. Aus dem Häusle wollte er kommen und nach Herzenslust an den Vergnügungen teilnehmen. War ja doch sonst sein Leben in dem kleinen Städtchen so arm an Leckergenüssen.

„Jetzt mal hinauf zur Eiche!" dachte er. „Schon von weiter Ferne sollen die Fremden sehen, daß Haslach die Feststadt ist. Winken soll die

Digitized by Google

deutsche Farbe vom schönsten Punkt der Gemarkung, von hoher Warte aus, auf daß sie allen sage: „Hie gut Hasle allewog." Unser Waldteufel brauchte keine Leiter, dafür war er ein Teufel. Schon kletterte er, die Fahne auf den Rücken gebunden, die Eiche hinauf. Die Spitze war erreicht und eben wollte er die Stange befestigen, da glitt er aus und schlug kopfüber durch die Zweige und Blätter auf den Erdboden. Dumpf fiel er auf. Er rührte sich nicht mehr. Tot fanden ihn die Leute. Die Waldteufelseiche aber steht heute noch und von dort ziehen verschiedene Wege in den Stadtwald. Einer davon geht die Bergwand hinauf immer tiefer in den Wald hinein. Dann biegt der Weg nach links und bald sind wir bei unserm Heiligtum angelangt. Vor dreißig Jahren konnte man noch die Spuren des „Urwaldes" wahrnehmen. „Urwald" nennen ihn die Leute noch, aber an das „Ur" erinnert kaum ein Baum mehr.

Riesige, himmelhohe Buchen und Tannen hielten da oben Wacht und sagten den Menschen, wie sie trotz aller Macht gegenüber den Baumgewaltigen eigentlich doch Zwerge geblieben seien, Und wer hätte dieses Gefühl der menschlichen Wenigkeit noch nicht gefühlt?

Aber seit dieser Zeit hat der unerbittliche Förster mit rauher Hand schon manch' altem Waldgenossen das Lebenslicht ausgeblasen und seinen Leichnam als „Holländer" zu Thal schleifen oder fahren lassen. Vielleicht blieben seine sterblichen Reste auch im Lande, und für dich, lieber Leser, ist ein Schränkchen, ein Tisch oder gar ein Kinderwägelchen aus seinem Leibe geschnitten worden. Wer weiß es?

Eine kleine Lichtung. Sitzbänke laden zum Ruhen ein. Ein Bildstock, aus dessen unterem Teile ein Eisenrohr silberhelles Wasser spendet. Ringsum feierliche Stille, das Plätschern des Wassers und das Rauschen der Waldbäume verleihen dem weltabgeschiedenen Plätzchen eine geheimnisvolle Weihe.

Das ist der „Heilige Brunnen".

Etwas seitwärts, weiter oben, stößt der Besucher auf den Kindlesbrunnen.

Kindlesbrunnen und Heiliger Brunnen sind eigentlich ein Ding; denn der erstere, als Brunnenstube des letzteren, beherbergt die kleinen Kinder, die merkwürdigerweise nicht ertrinken. Das ist auch unmöglich, sie sind im Heiligtum. Da kommen die größeren Erdenkinder, stecken Kreuzchen über der Brunnenstube in das feuchte Moos und bestellen Brüderchen und Schwesterchen nach Noten. Beten auch wohl ein „Vater unser", daß der lang- und dürrbeinige Storch auf seiner Wanderung ins Vaterhaus mit dem zukünftigen Geschwisterchen nicht verunglücke.

Ja, gar neugierig und vorwitzig sind die Stadtkinder und mit langen Gerten wühlen sie oft in dem Teich herum, um so ein Rundköpfchen, das sie nicht zu sehen vermögen, aus seinem Verstecke zu locken. Hilft aber nichts. Am Tage lassen sich die kleinen Schlauberger nicht sehen und bei der Nacht sehen sie die Stadtbuben und Dorfmädel nicht, weil sie zu Hause schnarchen und träumen müssen. Und so ziehen sich die Kinder unbefriedigt von der Stelle der schwimmenden Unsichtbarkeit zurück und klagens der Mutter!

„O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!"

Digitized by Google

Wieder zurück zum plätschernden Bildstock oder zum Marterl, wie unsere tiroler Brüder sagen würden.

Krieg war's, ein langer Krieg, 30 Jahre hat er gedauert. Gar furchtbar hausten die Truppen im „Kinzigerthale". Bald waren es die Kaiserlichen, bald die Schwedischen, welche die Gegend aussogen und brandschatzten. Am schrecklichsten wüteten die Schweden, und gar manche Ueberlieferung erzählt von haarsträubenden Gewaltthätigkeiten, wie z. B. vom berüchtigten Schwedentrunke (Einschütten von heißem Oel).

Die freie Reichsstadt Offenburg war gefallen und eingeäschert, die Abtei Gengenbach, die ehemalige Pflanzstätte der Kultur für das Kinzigthal und die anderen freien Ortenauer Reichsstädte Gengenbach und Zell waren ausgeraubt, verwüstet und ausgebrannt. Kein lebendes Stück Vieh auf Stunden mehr. Entvölkerung allerorts, nur in den höher gelegenen Zinken Mulden und Gereuthöfen sah es noch etwas besser aus. Kein Wunder deshalb, wenn sich unter den Uebriggebliebenen auch solche befanden, die aus der Stadt geflohen waren und in Klüften und im Dickicht der Wälder Unterschlupf suchten, sich von Wurzeln und Wild ernährend.

So hatte sich auch ein frommer Mönch den Mißhandlungen der rohen Kriegsknechte entzogen und thalaufwärts dem Walde zugewandt. Große Güter hatte er nicht mitzuschleppen. Sein ganzes Vermögen, bestehend in Brevier und einigen alten Schweinsledern, konnte er in seinen langen, bis zum Boden reichenden Kuttentaschen unterbringen. Pater Rudolfus, so nennt ihn die Ueberlieferung, fand ein Plätzchen, wie er sichs wünschte, in dem Haslacher Gewann. Er betete, segnete den Erdboden, auf dem er stand und fieng an, sich häuslich niederzulassen. Eine Waldaxt war bald bei der Hand und brach eine freie Stelle, auf der er, tief verborgen im dichten Urwalde, eine Klause, eine Waldbruderhütte baute. Kräuter und Wurzeln waren lange Zeit seine Nahrung, erst später getraute er sich weiter Ausschau zu halten und von entlegenen Gehöften des Mühlebacher Thales Almosen anzunehmen.

Noch lange Monde währten die Kriegswirren. Aus der Ferne, von Straßburg herüber, brummten die Kanonen und von der Thalstraße herauf drang das Schmettern der Trompeten und das Geschrei der Kriegslieder. Indessen betete Pater Rudolfus unablässig zu Gott für seine Wohlthäter, und um Linderung der Kriegsnot. Einige Jahre waren so dahingegangen. Der heiligmäßige Mann wurde immer bekannter und beliebter bei den Bauern seiner Umgebung, denen er überall in Haus und Hof mit Rat und That zur Hand ging. Und als später bessere Zeiten kamen, wollte er sich nicht mehr von seiner Klause trennen, so lieb war ihm die Zufluchtsstätte geworden. Er dachte an allerhand Verbesserungen und Verschönerungen, ja sogar an die Errichtung einer Waldkapelle. Ein mit Rinden bedecktes Holztürmchen zierte die Hütte und darin hing ein aus einer verfallenen Feldkapelle gerettetes Glöcklein. Vorsichtig läutete er es immer. Wenns auch nicht weithin schallte, so konnten dadurch doch feindlich gesinnte Menschen angezogen werden. Denn gar mancherlei brotlos gewordenes Gesindel zog zur Zeit des dreißigjährigen Krieges (1618—1648) im Land herum, das aufschnappend und erpressend, was die Kriegshorden nicht gefunden hatten.

Digitized by Google

Eines Abends nun, die Sonne sank schon hinter die Berge und in glühendem Rot erstrahlte das Firmament, Gebirg und Thal mit magischen Farben erleuchtend, ergriff der Gottesmann den Strang seines Glöckleins zum Aveläuten. Gar weinerlich klang es, und eben endete er das Gebet: „Dulcis virgo Maria; Ora pro nobis. Amen“, als ihn ein starker, großer Mann von hinten packte und mit einer Keule zu Boden schlug. Noch krampfhaft den Strang des Glöckleins umfassend, fanden Waldleute am andern Tag den frommen Mann entseelt in seinem Blute. Und siehe da, wo das unschuldige Blut den Erdboden tränkte, sprudelte eine silberhelle Quelle aus der Erde hervor.

Die Leute hielten es allgemein für ein Wunder. Der Arm der strafenden weltlichen Gerechtigkeit ereilte den Mörder nicht, weil damals keine Gerechtigkeit mehr bestand, aber Jedermann in der Gegend wußte, wer der Mörder war.

Ein Metzger hat die ruchlose That vollbracht. Ein Mensch, der ein herumziehendes Leben führte und sich bald zu Spionirdiensten beim Feinde und bald zu Räuber- und Wegelagererdiensten verwenden ließ.

Die Brotlosigkeit hatte ihn so weit gebracht. Zum Viehschlachten gabs nichts mehr, denn die Kriegsvölker brauchten die Dorfmetzger nicht, sondern trieben das Vieh, wo und wie sie es fanden, zusammen und führten es an den Hörnern selbst zur Feldschlachtbank. Ein jeder Kriegsknecht trieb die Metzgerei auf eigene Rechnung.

Das Waldbruderhaus verfiel, aber die Quelle blieb. Viele fromme Leute besuchten den Ort und linderten durch Gebet ihre seelischen Schmerzen und durch das Quellwasser ihren leiblichen Durst. Ein Bildstöcklein mit einer Holztafel, auf der die ruchlose Mordthat dargestellt und kurz beschrieben wurde, sollte den nachkommenden Geschlechtern Kunde von dem traurigen Vorfalle bringen. Und dieses Bildstöckchen mit dem laufenden Brunnen steht noch heute.

Bis auf den heutigen Tag wallfahren an schönen Frühlings- und Sommertagen die Bauersleute aus der nächsten Umgebung dahin, und auch des Haslacher liebster Ausflugsort ist der „Heilige Brunnen“ geblieben.

Vor Jahren stiftete eine wohlthätige, gute Witwe aus „Hasle“ für den Platz neben dem „Heiligen Brunnen“ eine Lourdes Grotte, und der Verschönerungsverein ließ daselbst eine Schutzhütte erbauen. Aber der sehnlichste Wunsch des frommen, seligen Waldbruders Rudolfus, eine Waldkapelle zu errichten, ist noch nicht in Erfüllung gegangen.

Zweihundert Jahre waren vergangen, als wiederum ein Einsiedler sich in jenen Wald, in die Nähe des „Heiligen Brunnens“ schlug.

Nicht Kriegsgetümmel und Grausamkeiten der Landsknechte hatten ihn in den Schlupfwinkel getrieben, sondern seine eigenen Händel, der Krieg in seinem Hirn und schlechte Behandlung seiner Mitmenschen. Er suchte die Einsamkeit nicht des Betens wegen, sondern um ungestört seinen Eigenheiten leben zu können. Der geniale Maler, Karl Sandhaas von Haslach war es. Oberhalb des „Heiligen Brunnens“, auf einer hervorspringenden Stelle an Felsen gelehnt, baute Sandhaas eine Hütte zu seiner Unterkunft. Das Kunstmalen und Portraitieren ließ er fahren, legte sich dafür auf die weiche Moosbank und las in Büchern. Vor sich hatte er die schönste Aussicht.

Digitized by Google

Weit ins Land hinein schweift der Blick über die vorlagernden niedern Bergkuppen. Trotzig schaut das Geroldseck herüber und leicht in weißgrau sind die Umrisse der Vogesen bemerkbar. Mannigfaltig geformte Bergkegel, saftig grüne Wiesen, freundliche Dörfer und Städte und blumige Auen erfreuen das Auge. Ja, ein herrliches Plätzchen hat der arme Maler sich ausgewählt. Und nicht nur durch seine in gesunden Tagen geschaffenen Portraits, sondern auch durch seine romantische Waldstätte hat er sich unsterblich gemacht. An Stelle der alten Hütte steht jetzt eine geräumige Blockhütte, die vom Verschönerungsverein in Haslach unterhalten wird. Bequeme Bergwege führen zu ihr. Zur Erinnerung an den Maler heißt diese Hütte: „Sandhaaser Hütte."

In vortrefflicher Weise hat das echte Haslacher Kind, der Volksschriftsteller Stadtpfarrer Dr. Heinrich Hansjakob, in seinem Buche „Wilde Kirschen" den hochbegabt gewesenen Maler und Naturfreund unter dem Titel: „Der närrische Maler" der Vergessenheit entrissen. Ohne tiefes Mitgefühl wird niemand die erschütternden Lebensschicksale des unglücklichen Menschen vernehmen.

Zu Hasle drinn im Schwarzwald haust ein Stamm von guter Art,
Der Mann ist Mann und keiner zaust ihm ungestraft den Bart.
Ja wer sich stat zum Trinken setzt hat doch ein Maul, das geht.
Die Maßkrüg sind nicht winzig zu Hasle an der Kinzig.

10. Gutach.

Aehnlich wie das Schapbacher- ist auch das Gutacherthal weithin bekannt durch die unter der Bevölkerung noch ziemlich rein fortbestehenden Sitten, Trachten und Bräuche. Außer einer interessanten Lokalgeschichte knüpfen sich an Gutach noch eine Reihe von Sagen, welche im Volksmunde bis auf den heutigen Tag sich fortvererbt haben.

Die Sage von den Futtermännlein.

Im Innern des Bühlsteinberges sollen einst kleine Männlein gehaust haben, die während der Essenszeit die Ställe der umliegenden Höfe besuchten und das Vieh abwarteten. Diese Männlein hießen daher die Futtermännlein. Ein solches kam auch jeden Tag, wenn die Leute beim Essen saßen, in den Bürlehof und fütterte die Ochsen, und es sollen im ganzen Thale nirgends schönere Ochsen zu finden gewesen sein als auf dem Bürlehof. Der Bürlebauer hätte aus Wunderfitz nun gerne einmal gesehen, wie das Futtermännlein gestaltet sei und paßte ihm eines Tages auf. Es kam zur gewöhnlichen Zeit, angethan mit einem zottigen, verschlissenen Kleide. Der Bürlebauer wollte nun dem Futtermännlein sich dankbar erweisen für die geleisteten Dienste und sagte zu ihm, er wolle ihm einen neuen Rock und einen neuen Hut kaufen. Er erhielt jedoch zur Antwort: „Kaufst Du mir einen Rock und einen Degen, thu ich Dir Deine Ochsen nimmer pflegen!" Hierauf verschwand das Futtermännlein und kam von der Zeit an nie mehr in den Stall des Bürlehofes.

Digitized by Google

Eine andere Darstellung der Sage vom „Futtermali" lautet folgendermaßen.

Diese Futtermännlein trugen sonderbar zugeschnittene Kleidung, eine Art Uniform, einen Degen und als Kopfbedeckung eine gewaltig große Zipfelmütze (Tarnkappe) mit welcher sie sich wahrscheinlich unsichtbar machen konnten. Diese Männlein fütterten und pflegten dem Bühlerstein-, Bürlis- und Hannisenbauern ihr Vieh. Für diese Dienstleistung beanspruchten sie nichts als jeden Abend auf ein bestimmtes Bänkchen im Stall ein bischen „Habermus". Diese Ration mußte ihnen aber regelmäßig aufgestellt werden. Auch mußte Rock und Degen von Zeit zu Zeit erneuert werden. Wenn dies nötig wurde, hörten die Bauern in ihren Ställen eine näselnde Stimme rufen: „Kaufst Du mir einen Rock und einen Degen, so will ich Dir auch Dein Vieh wieder pflegen!"

Man trieb aber mit diesen Männlein vielfältig argen Mutwillen. Der Hannisenbauer, der ein geiziger Mann war, unterließ es, den gewünschten Rock und den Degen zu beschaffen, auch ließ er auf dem bestimmten Bänkchen im Stall verdorbenes Mus aufstellen; deshalb sind die Männchen verschwunden, und niemand hat sie je mehr gesehen. Nur während der Advents- und Fastenzeit sollen sie um Mitternacht die am Bühlerstein vorbeigehenden Wanderer durch allerlei Unfug necken und ängstigen. Sonst seien diese Männlein im Innern des Berges verborgen und hüteten die Silberschätze der versunkenen Bühlersteinkirche. Der obere Stollen des einstigen Bergwerkes sei ihr Aus- und Eingang und eine starke, eisenbeschlagene Thüre am hintersten Ende des Ganges sei dazu angebracht, des Menschen List und Vorwitz von weiterem Vordringen zu den unermeßlichen Schätzen im Innern des Berges zu hindern.

Die Bühlersteinsage.

Im Bühlerstein ist eine silberne Kirche vergraben. Die Spitze des Turmes ist aber so nahe an der Oberfläche, daß ein schwarzer Guller (Hahn) sie in 24 Stunden herausscharren könnte, wenn man den Platz wüßte, wo sie versunken ist. Vor Eintritt besonderer Ereignisse wollen frühere Thalbewohner den Schall der Glocken dieser Kirche gehört haben.

Die eigentliche Sage über die Existenz vermeintlicher Kirche beruht auf folgendem Vorkommnis:

Die frühere Bühlersteinbäuerin wurde beim Heurechen von einer unförmlich großen und dickbauchigen Kröte fortwährend bei der Arbeit belästigt. Hierwegen ungeduldig geworden, sprach sie: „Wart, du dicksackiger Kaib, ich will dir furthelfe!" Die Kröte erwiderte hierauf: „Wenn i ins Kindbett kumm, mueſch du mir Gvatteri ſi." Die Bäuerin entgegnete: „Uf ſell kummts mer nit a!" worauf die Kröte weg war.

Ueber eine kurze Zeit erschienen zwei kleine Männlein in sonderbarer Kleidung und luden die Bäuerin zum Mitgehen zu der versprochenen Taufe ein. Diese weigerte sich anfangs; aber die Männlein erinnerten sie an ihr gegebenes Versprechen, und so ging sie endlich, ihren besten Sonntagsstaat tragend, mit ihnen. Mit verschleiertem Blick, d. h. verzaubert, wurde sie durch einen finstern Raum geführt. Auf einmal fiel der Zauber; vor ihr öffnete sich ein prächtiger Eingang und sie trat allein in eine von Edelstein,

Digitized by Google

Gold und Silber glänzenden Kirche, wo schon eine zahlreiche Versammlung ihrer wartete. Alsbald wurde die feierliche Handlung vollzogen, wobei die Bäuerin das aufs prächtigste geschmückte Kind über die Taufe hob. Hieran schloß sich zunächst ein hochfeines Mahl. Am Ende desselben wurde die Patin von denselben Männlein zur Thüre geleitet und befragt, ob sie für ihre Dienstleistung „Stubenwischete" oder „Haberstrau" zur Belohnung wolle. Unwillig über das vermeintlich verächtliche und wertlose Geschenk antwortete sie: „Stubenwischete will i keine und Haberstrau hen mer eiges, aber wenns halt si mueß, will i lieber no Haberstrau mitnehme." Als sie nun vor die Kirchthüre herausgetreten war, fiel diese zu; die Männlein verschwanden, und die Bäuerin sah sich allein. Geringschätzig warf sie das mitgenommene Haferstroh weg und eilte ihrer Wohnung zu. Auf dem Wege erblickte sie noch etwas Stroh an ihrer Schürze hängend und bemerkte zu ihrem Erstaunen, daß solches zu purem Gold geworden war. Nun eilte sie zurück, um das weggeworfene Haferstroh wieder zu holen, fand aber weder Rückweg noch Stroh mehr.

Vom Hannisenbauer.

Diese vorerwähnten Männlein halfen ungesehen den damaligen Bauern auch bei ihren Erntearbeiten. Solche durften aber über das Abendläuten nicht ausgedehnt werden. Wie die Glocken anfingen zu läuten, mußten die Arbeitsgeräte weggelegt und die Hände zum Gebet gefaltet werden. Wer das unterließ, hatte Unglück zu erwarten.

Einmal führte der sog. Hannisenbauer einen Wagen voll Heu ein und hatte dabei über den Gutachbach zu fahren. Als er mitten auf der Brücke war, fings auf dem Kirchturm an zu läuten. Der Bauer sagte: „Wir wollen noch hinüberfahren, dann können wir als noch beten." Der Heuwagen fiel aber um und trotz der Hilfe aller Nachbarn konnte derselbe erst andern Tags aus dem Wasser gebracht werden, so daß die ganze Heulast verdorben war.

Ebenso durfte auch kein Heuschochen (kleiner Heuhaufen) über einen Graben gesetzt werden. Einst that dies eine Magd vom sog. Bürlisbauer dennoch, trotzdem es ihr die Bäuerin ausdrücklich verboten hatte. Am andern Morgen jedoch sei dieser Heuschochen weggeräumt gewesen, dafür sei aber die Magd mit gebrochenem Genick im Graben gelegen.

Diese Vorschriften gelten aber nur den Bauern vom Bühlerstein-, Bürlis- und Hannisenhof, welche der Lage nach wahrscheinlich früher ein Ganzes bildeten.

Sage vom Unsichtbarmachen.

Der alte Hansjok, Besitzer des Jungbauernhofes in Steinenbach war ein eifriger Jäger. Er verstand auch die Kunst, sich unsichtbar zu machen. Eines Tages ging er, wie schon oftmals, in den Kirchwald nach Prechthal, wo es sehr viele Rehe gab, um zu wildern. Von diesem Vorhaben erhielten die Jäger von Prechthal Kenntnis, weshalb sie dem Hansjok aufpaßten, und als sie seiner ansichtig wurden, ihn verfolgten. Dem Hansjok war es nur noch möglich, bis an die Grenze zu flüchten. Hier blieb ihm kein

Digitized by Google

anderer Ausweg mehr übrig, als sich unsichtbar zu machen, was er auch sofort that, indem er sich in einen alten Baumstumpf verwandelte. Die Jäger waren über das plötzliche Verschwinden des Wilderers sehr verblüfft und berieten an dem alten Baumstumpfe, welche Richtung der Hansjok wohl eingeschlagen haben könnte. Inzwischen wollte einer der Jäger seine Pfeife stopfen, weshalb er eine Tabakrolle aus der Tasche zog und den Tabak auf dem Baumstumpfe klein schnitt. Der Hansjok soll später, als er endlich wieder sein Gehöft erreicht hatte, gesagt haben, daß er beim Tabakschneiden sehr viele Schmerzen erdulden mußte, und dabei sein Rücken arg zerschnitten worden sei; aber eingefangen hätten ihn die Prechthäler doch nicht.

11. Kirnbach.

Die Rappensteinsage.

Auf einem Berge der Kirnbacher Gemarkung ist ein gewaltiger Felsen, der Rappenstein genannt. In diesem Felsen befindet sich ein brunnenartiges Loch von unergründlicher Tiefe. Aus demselben steigt in den Adventsnächten eine Kutsche, die mit 20 Geißböcken bespannt ist und woran zwei brennende Lichter hängen. Sie wird von einem vormaligen Grafen des nunmehr zerfallenen Bergschlosses gelenkt, welcher in voller Rüstung mit geschlossenem Helmgitter allein darin sitzt. Nach ihr kommen mehr als hundert Knappen aus dem Loche, deren jeder einen Speer und eine angezündete Fackel trägt. Mit Blitzesschnelle und wildem Getöse führt der Zug den steilen Felsen und eine Schlucht hinab und hält dann unten im Thale. Hier versammeln sich die Knappen um die Kutsche, der Graf steigt aus, legt den Hemmschuh an ein Rad und setzt sich wieder hinein. Unter großem Geschrei werfen nun die Knappen ihre Fackeln, die sogleich verlöschen, von sich und verschwinden nebst der Hälfte der Geißböcke, welche als Vorgespann gedient hatten. Bei dem spärlichen Lichte der zwei Laternen kehrt hierauf der Graf mit den übrigen zehn Böcken und mit gesperrtem Rade nach dem Felsenloch zurück, indem er den Weg ebenso schnell hinauffährt, als er ihn mit dem starken Vorgespann und ohne Sperre herabgekommen ist. Schon öfters sind Leute dem Zuge begegnet; denen, die ihm Platz machten, ist kein Leid geschehen, dagegen sind diejenigen, welche ihm nicht ausweichen, niedergeworfen und überfahren, jedoch dabei von dem leichten Fuhrwerk nicht beschädigt worden.

12. Steinach.

Die nächste Umgebung von Haslach ist trotz ihrer Geschichte und Zeugen einer vielbewegten Vergangenheit doch verhältnismäßig arm an Sagen, was aber durchaus nicht zum Nachteil der meist aufgeweckten, intelligenten Bevölkerung spricht. In dem benachbarten Steinach geht die

Sage vom Eckgutwible.

Diese rührt von dem Hof Wangeln — Wanglik — der auf einer Anhöhe 4 km von Steinach entfernt liegt. Dort habe in frühesten Zeiten eine Bäuerin gewohnt, welche sich ungerechtes Gut angeeignet haben soll.

Digitized by Google

Zur Strafe dafür müsse sie auf dem Hofe umgehen und zwar nachlässig gekleidet mit einem alten Strohhut auf dem Kopfe.

13. Welschensteinach.

Hier ist schon der Name sagenhaft. Während die einen — und wahrscheinlich mit Recht — behaupten, das „Welsch" komme von vallis = Thal, so daß der Ort früher Vallis Steinachy, d. h. Thal der Steinach, geheißen, sagen andere: das „Welsch" komme von welsch, weil die Bevölkerung eine ganz eigenartige sei und etwas von den Bewohnern der Umgebung absteche. Dies müssen in früheren Zeiten auch schon die Gespenster herausgefunden haben; denn in Welschensteinach sind fast alle Winkel von Geistern bewohnt.

Vom Bachdatschen.

Unten im Thale auf der Straße nach Steinach wird der Wanderer in der Nacht, namentlich zur Zeit der Geisterstunde vom sog. Bachdatschen überfallen. Es ist dies ein kleines Tier, das eine weite Strecke in dem Wasser des Baches, der der Straße entlang fließt, mit dem Wanderer dahin geht, auf einmal aber bei des Mattenbauern Kreuz ihm auf die Brust springt und ihn bis zum Leuten der Betglocke festhält.

Vom Schneiderpeter.

Im Langenbrunn, bei dem Gut des alten Oehlerbauern, hört man das Geseufze des früheren Besitzers, des sog. Schneiderpeter, der im Spital zu Haslach gestorben ist und welcher seine Frau, die alte Schneiderpetri, oft lästerlich mißhandelt hatte. Manchmal solls auch umgekehrt der Fall gewesen sein. Kurz und gut, die Frau wünschte dem bösen Manne, daß er einst im Grabe keine Ruhe finden und „umgehen" solle. Und dies geschah denn auch. Ferner wird man auf diesem Platze nächtlicherweise oft durch ein grausiges Schlüsselgerassel erschreckt.

Vom meineidigen Hexenweible.

Auf der Grenze zwischen Welschensteinach und Schutterthal, auf der sog. Eck, erblickt man hin und wieder ein altes runzliges Weiblein mit einem verwitterten Strohhut auf dem Kopfe. Es ist dies das sog. Eckgut- oder Hexenweible. Dies war eine Bäuerin aus Prinzbach, die in ihren Lebzeiten aus Habsucht die Grenzsteine ihres Gutes nach Welschensteinach hin verschob. Deswegen vor Gericht gezogen, erschien sie in Lahr, nachdem sie Erde aus ihrem Besitztum in die Schuhe gethan und den Schöpflöffel unter ihrem breiten Hute versteckt hatte, und schwur: „So wahr ich auf meinem Grund und Boden stehe und der Schöpfer über mir ist, gehört jenes umstrittene Feld mir." Zur Strafe für diesen Frevel muß sie nun auf jenem ungerechten Gute geistern und erscheint öfters den Leuten. Man weiß auch einen Brunnen, er gehört zum Spotenhof, an dem sie sich zu waschen pflegt. Auch hat man dort schon häufig Haare von ihr gefunden.

Digitized by Google

Vom Liboriusbauer.

Auch weiter vornen, beim Kreuz des Liboriusbauern, welcher dort vor nicht langer Zeit auf rätselhafte Weise ums Leben kam, soll es gar nicht geheuer sein. Man fand nämlich den Liboriusbauern, nachdem man ihn lange vergebens gesucht hatte, ohne jede äußere Verletzung tot am Boden liegen; alles um ihn herum war fürchterlich zerkratzt. Ein steinernes Kreuz bezeichnet seine Todesstätte.

Vom Fehrenbacherbauer.

Auf der Höhe gegen Hofstetten, vor der sog. Teufelsküche, liegt der Fehrenbacherhof. Seit dem Tode des früheren Besitzers soll man oft einen schwarzen Hund in der Gegend dort sehen. Eines Abends, es war gerade ein sog. Lichtgang (Spinnstube) auf dem Hof, klopfte es an die Thüre. Man öffnete arglos. Da sprang plötzlich ein schwarzer Pudel unter die erschrockenen Gäste. Seit der Zeit ließ er sich nicht mehr aus dem Hause vertreiben. Mitunter nahm das Gespenst verschiedene Gestalten an. Einmal sah man es als Schlange, die sich um den Ofen herum wand und vor bis zu den Fenstern reichte. In ihrer Angst und Bestürzung riefen die Leute einen Priester, der den Geist bannen sollte. Auf die Anfrage des Pfarrers, wer er sei, erklärte der Pudel, er sei der verstorbene Fehrenbacherbauer, der zur Strafe für seine ungerechten Prozesse und Händel keine Ruhe finde, sondern geistern müsse. Er bat den Pfarrer, er solle ihn nicht ins Freie bannen, wo er dem Wind und Regen ausgesetzt wäre. Diesem Wunsch wurde insofern entsprochen, als er unter einen „Sautrog" gebannt wurde und zwar auf einer Wiese in der Nähe des Kreuzes beim Hofe.

Hexe als Nachbarin.

Eine Bäuerin hatte eine sehr böse Frau zur Nachbarin. Fast täglich lagen sich beide in den Haaren. Nachts merkte die Bäuerin oft, wie ihr etwas über die Brust springe. Sie glaubte, es wäre das „Schrecksle." Wiederholt hatte ihr Mann sie schon ermuntert, den Plaggeist zu fassen und zur Rede zu stellen. Endlich, als ihr der Spuk einmal doch zu arg wurde, griff die Bäuerin rasch mit beiden Händen zu, ergriff das unheimliche Ding und warf es mit aller Wucht zum Fenster hinaus auf den Hof. Dem Betasten nach hätte sie geglaubt, es wäre eine Maus. Zu ihrem Erstaunen und Schrecken lag aber am andern Morgen die Leiche der bösen Nachbarin vor dem Fenster.

Andere Geisterplätze sind beim Kreuz, das bei der Ziegelmühle steht und am großen Rain am Lixenhof. Bei der Ziegelmühle springt ein Hund heulend um das Kreuz herum. An dem Lixenbauern Rain hört man häufig Wagengerassel und Pferdewiehern.

Digitized by Google

II. Sagen aus dem Amtsbezirk Offenburg.

14. Ober- und Unterharmersbach.

Sage vom Girgisenschneider.

Schlägt man den Fußweg ein, der vom sog. Löcherberg (Gemeinde Oberharmersbach) über das Langhärdle nach dem Löcherwasen zieht, so kommt man zu einem Stein, auf dem eine Gans abgezeichnet ist. Dies soll vom Girgisenschneider herrühren, der entgegen seiner Neigung von seinem Vater zum Schneiderhandwerk bestimmt worden war, obwohl er lieber Bildhauer werden mochte und deshalb all seine freie Zeit an Sonn- und Feiertagen mit Versuchen in der Bildhauerei und mit Zeichnen zubrachte. Auf der „Walz" kam er u. a. auch über das Langhärdle und meiselte in einen Stein eine Gans, daher dieses Gewann heute noch „Gänsfüß" heißt. Von hier wanderte der Schneider weiter aufwärts und traf kolossale Felsmassen an. Der Name dieses Berges ist „St. Ursula." Auf einen dieser Blöcke zeichnete der Schneider das Bildnis der hl. Ursula, welches heute noch zu sehen ist. Seinen Weg nahm er jetzt durch den Harmersbacher Wald und suchte sich Bahn durch die umhergestreuten Gneisblöcke. Da fiel ihm ein, daß man erzählt, der Teufel habe diese Blöcke hergetragen. Auf einen dieser zeichnete er den Teufel; seither heißt die Gegend „in der Höll". Weiter ging's, und er malte auf einen Stein eine Schere, daher dieses Gewann jetzt „Schneiderschere" heißt. Jetzt bestieg er noch den Grumetskopf. Der Wind pfiff von allen Richtungen. Der Schneider setzte sich hinter einen Felsblock und zeichnete hier einen Haspel mit einer Schnur auf diesen Felsen. Der Berg heißt heute noch „Schnurhaspel" und liegt zwischen dem Harmersbacher- und Nordracherthal.

Sage von der Kirnbacher Kapelle.

Die Linde bei der Kirnbacher Kapelle soll viel älter sein, als diese selbst. Ursprünglich sollte das Kirchlein auf den sog. „Knoble" (Knoblauchberg) südlich von Kirnbach zu stehen kommen. Von der Linde habe man aber schon längere Zeit öfters ein Läuten, wie von einem kleinen Glöcklein gehört, was auch die Leute zum Bau einer Kapelle bewogen haben soll. Das Bauholz soll schon vom Zimmermann hergerichtet und auf dem genannten Berge bereit gelegen sein. Da aber sei es eines Morgens auf dem Platz neben der Linde gelegen, ohne daß jemand wußte, wie es hierher kam. Trotz des merkwürdigen Vorkommnisses, wurde das Bauholz doch alsbald wieder auf den Berg hinaufgeschafft. Dabei soll der Zimmermann die Äußerung gethan haben, er wolle jetzt sehen, ob das Holz nicht droben bleibe. Er hütete dasselbe während der folgenden Nacht, indem er sich sogar darauf legte. Am andern Morgen lag das Holz aber wieder auf dem Platze neben der Linde, der Zimmermann aber tot dabei. Nun erkannte man in diesem ergreifenden Vorkommnis ein höheres Walten, stand von der Ausführung auf dem Berge ab und erbaute die Kapelle nunmehr unten beim Lindenbaum an der Straße.

Digitized by Google

Sage vom Bettelmann.

In der Nähe der Grenzscheide des Rench- und Harmersbacherthales heißt ein Gewann „Bettelmann". In diese Gegend kam einst vom Mooswald her ein armer Mann. Es überfiel ihn eine Ohnmacht, als er eben am Wege im Sonnenschein ausruhte. Waldarbeiter fanden ihn bald nachher tot. Das Moos über und neben ihm war weggekratzt. Die Leute meldeten das Vorkommnis dem Reichsvogt zu Harmersbach, welcher sodann die Leiche auf einem Schlitten in des Langhärdlisbauern Hof verbringen und dort öffnen ließ. Die Untersuchung ergab, daß der Verunglückte Hungers gestorben sei. Seit dieser Zeit heißt die Gegend „Bettelmann".

Sage von der Heidenkirche.

Kommt man vom Renchthal ins Harmersbacherthal, so führt ein Weg vom Löcherwasen rechts ab nach der etwa dreiviertel Stunden entfernten sog. „Heidenkirche". Gewaltige Felsmassen (Findlinge) liegen auf diesem Platze umher. Auf einem dieser Blöcke sieht man Kopf und Leib eines Menschen eingehauen. Hier auf dieser Stelle, inmitten dichter, dunkler Haine brachten die heidnischen Voreltern den germanischen Göttern Opfer dar. Unter einem der größten Felsen befindet sich eine Höhle. Darin und unter den riesigen Blöcken hielten zu Kriegszeiten die Thalbewohner ihre Schätze verborgen.

Sage von der Bettelfrau.

Auf dem Wege von Oberharmersbach (Dorf) nach Oberwolfach, durch den Zinken Waldhäuser, sieht man in einer Vertiefung zwischen zwei Waldköpfen, eine Tanne, in welche ein Loch gehauen ist und worin ein Muttergottesbild steht. In dieser Gegend ist ein gespenstiges Weib, mit einem Bettelsack auf dem Rücken, „umgegangen". Dasselbe wurde bei Tag und bei Nacht gesehen, erschien meist einsamen Wanderern oder müden Waldarbeitern und hatte eine boshafte Freude daran, die Leute irre zu führen oder den Holzhauern ihre Arbeitsgeschirre auf entlegene Plätze zu verschleppen. Eben durch dieses damals etwas verrufene Waldhäuserthal gingen einst Wallfahrtsleute, welche über den Schwarzwald nach Maria-Einsiedeln pilgern wollten. Ein Bewohner des Zinkens Waldhäuser schloß sich auch an und erzählte von der unheimlichen Gegend und der bösartigen gespenstigen Bettelfrau. Einer der Pilger sagte: „Meinetwegen mag sie kommen; ich fürchte mich nicht vor ihr!" Kaum gesagt, so war die Alte erschienen, zum Entsetzen aller aber in einer Gestalt, kaum einem Menschen ähnlich sehend.

„Du kannst mich erlösen", sagte sie zu dem an allen Gliedern zitternden Pilger, dabei beschwörend die knochige Rechte erhebend, „wenn du die vorgenommene Wallfahrt für mich verrichten und an heiliger Stätte meiner gedenken willst."

„Ich will es thun", gab dieser zur Antwort, und auch die übrigen versprachen, für sie beten zu wollen.

Mit einem hohl, wie aus dem Grabe klingenden „Vergeltsgott!" dankte das gespenstige Weib und verschwand. Auf der Rückreise von Einsiedeln schlugen die Pilger wieder denselben Weg ein. Derjenige, welcher die Wall-

Digitized by Google

fahrt für das Gespensterweib verrichtet hatte, zog nun ein geweihtes Marienbild aus der Tasche und nagelte es an eine Tanne, gerade da, wo ihnen das alte Weib erschienen war. Von diesem Zeitpunkt an wurde die Bettelfrau nicht mehr gesehen. — Mit der Zeit wuchs das Bild gleichsam in die Tanne hinein. Auf einem Rundgange des Fürsten zeigte ein Waldhüter diesem das eingewachsene Bild, worauf der Fürst befahl, ein Loch in den Baum zu hauen und das Bild ordentlich darin aufzustellen. Diese merkwürdige Tanne zeigt man heute noch.

Wie Harmersbach reichsunmittelbar geworden.

Bekanntlich war Harmersbach bis zum Jahre 1801 ein „Reichsthal", d. h. es bildete einen Staat für sich, war ganz und gar frei und unabhängig und erkannte nur den deutschen Kaiser direkt als seinen Oberherrn an. Wie es gekommen ist, daß dieses Thal „reichsunmittelbar" wurde und mitten unter zahlreichen geistlichen und weltlichen Herrschaften jahrhunderte lang eine freie Bauernrepublik bildete, hierüber bestehen nachstehende Sagen:

Von seinen Feinden verfolgt, kam Kaiser Wenzel*) auf der Flucht ins Harmersbacherthal und fand hier Asyl bei einem Bauern, der ihm, weil anders nicht möglich, ein Versteck in einem Schweinestall verschaffte und ihn dadurch vor der Gefangennahme rettete. Aus Anerkennung habe Kaiser Wenzel dem Bauern die noch heute auf dem Hause beruhende Wirtschaftsgerechtigkeit und dem ganzen Thale die Reichsfreiheit verliehen. Die genannte Wirtschaft diente zugleich als Rathaus und führt den Titel „Zu den drei Sauköpfen". — Eine andere Sage lautet:

Im schmalkaldischen Kriege**) sei des Kaisers (Karl V. reg. von 1519—56) Bruder Ferdinand auf einer Brücke in Oberharmersbach von Feinden hart bedrängt worden und er selbst mit etlichen seiner Kriegsleute unter die Brücke geraten. Durch den Sturz des Pferdes und die Verwirrung des kaiserlichen Heeres schien die Gefangennahme Ferdinands unvermeidlich. Da im gefährlichsten Moment eilte der Vogt von Harmersbach mit den bewaffneten Bauern dem kaiserlichen Feldherrn zu Hilfe, so daß es diesem gelang, sich wieder an die Spitze seiner Soldaten zu stellen und den Kampf zu seinen Gunsten zu entscheiden. Im Jahre 1556 wurde Ferdinand selbst Kaiser und regierte bis 1564. Aus Dankbarkeit für die in äußerster Not erfolgreich geleistete Hilfe verlieh der Kaiser dem Thale Harmersbach die Reichsfreiheit und mußte jederzeit an der Hoftafel zu Wien, rechts vom Kaiser ein Stuhl leer gelassen werden für den Reichsvogt von Harmersbach. Das Pferd, welches Ferdinand in jenem gefährlichen Kampfe geritten, war ein Falbe; zur Erinnerung an den Heldenmut der Harmersbacher Bauern wurde die Brücke „Falbenbrücke" genannt; heute heißt sie im Volksmunde Falkenbrücke.

---

*) Kaiser Wenzel regierte von 1378—1400 als deutscher Kaiser und nach seiner Abdikation noch bis 1418 als König von Böhmen.

**) Schmalkaldischer Krieg 1546—47 zwischen dem Kaiser und den katholischen Reichsständen gegen die verbündeten protestantischen Fürsten.

Digitized by Google

St. Gallus im Harmersbacherthal.

Kirchenpatron und Schutzheiliger der Pfarrei Oberharmersbach ist der heilige Gallus. Bernhard Baader erzählt in seinen Volkssagen hierüber folgendes:

Vor Alters, als das Harmersbacherthal noch eine Wildnis war, wohnte darin als Einsiedler der heilige Gallus. Seine Hütte stand an einem Brunnen und einem Dornbusch, aus dem manchmal ein wunderschöner Gesang ertönte. Eines Tages kam zu dem Heiligen ein Bär und hielt ihm seine Tatze hin, worin ein großer Dorn steckte. Gallus zog diesen heraus, und nun führte ihn das dankbare Tier zu einem Felsen, wo er eine Menge wilden Honig fand; auch wich es nicht mehr von seiner Seite, trug ihm Holz herbei und verrichtete sonstige Dienste. Nachdem der Andrang der Leute zu dem Heiligen sehr groß geworden war, zog er sich eine Stunde weiter in das Thal zurück, an den Ort, wo jetzt die ihm gewidmete Pfarrkirche von Oberharmersbach steht. Aber auch hier entging er dem Zulaufe nicht, weshalb er sich mit seinem Bären fort in die Schweiz begab, wo er das Kloster St. Gallen gründete. Ungeachtet seiner Entfernung pilgerten die Leute noch immer in das Thal zu seinen Hütten, und da auch sie den Gesang aus dem Dornbusche hörten, suchten sie daselbst nach und fanden ein hölzernes Standbild, welches die Muttergottes mit dem Jesuskind auf dem linken Arm vorstellt. Sie erbauten dort eine Kapelle, und nachher ließ sich der Gesang nicht mehr hören. Statt der Kapelle steht jetzt auf dem Platze die berühmte Wallfahrtskirche Maria zur Ketten, und außen über dem Hauptportal das Standbild. Letzteres steht auch heute noch in hoher Verehrung bei dem gläubigen Volke und wird von Pilgern aus Nah und Fern besucht. Täglich wird darin Messe gelesen, jeden Samstag ein Amt, und an den Fastensamstagen mit Predigt gehalten. Auch das Wasser, des bei der Gnadenkirche befindlichen Brunnens wird gegen verschiedene Leibesübel, besonders gegen Augenleiden angewendet.

15. Fußbach.

Entstehung des Namens „Fußbach" (Fuchsbach).

In einem Kriege und den Folgen der damit verbundenen Krankheiten und Seuchen kamen in diesem Thale alle Einwohner um. Der Ort war vollständig ausgestorben. In den verödeten Häusern nisteten sich wilde Tiere, vorab Füchse ein, die sich's in Stuben, Kammern, Speichern und Kellern bequem machten. Als nun später auf Betreiben der Obrigkeit neue Bewohner sich hier ansiedeln wollten, mußten sie zuerst die Füchse und sonstiges Raubzeug aus den Wohnungen vertreiben. Aus diesem Grunde nannten sie den Ort Fuchsbach, aus welchem Wort erst in neuerer Zeit sich der Name Fußbach ableitete*) —

Nach einer andern Sage erklärt sich der Name Fußbach auf folgende Weise:

Hiernach sollen die alten Fusolsbacher thatsächlich echte und rechte Füchse gewesen sein, jedoch nicht etwa in Verwandtschaft mit den bekannten

*) Historisch genommen war das heutige Fußbach schon im Jahre 1288 unter dem Namen Fusolsbach bekannt.

Digitized by Google

Vierfüßlern, sondern in schoflerem Sinne und Hinweis auf dessen List und raffinierte Gewandtheit im Stehlen. Und es mag wohl auch etwas an der Sache gewesen sein; denn arm, bettelarm waren die Leute, welche sich in früheren Zeiten dort angesiedelt hatten. Eine Urkunde vom Jahre 1314 besagt, daß die Bauern von Fusolsbach die „Sommerhalde" an das Kloster in Gengenbach verkauft hätten, um ihre Schulden bezahlen zu können. So stand's also damals. Nun ist's ja begreiflich. Wenn die Bauern mit der Sommerhalde (d. h. mit ihrem besten Gemarkungsteil) ihr Auskommen nicht gefunden haben, so wird's wohl ohne dieselbe auch nicht besser gegangen sein. Aber so ganz dumm waren die alten Fusolsbacher doch auch nicht, und es hat der Abt von Gengenbach, welcher zugleich die Landeshoheit über Fusolsbach besaß, wenig Freude an diesen Landeskindern und noch weniger an der Fusolsbacher Sommerhalde erlebt. Wohl hatten die Bauern Grund und Boden rechtskräftig verkauft; aber was darauf wuchs, das holten sie frei und ungeniert heim, wie zuvor auch, ohne sich im Geringsten an die Einsprachen und Strafandrohungen des landesherrlichen Eigentümers zu kümmern. Und da die Begriffsverwirrung zwischen „Mein" und „Dein" nun einmal so weit gediehen war, kam's auf ein bischen „mehr" auch nicht mehr an. Darum, als die Sommerhalde fein sauber abgeräumt war, so daß der Abt die Erntekosten sparen konnte, dehnten sie ihre Requisitionszüge auch noch etwas auf die umliegenden Gemarkungen aus und nahmen ihren Nachbarn einen Teil der Erntearbeiten ab. Nach und nach kam System in die Sache. Begünstigt wurde dieses Freibeuteweſen durch die vielen verworrenen Landesgrenzen, welche damals wie ein Spinngewebe die Gauen der Heimat überzogen. Das Holz, welches aus den äbtischen Waldungen gefrevelt wurde, ward auf gräflich geroldseckischem Boden verkauft, und was von dort gestohlen wurde, ward auf markgräflich badischen oder grundherrlichen Gebieten zu Geld gemacht.

Kamen dann die Landjäger, die Hatschiere und Scharwächter oder wie die Wächter der öffentlichen Sicherheit damals in der verschiedenen Herren Länder hießen, so hatten sie gewöhnlich das Nachsehen. Die alten Fusolsbacher waren eben echte Füchse und als solche weitum berüchtigt und gefürchtet. Kein Wunder, wenn die Bürger der umliegenden Orte das Dorf Fusolsbach kurzerhand Fuchsbach nannten.

Doch weiter. Vom Stehlen bis zum Rauben ist's nur ein Schritt. So geschah es denn, daß etliche Bauern bei hellem Tage auf Requisition auszogen, wobei sie (wie die Sage berichtet) um sich unkenntlich zu machen, das Gesicht mit Kohle schwärzten und gegen etwaigen Widerstand sich mit Verteidigungsmitteln versahen.

Schließlich kamen die sog. Fuchsbacher in der ganzen Umgegend in Verruf und es ward zum Sprichwort:

„In Fuchsbach stehle alles bis auf zwei, und von denen sei der eine blind und der andere lahm."

Mit der Zeit wurde dies natürlich anders und wurde den alten Freibeutern das Handwerk gründlich gelegt. Mit den veränderten Verhältnissen ist auch ein anderes Geschlecht herangewachsen. Der Uebername „Fuchsbach" an den sich Behörden, Bürger und Bauern gewöhnt hatten, blieb aber noch lange Jahre haften. Erst später kehrte man zu der ursprünglichen Bezeichnung

Digitized by Google

wieder zurück; gab dem Ort aber statt dem altdeutschen (Fusolsbach) den jetzigen Namen: Fußbach.

Sage vom Bildstöckle im Ackerfeld.

Auf dem Wege von Gengenbach nach Fußbach steht in einem Ackerfeld ein Bildstöckle von dem folgende Sage geht:

Um die Geisterstunde ging der Besitzer des Brandenhofes in etwas angeheiterter Stimmung von Gengenbach nach Hause. Plötzlich holte ihn eine schwarze Kutsche ein, und er wurde eingeladen, mitzufahren. Als er eingestiegen war, erblickte er schaudernd und mit Entsetzen vier unheimliche Männer darin, welche Hörner an den Köpfen hatten. Aus Furcht fing er an zu beten und sich zu bekreuzen. Auf einmal wurde er durch eine unsichtbare Gewalt aus dem Wagen gehoben und weit ins Ackerfeld hineingeschleudert. Zum Dank für die Errettung aus der Hand des Bösen, ließ der Brandhofer an jener Stelle das Bildstöckle errichten.

Das Fußbacher Frauenbild.

Auf einsamem Felde sitzt im Spätherbste kummervoll ein armer Handwerksbursche. Vor ihm ragen die vielen Türme der freien Reichsstadt Gengenbach empor, bei deren Anblick ihn große Wehmut erfaßt.

„Werd ich doch einmal in dieser Stadt Arbeit finden?" stöhnt er seufzend vor sich hin. „Ach nie in meinem Leben habe ich etwas Unrechtes gethan, bin immer fleißig und brav gewesen und dennoch weist man mir allenthalben die Thüre. Wenn ich hier, wo so viele Reben sind, in diesen Tagen keine Arbeit finde, dann ist es um unser Küferhandwerk so traurig bestellt, daß jede Aussicht auf Arbeit abgeschnitten ist. Doch verzage nicht! der Himmel wird schon Hilfe bringen; er hat dir ja seither geholfen." Nach diesen Worten rafft sich der Küferbursche auf und fragt vorerst noch in einem benachbarten Maierhofe, am Eingange des Strohbacher Thales nach Arbeit für die Tage der Weinlese, leider aber vergebens.

Darauf geht er dann nach Gengenbach. Dort findet er endlich in der Oberstadt bei einer vermöglichen, kinderlosen Witwe mit schönem Haus und daranstoßendem Garten die langersehnte Arbeit. Da der Bursche sehr brav und fleißig ist, so entschließt sich die junge Frau, den tüchtigen Küfergesellen zu heiraten. Dieser Ehe und späteren Nachkommen entsproßen eine Reihe ausgezeichneter, im Krieg und Frieden fürs Vaterland hochverdienter Männer. Schon früh wurde die Familie unter dem Namen „von Bender" vom Kaiser in den erblichen Adelstand erhoben. Bereits in den Türkenkriegen (1530), wie auch in den niederländischen Aufständen (1568—1648) haben Mitglieder dieser Familie von Bender als Offiziere in der Oesterreichischen Armee mit Auszeichnung gekämpft.

Weiter werden genannt Georg von Bender, der zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts lebte. Dessen Sohn Johannes v. Bender ward Reichsschultheiß, von den Söhnen dieses Freiherrn wurde der eine — Ritter Franziskus von Bender — Reichsprälat in St. Blasien und Statthalter in der Schweiz, der andere — Joachim von Bender — Reichsschultheiß in Gengenbach. Ein dritter Bruder hieß Kaspar von Bender. Dieser hatte

Digitized by Google

fünf Söhne und zwei Töchter. Der älteste Sohn hieß Severin von Bender und war K.K. Geh. Regierungsrat in Freiburg i. B. und starb 1765. Der zweite Sohn — Blasius Columbanus — war K. K. General-Feldmarschall und starb 1799 in Wien. Ein dritter, nameus Johannes, wurde Reichsabt im Kloster Schutterzell; der vierte — Franz Xaver — und fünfte — Joachim — lebten als Privatier in Gengenbach. Genannter Freiherr Severin v. Bender hatte eine Tochter und vier Söhne, von denen der zweitälteste, Joachim, Offizier war. Dieser hat sich in den napoleonischen Kriegen so rühmlich hervorgethan, daß er zum Feldmarschall-Leutnant avancierte. Den Rest seines Lebens verbrachte Joachim von Bender in Gengenbach und starb daselbst in seinem eigenen, z. Zt. seinem Erben von Löwenberg gehörigen Hause im Jahre 1818. Sein Grabmal befindet sich auf dem Gengenbacher Kirchhofe mit der seine militärische Tüchtigkeit verherrlichenden Inschrift:

„Ein Blitz dem Feind,
Ein Fels dem Freund,
Nie Todes scheu,
Der Tugend treu."

Zum Zeichen ihrer Abstammung führte die Familie von Bender in ihrem Wappenschild einen Küferhammer. An der Stelle, wo einst der Urahne als armer Handwerksbursche in so trüber Stimmung sich befand, ließ der Marschall, der nie seiner ursprünglichen Abstammung sich geschämt hat, eine Statue errichten, die unter dem Namen „das Fußbacher Frauenbild" bekannt ist.

Ein Ritter als Gehrenbauer.

Hinten im Fußbacherthal liegt der Gehrenhof, einsam aber lieblich zwischen Halden und Bergen und umsäumt von saftgrünen Matten inmitten prächtiger Waldungen. Hier hauste vor mehreren hundert Jahren ein tapferer Ritter als Bauer und Einsiedler. Mit dem greisen Heldenkaiser Barbarossa war er anno 1190 ausgezogen, um das heilige Land den Ungläubigen wieder zu entreißen. Dieses fromme Unternehmen wurde jedoch durch den Tod des Kaisers und sonstiger unglücklicher Ereignisse leider vereitelt. In Palästina hatte nunmehr der Burgritter von Geroldseck das Gelübde gemacht, wenn er wieder gesund in seine Heimat zurückkomme, so wolle er dem blutigen Waffenspiel entsagen und künftighin nur allein der Gottesfurcht und dem Wohle seiner Mitmenschen leben. Gar oft hatte er auf der weiten Reise und im Kampfe mit fanatischen, haßerfüllten Feinden dem Tode ins Auge geschaut und oft in solchen schweren Stunden gedacht: „Was nützt mir hier mein prächtiges Schloß mit all seiner Habe?"

Ebenso hat er bei dem Elend, wie er es im Morgenlande gesehen und kennen gelernt hatte, die Überzeugung gewonnen, daß der schönste Zweck des Lebens eigentlich der sei, seinem Mitmenschen hilfreich zur Seite zu stehen, und je ärmer und dürftiger derselbe, desto herrlicher sei es, ihn nach Kräften zu unterstützen.

Diesen Vorsatz führte der Ritter nach glücklicher Rückkehr in seiner Heimat auch thatsächlich aus. Das stattliche Dorf Berghaupten schenkte der Ritter dem Bischof von Straßburg, damit durch des Dorfes Einkünfte den verarmten Angehörigen seiner Kampfgenossen Unterstützung gebracht werde.

Digitized by Google

Ebenso vergabte er zu ähnlichen wohlthätigen Zwecken seine anderen Besitzungen. Dann zog er sich auf den einsamen Gehrenhof in Fußbach zurück, wo er durch seiner Hände Arbeit seinen Mitmenschen noch weiter nützlich zu sein suchte, infolge der ungewohnten Lebensweise aber schon nach wenigen Jahren starb. Auf dem Totenbette überschaute er nochmals sein vergangenes Leben und dachte daran, was er möglicherweise noch so manchfaches Gute hätte wirken können, wenn er sich mehr geschont und dadurch ein höheres Alter erreicht hätte. Mit den Worten: „Ach, dem einseitigen, hastigen Streben nach den mir vorgeschwebten Idealen bin ich vorzeitig zum Opfer gefallen", hauchte er seine edle Seele aus.

In der Einöde.

Die Nachkommen jenes hochherzigen Kreuzfahrers, welcher nach der Rückkehr vom heiligen Lande in frommer Entsagung seine stolze Ritterburg mit dem einsamen Gehrenhof in Fußbach vertauscht hatte, nannte man in der ganzen Umgegend die Fußbacher Ritterbauern. Dieselben erfreuten sich nicht nur eines hohen Ansehens, sondern auch großer Wohlhabenheit. Einer dieser Ritterbauern hatte nun einst plötzlich das stattliche Bauernhaus und den reichen Stammsitz verlassen und ist im Kloster zu Gengenbach Mönch geworden. Und das ging so zu: Er saß eben acht Tage nach dem „weißen Sonntag" im Gasthaus zum Engel, neben dem Scheffelhaus, in dessen geräumigen Keller er jedes Jahr teilweise den Wein lieferte, als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß sein einziger Sohn und Stammhalter, ein blühender Knabe von 14 Jahren in den Heulicher gefallen sei und sich verblutet habe. Den Schmerz des Vaters kann man sich bei dieser Trauernachricht denken; denn dieser Sohn war seine einzige Hoffnung, seitdem der Ritterbauer vor Jahresfrist mit seiner Frau und den übrigen Kindern so großes Unglück gehabt hatte.

Seine Gemahlin starb nämlich im Wochenbett und bekam ihr Kind, das der Mundfäule gleichzeitig erlag, nach Kinzigthäler Brauch in die Arme ins Grab gelegt. Nicht lange vorher war ihm auch ein anderes Kind ins Grab getragen worden. Inzwischen mußte er noch ein weiteres gräßlicheres Unglück erleben. Bald nach dem Tode seiner Frau wurde diese ausgegraben, weil der Friedhof von der Klosterkirche hinaus an die Martinskirche verlegt wurde. Dabei fand man, daß die Ritterbäuerin als scheintot begraben worden war. Die Leiche lag auf dem Bauch, und die Finger waren wie vom Kratzen ganz verstümmelt. Trotz all dieser herben Schicksalsschläge wurde das Vorhaben des Ritterbauern vom Kloster anfänglich doch nicht für recht ernst, sondern als ein Schritt der Übereilung aufgefaßt und deshalb mußte er für ein Vierteljahr in die Klosterklause in der sog. Einöde, dem heutigen Einach.

Dort lebte der ehemalige Ritterbauer sehr streng und religiös. Von dem Wenigen, was er daselbst zur Verfügung hatte, gab er noch Nordracher Bettlern, die damals so sehr das untere Kinzigthal überfluteten, daß man in Gengenbach behauptete: „In Nordrach giebt es der Bettler so viele, daß, wenn sich die Schöffen nicht schämen würden, sie auch noch mit dem Bettelstab herüber kämen."

Digitized by Google

Jedoch schon nach acht Wochen seines Mönchtums fand der gramgebeugte Einsiedler im Grabe die Ruhe, welche er so sehr sich gewünscht hatte. Ein wütender Hund biß ihn vor seiner Klause, während er im Gebet versunken, in seinen Gedanken mit dem Himmel und seinen heimgegangenen Lieben, sich vertieft hatte. Neun Tage später ward er von seinen Leiden erlöst und mit seinen ihm im Tode vorangegangenen Angehörigen wieder vereinigt im schöneren ewigen Leben.

Der Kühbube auf dem Ritterhof.

Wie bereits erwähnt, war der Ritterbauernhof der größte auf dem Fußbacher Gebiete. Einer der Besitzer hatte einen neuen Kühbuben (sog. Viehbub) eingestellt. Es war dies ein schmächtiges Bürschlein, das für ein ebenso großer Prahlhans, als auch verwegenen Buben galt. Eines Tages trieb er das Vieh auf eine einsame Bergmatte, neben der sich eben Holzhauer anschickten, die Frucht ihrer Arbeit mittelst Schlitten ins Thal hinabzubringen. „Hm", meinte der Kühbub, man solle ihn auch einmal Schlitten lassen, damit er seine Kräfte an den Tag legen könne.

Vergebens rieten ihm sämtliche Waldarbeiter von diesem Vorhaben ab mit dem Hinweis, wie schwer sie selbst, als erfahrene Männer solch einen Schlitten zu lenken vermöchten. Doch sie predigten tauben Ohren. Heimlich schleicht sich der tollkühne Viehbub an einen eben geladenen Schlitten und zieht ihn an. Da — mit Windeseile schießt der Schlitten mit seiner Last und dem Viehbuben thalabwärts. Auf dem Wege, den das Unglücksgefährt nimmt, unterhalten eben Rüttebrenner ein großes Feuer, durch das der Viehbub mitten hindurchjagt, so daß Funken und Flammen über ihn hinwegsprühen und die verdutzten Rüttebrenner entsetzt zur Seite springen. Im nächsten Augenblick naht er einem Bauernhaus und wird durch den Anprall über eine Mauer, welche sich zwischen Haus und Berg befindet, auf das Dach und dort den Rauchfang hinunter in die Küche geworfen. Hier fiel er mitten in eine große Suppenschüssel, deren dampfender Inhalt für die Rüttebrenner und -Hacker, welche bekanntlich einen guten Appetit entwickeln, bestimmt war. Der Schlitten selbst riß im Anprall die Hintermauer des Hauses ein. Wie durch ein Wunder kam der Viehbub noch glimpflich davon. Nach dieser Unglücksfahrt ließ er aber derlei Kraftproben für alle Zukunft bleiben.

16. Strohbach.

Sage vom Maierhof in Strohbach.

Im 30-jährigen Kriege erschlug ein beherzter Klostermaier einen plündernden Schweden. Ein Kamerad des letzteren kam gerade dazu. Der „Maier" flüchtete durch den sumpfigen „Bosch" (jetzt zu Wiesen kultiviert) in den nahen Wald. Der ergrimmte Schwede setzte ihm racheschnaubend nach, versank aber samt seinem Pferde in dem Sumpf, und der Maier war gerettet.

Digitized by Google

In der Christnacht.

In der Hütte des Schwefelholztoni im Strohbacher Walde schimmert noch Licht, obwohl die Uhr bereits Mitternacht zeigt. Es ist der heilige Abend, und da will die Hausfrau erfahren, wie es im nächsten Jahr mit dem Herbst und der Witterung dreinschaut. Sie hat zu diesem Zweck aus dem Erlös ihrer Schwefelhölzer, welche sie jeden Donnerstag auf dem Gengenbacher Wochenmarkt feilbietet, eine Flasche neuen Rotwein gekauft und bei einer Strohbacher Bäuerin Zwiebeln geholt. Aus den Zwiebelschalen hat sie zwölf Schüsselchen gemacht, die nach den Monaten des Jahres benannt sind, und Salz hineingestreut. Je nach dem Grade, als das Salz um 12 Uhr in den einzelnen Schüsselchen vergangen ist, soll dann im künftigen Jahre der betreffende Monat trocken oder feucht sein. Um Mitternacht schaute sie pünktlich nach, und goß dann in ein Glas von dem am Donnerstag gekauften Rotwein. Dabei beachtet die abergläubische Frau genau den Stand der Luftblasen im Glase — Perlen nennt sie dieselben — und glaubt daraus entnehmen zu können, daß das nächste Jahr ein gutes Weinjahr abgiebt. Selbst die Kuh im Stall muß diesmal zum Prophet werden. Dieselbe hat mehrmals diese Nacht gebrüllt; folglich giebt das kommende Jahr auch ein futterreiches.

Während die Frau daheim die Zukunft erforscht, ist ihr Mann mit dem Sohne nach Gengenbach in die Christmette gegangen. Der Schwefelholztoni hatte seinen Stammhalter seit einigen Wochen bei einem Bauern als Viehbube verstellt. Demnächst aber sollte er wegen Bettnässen wieder fortgeschickt werden. Nun hat der Toni einmal irgendwo gehört, daß, falls einer diesen organischen Fehler während der Wandlung in der Christmette öffentlich eingesteht und die Anwesenden um das Gebet bittet, die Sache dann gut werden soll. Heute soll dies nun ausgeführt werden. Zu allgemeiner Störung und öffentlichem Aergernis springt der übelberatene Bube während des heiligen Aktes zu einer Seitenthüre herein, ruft laut den nötigen Spruch in die Kirche und eilt dann wieder hinaus.

Während des ganzen Gottesdienstes weilt der Toni in der Kirche; statt in religiöser Sammlung seine Gedanken auf das heilige Meßopfer zu richten, beschäftigt er sich mit andern Dingen und schaut namentlich darauf, wie oft im Weihrauchfasse brennendes Feuer sich fände, da nach seiner abergläubischen Meinung im neuen Jahre ebenso oft Häuser in der Pfarrei in Brand geraten würden. Zu seiner Befriedigung lodert während des Hochamtes das Feuer des Weihrauchfasses gar nie auf.

Trotz so vieler guter Vorzeichen traf schließlich in allem das Gegenteil ein. Als der Schwefelholztoni nach beendigtem Gottesdienst aus der Kirche geht, wird er auch sofort gewahr, daß der sog. Stecklebot seinen Buben, dem sein Fehler auch in Zukunft nicht schwindet, bereits am Kragen hat, um ihn wegen grobem Unfug und Störung des Gottesdienstes der Polizei zu überliefern. Wie gesagt, auch mit den andern Prophezeihungen fürs neue Jahr macht der Toni schlimme Erfahrungen. Weil er mit seiner Frau zu viel auf die Wettersage der Zwiebelschüsselchen hielt, holte er das Heu, welches nachmals ohnehin spärlich ausgefallen war, nicht zeitig genug nach Hause, so daß es durch eingetretenen Regen halb verfault unter Dach kam; auch mit der Weinlese war es heuer nicht weit her. Schließlich wird auch noch Tonis

Digitized by Google

Hütte vom Blitz getroffen und ging in Flammen auf. Durch solche Erfahrungen wurden endlich Toni und sein Weib vom Aberglauben gründlich geheilt.

17. Bermersbach.

Ein erlöster Geist.*)

Ganz hinten auf der Bermersbacher Eck ging schon einige Zeit hindurch ein Geist. Dieser schien entweder eine kranke Zunge oder allzugroßen Durst zu haben; denn fortwährend hing die Zunge weit heraus.

Anfangs glaubte man allgemein in ihm den ewigen Juden zu erkennen; einige Wallfahrer jedoch, die am Osterdienstag ins Bruderthal zogen und zu denen der Geist näher herangetreten war, hatten entdeckt, daß es der verstorbene Schloßherr von einem benachbarten Orte sei. Dieser hatte in einer unglücklichen Fehde mit Gengenbach das Bermersbacher Thal, soweit darin der gute Wein wächst, an Gengenbach abtreten müssen. Da er aber selbst ein großer Liebhaber des Bermersbacher Rebensaftes war, ist er aus Verdruß und Aerger über den schweren Verlust vorzeitig gestorben. Seither ging er auf der Bermersbacher Eck als Geist und lechzte beständig nach einem guten Schluck des edlen Traubensaftes. Die Nachkommen des durstigen Ahnherrn wurden durch diese Entdeckung äußerst betrübt und unruhig. Durch Vermittlung des Bischofs von Straßburg, welcher genanntes Dorf diesem Adelsgeschlecht geschenkt hatte, suchten sie mit Gengenbach Verhandlungen anzuknüpfen, um das Bermersbacher Thal wieder zu erlangen. Kloster und Bürgerschaft wollte sich aber lange nicht auf die Herausgabe einlassen. Schließlich wurde der gesamte Adel in der Ortenau aufgeboten, um Gengenbach Vorstellungen zu machen, damit durch Herausgabe von Bermersbach der durstige Geist endlich Erlösung finde.

Schließlich gab Gengenbach nach; vorzüglich aber deshalb, weil die Bürger von Gengenbach eines andern Streitfalles halber den hohen Reichsadel der Protektion wegen notwendig hatten. Durch Vergleich wurden sodann zwei Bermersbacher Höfe, welche dem Kloster als Rebgüter zugehörten, der benachbarten Grundherrschaft überlassen, und nachdem auch noch ein Bildstöckchen auf die unheimliche Bermersbachereck gestiftet worden war, scheint der Geist für alle Zeiten verschwunden zu sein.

Wie die Bermersbacher von einem lästigen Jagdrecht befreit wurden.

Seit einer siegreichen Fehde hatten sowohl die Herren von Diersburg, als auch die Ritter von Geroldseck das Recht, auf dem Gebiete der freien Reichsstadt Gengenbach zu jagen, soweit dies nämlich auf dem linken Ufer der Kinzig lag. Dieses Jagdrecht betraf also besonders die Gemeinde Bermersbach, welche damals noch sehr lose staatlich mit der Reichsstadt verbunden war, somit einen sog. Puffer und zugleich den Tummelplatz streitender Parteien bildete. Obwohl die Bauern sich gegen die Uebergriffe einzelner raufluſtiger Edelleute hätten erfolgreich verteidigen können, so scheiterte dieses Vorhaben

*) Siehe Berghaupten: Verunglückter Ueberfall.

Digitized by Google

jedoch immer an dem Umstand, daß die adeligen Bedrücker sofort wieder zusammenhielten, sobald sie merkten, daß die mißhandelten und bedrückten Bauern zur Selbsthilfe schreiten wollten. Die Sache wurde immer noch schlimmer, nachdem der Gengenbacher Adel sich mit den Grundherren zu Diersburg und Geroldseck ausgesöhnt hatte, und nun auf Einladung jeweils an diesen Jagden selbst teilnahm. Die Bauern konnten bereits nichts mehr pflanzen und einernten; denn ganze Rudel von allerlei Wild fielen über Wiesen und Felder her und zertraten und zerwühlten, was sie selber nicht auffraßen, und was diese noch verschonten, das ging bei den zahlreichen Treibjagden vollends zu Grunde. All diesem standen die armen Thalbewohner völlig machtlos gegenüber, da den vornehmen Edelleuten mehr an ihrem Vergnügen, als am Wohle der Unterthanen lag und die geringsten Auflehnungen mit blutiger Strenge geahndet wurden.

Endlich wußte ein menschenfreundlicher Abt des Gengenbacher Klosters, der mit den Geroldseckern verwandt war, letztere zu einem Vertrage zu bestimmen, so daß die Bauern nicht mehr gar zu sehr unter den Jagden zu leiden hatten. Bei den Herren von Diersburg gelang es dem Prälaten jedoch nicht. Durch eine List wurden schließlich aber auch diese so weit gebracht, daß sie von dem, die Bermersbacher Landwirte so sehr schädigenden Jagdrecht Abstand nahmen.

Zu Ohlsbach lebte nämlich ein Mann, der weit und breit als Zauberer in großem Ruf und Ansehen stand. An den wandten sich die Bermersbacher Bauern, ob er kein Mittel besitze, damit der Gebieter von Diersburg nicht mehr herüber ins Kinzigthal komme und den Feldern so großen Schaden verursache.

Der Zauberer wußte hier wirklich Rat. Da er erfuhr, daß der Ritter sehr abergläubisch war, ließ er im Bermersbacher Thal heimlich eine Höhle graben und forschte während dessen eifrig in Diersburg selbst nach, wann wieder Jagd gegen Bermersbach stattfände.

An diesem Tage verkleidete sich der Zauberer als Berggeist und erschien als solcher mit entsprechenden fürchterlichen Drohungen dem tödlichserschrockenen Jagdherrn an einer einsamen Stelle im Walde. Zugleich gelang es dem Berggeist, einen von des Ritters Edelknaben gefangen zu nehmen, welchen er in seiner Höhle tüchtig durchprügelte, beängstigte und darauf mit verbundenen Augen und gefesselten Händen an geeigneter Stelle wieder laufen ließ.

Diese Mittel halfen in der That. Weder der Ritter noch einer seiner Jagdfreunde hatten noch ferner Lust im Bermersbacher Thal zu jagen, und die dortigen Bauern waren ihrer ärgsten Bedrücker los für immer.

18. Gengenbach.

Ueberaus reich an Sagen und alten Volksüberlieferungen ist die ehemalige Reichsstadt Gengenbach und ihre nächste Umgebung.

Gründung und Entstehung des Namens Gengenbach.

Vor vielen, vielen Jahren, als die Kinzig wildbrausend noch das ganze Thal mit ihren Wassern bedeckte, hatten sich keltische Bewohner in dieser

Digitized by Google

Gegend angesiedelt. Nach damaligem Brauche hatten sie ihre Häuser auf Pfählen in dem Flusse errichtet, weil sie sich dadurch am besten gegen feindliche Ueberfälle und den Nachstellungen wilder Tiere, welche damals noch in großer Anzahl in den umliegenden Urwäldern hausten, gesichert fühlten. Fast alljährliche Hochwasser, gefährliche Eisgänge und ansteckende Krankheiten machten aber ein ferneres Verweilen in der feuchten Niederung unmöglich.

Dazu kam, daß unverhofft ein fremder Volksstamm zugezogen war, der dem bereits ansäßigen den Besitz streitig zu machen suchte. Not und Elend bedrängte die Pfahlbauern von allen Seiten.

In diesem Jammer weissagte ihnen aus den Sternen ihre alte Priesterin Gengi, man müsse das Thal meiden und weiter oben in den Bergen sich niederlassen. Mit Sack und Pack wanderten die Kelten jetzt vom Flusse weg in das düstere Gebirgsthal, welches zuvor ihr Häuptling Haigar mit einigen Genossen zum Zweck der Ansiedelung durchforscht hatte. Hier schlugen sie für den ersten Notbehelf ihre Zelte auf, lebten von dem vielen Wild der umliegenden Berge, von Waldfrüchten und teilweise auch von den Fischen aus den klaren Schwarzwaldbächen der allernächsten Umgebung. Ganz zufrieden waren sie mit der neuen Ansiedelung; die feindlichen Ueberfälle hörten auf; die ansteckenden Krankheiten schwanden und an gesunder Nahrung war kein Mangel.

Aus Dankbarkeit gegen ihren fürsorgenden Häuptling nannten sie das Thal Haigar und den kleinen Bach darinnen zu Ehren ihrer Priesterin Gengi. Von Jahr zu Jahr wurde die Niederlassung schöner, die Hütten geräumiger und der Viehstand durch das nahrhafte Bergfutter kräftiger und zahlreicher. Nur noch aus den Erzählungen der Greise wußte man von dem früheren Notstand im Thale. Die Enkel kannten nur das Glück im Gebirge. Selbst ein hohes stattliches Gebäude, aus den zerstreut auf den Bergen umherliegenden Felsblöcken hatten sie inmitten eines Haines als Opferstätte errichtet. Da — auf einmal bebt die Erde; die Niederlassung sinkt in den Boden hinab.

Oben auf dem Berge sprüht Feuer und eine glühende Basaltmasse ergießt sich zu Thale. Alles ist verwüstet, und nur einige Bewohner, welche in entlegenen Triften gejagt hatten, waren mit dem Leben davon gekommen. Diese flohen entsetzt von der Unglücksstätte und gründeten dort am Einfluß des jetzigen Haigerachbaches in die Kinzig eine neue Niederlassung, welche sie Gengi nannten. Aus diesem Gengi wurde in späteren Zeiten der Name „Gengenbach".

Keine Spur erinnert aber heute mehr an jene sagenhaften Greuel der Verwüstung des ursprünglichen versunkenen Keltendorfes. Die Gegend aber, wo dieses gestanden haben soll, heißt bis auf unsere Tage noch: das „alte Gengenbach", während das Haigarthal heute „Haigerachthal" heißt.

Verborgener Schatz im „alten Gengenbach."

Dahinten im „alten Gengenbach" wo einst in frühesten Zeiten das versunkene Keltendorf gestanden haben soll, hütete der Sohn des Michelbauern das Vieh. Da bemerkte er mit Entsetzen, wie eine Ziege, die sich etwas verlaufen hatte, plötzlich in den Boden versinkt. Er eilt zur Stelle

Digitized by Google

und entdeckt eine tiefe Grube. Rasch treibt er das andere Vieh heim und erzählt seinem Vater das Vorkommnis. Der ganze Hausstand wird sofort aufgeboten, um das Tier zu retten. Man nimmt Leitern, Seiler, Lichter und andere Gerätschaften mit und der mutigste der Hausbewohner wird an einem Strick in die Grube hinabgelassen. Ein verabredetes Zeichen von unten giebt den oben Stehenden kund, daß die Ziege gefunden sei und man ihn mit dem Tier hinaufziehen solle. Kaum ist er wieder an das Tageslicht gekommen, so erzählt er, er sei in einem großen Gemach gewesen; das ganze Gebäude habe stattliche Quadermauern, wie kein Haus im Thale sie aufweise.

„Ja", sagte der Michelbauer, „meine Großmutter hat mir erzählt, daß dahinten im alten Gengenbach noch ein ungeheurer Schatz verborgen liege. Da unten wird er jedenfalls sich befinden. Sagt niemandem etwas davon, vor allem nicht dem Hinterbauer, dem die Wiese gehört; wir wollen den Schatz ganz allein heben."

Doch diese Vorsicht war bereits zu spät. Von seinem Hofe aus hatte der Eigentümer der Waldwiese dem Heraufholen der Ziege zugesehen und eilte herbei, um zu erfragen, was hier vorgefallen sei. Durch das unerwartete Dazwischentreten des Hinterbauern verlegen, gesteht der Michelbauer seine Pläne ein.

„Mein Lieber", sagte der Hinterbauer, „alles was auf meiner Wiese ist, gehört mir, gleichviel ob Du es entdeckt hast, oder nicht."

„Ja weißt Du", erwiderte darauf der Michelbauer, „wenn ich es zur Anzeige bringe, dann darfst Du nach einem reichsstädtischen Paragraphen alle die Schätze auch nicht für Dich heben."

„Nun, wenn das so ist", entgegnete der Hinterbauer, „dann will ich bei Verschwiegenheit Deinerseits die Kosten der Ausgrabung auf mich übernehmen, Dir aber Tausend Gulden zum voraus geben und dazu noch ein Drittel von den sich etwa vorfindenden Schätzen. Bist Du damit zufrieden Michelbauer?"

„Nein", spricht jener, „mein Bub hat den Eingang zu den Schätzen entdeckt, die sich vielleicht auf einer benachbarten Wiese noch finden. Ich will mindestens die Hälfte der Schätze haben."

„Nun, wenn Du nicht damit zufrieden bist", sagt darauf etwas barsch der Hinterbauer", „für 10000 Gulden kannst Du die Wiese haben und alle darin verborgenen Schätze noch dazu."

„Eingeschlagen!" ruft jetzt der Michelbauer.

„Ja, eingeschlagen! wird ihm erwidert.

Der Kauf ist geschehen. Tag und Nacht mühte sich nun der Michelbauer, um die Schätze zu finden. In einem fort grub er und sorgte ängstlich dafür, daß man weiterhin nichts davon gewahr werde. Aber umsonst sind alle seine Bemühungen. Er fand außer leeren Wänden nichts als Scherben und wertlose Gegenstände, Durch diese fruchtlose Arbeit und die dadurch bedingten Versäumnisse im Bauerngeschäft verarmte der Michelbauer zusehends und kam schließlich um Hab und Gut.

Hätte er jene günstigen Bedingungen, die ihm der Hinterbauer gestellt hatte, angenommen, dann hätte er keine Barauslagen und überhaupt nichts zu riskieren gehabt und wäre dabei ein wohlhabender Mann geblieben.

Digitized by Google

In unterirdischen Verließen.

Die von Irland herübergekommenen Benediktinermönche haben ein Klösterchen und Kirchlein in den dichten Tannenwaldungen des untern Kinzigthales errichtet, da vernahmen sie auf einmal, daß in dem finstern Moos-walde eine germanische Priesterin ihren heidnischen Stammesgenossen den Auftrag erteilt habe, die neuen Gebäulichkeiten am Tage der Sommersonnen-wende zu vernichten. Was thun in der Gefahr? Zu entfliehen verbietet den Klosterleuten die Regel. Nach langer Beratung wird beschlossen, ein unterirdisches Verließ für die Tage der Bedrängnis zu graben. Dort vor dem Liebfrauenaltar des Kirchleins soll es seinen Anfang nehmen. Hier ist es nach Ansicht der Mönche am sichersten, weil die noch heidnischen Ger-manen eine heilige Scheu vor der neuen Kultusstätte des Christengottes hatten. Bereits haben sich die rüstigen Mönche an die Arbeit gemacht und schon einen größeren Teil ihres Werkes fertig gemacht, da fiel auf einmal ein großes Stück Erde in die neu angelegte Höhle. Hinterher erschien leuchtend eine Anzahl geisterhafter Soldaten mit römischem Panzer, Helm und langem Speer.

„Ich bin Boebius, römischer Befehlshaber", rief einer aus der Mitte der gespenstigen Kriegsleute den erschrockenen Mönchen zu. „Was stört ihr uns in unserer ewigen Behausung, fremde Männer? Ach es scheint, daß Roms Adler nicht mehr die Herrschaft hier inne hat!"

„Nein", entgegnete Pater Sebald, des Klosters Prior, beherzt: „Roms Macht und seine Götzen sind gefallen; ein neues kräftiges Volk, die Ger-manen, haben dieses Land in Besitz genommen. An Stelle brutaler Gewalt und religiöser Verirrung wird alsbald über die deutschen Gaue die Leuchte des Christentums erstrahlen und dieses Volk zum Träger der höchsten Kultur und besseren reinsten Weltanschauung und Gottesverehrung berufen!"

„O, dann haben wir vergeblich gekämpft und umsonst in unserm Leben so viel in diesen Gegenden gelitten", rief Böbius noch hinzusetzend: „O Vergänglichkeit und Nichtigkeit unserer Thaten!" Nach diesen Worten war die Erscheinung verschwunden.

Scheu suchten hierauf die Mönche die Oberwelt. Einige Beherzte unter ihnen wagten sich nach einiger Zeit wieder in das unterirdische Verließ hinein. Zu ihrem Erstaunen finden sie, daß sich unmittelbar an ihre Höhle ein Gang anschließe. Mutig drangen sie darin vor, hören zu ihrer Ver-wunderung den Haigeracher Bach über ihren Häuptern rauschen, jedoch ohne daß Wasser herunterfickerte und gelangten endlich nach mühevollem Anstieg an den Ausgang. Derselbe war verdeckt durch die Trümmer eines ehemaligen römischen Kastells. Nach allem zu schließen war dieser unterirdische Gang den Bewohnern der Umgegend völlig unbekannt.

Freudig kehrten die Mönche zum Kloster zurück. Sie hatten nun ein Verließ gefunden, wo sie sich in Zeiten der Not sicher verbergen konnten.

Verschiedene Sagen vom Kloster Gengenbach.

Das Kloster Gengenbach wurde schon im 7. Jahrhundert von dem Herzog Ruthard gegründet und anno 727 von dem heiligen Pirmin in die Benediktinerkongregation aufgenommen. Bald gelangte diese Abtei zu hohem

Digitized by Google

Ansehen und Wohlstand. So hatte auch im deutschen Reichstag der Abt von Gengenbach Sitz und Stimme und waren dem Kloster u. a. die Pfarreien Biberach, Griesheim, Gengenbach, Harmersbach, Ichenheim, sowie Zell mit den Filialen inkorporiert.

An die Schicksale desselben knüpfen sich eine ganze Reihe von Sagen. So erzählt man sich über einen Brand im Kloster folgendes:

Ein etwas aufbrausender Mann soll der sonst herzensgute Bruder Fulgentius, der Klosterhilfspförtner gewesen sein.

Da kommt eine große Anzahl Fremder, die sich das Kloster ansehen, oder mit einem der Mönche reden wollen; kurz, den ganzen Tag geht es im Kloster aus und ein, und alle Passanten muß der Pförtner ins Auge fassen, und unter Umständen Rede und Antwort geben. Froh ist er daher jedesmal, wenn die Nacht hereinbricht, wo er dann seine müden Glieder ausruhen kann, welche diese nur vorübergehende Arbeit nicht recht gewohnt sind.

In einer Nacht nun nach einem angestrengten Tag konnte er eines Kanarienvogels wegen, der unruhig in seinem Mauerkäfig hin und her flatterte, nicht schlafen. Vergebens hatte er sich abgemüht, durch Dunkelmachen des Zimmers das Tierchen zu beruhigen. Da erfaßte ihn der Zorn. „Warte Vogel", ruft er aus, „ich werde dich schon still bringen", dabei sprang er aus dem Bette, riß den Käfig auf und erdrückte den Störenfried mit der Rechten. Doch — was ist das? Wie vom Schlage gerührt stand Bruder Fulgentius einen Augenblick da und will dann zur Thüre hinaus eilen. Siedendheiß haben sich die Backsteine der Käfignische angefühlt; es war nicht geheuer im Hause.

Plötzlich dröhnte ein Getöse durch die Hallen, untermischt mit dem unheimlichen Knistern eines Schadenfeuers. Bruder Fulgentius bemerkt zu seinem Entsetzen, daß im Nebenraum, der über und über voll Holz steckt, ein Brand ausgebrochen sei, nur noch ein Weilchen später, und das Kloster wäre zu Schutt und Asche geworden.

Aber auch der Pförtner wäre an erster Stelle rettungslos verloren gewesen, wenn ihn der unruhige Vogel nicht wach gehalten hätte. So war also dem kleinen Tierchen die Rettung des Klosters zu verdanken. Das arme Vögelchen selbst aber einem zornerregten Gemüte zum Opfer gefallen. —

Unter andern Privilegien besaß das Kloster Gengenbach auch

das Asylrecht.

Jeder Flüchtling, ja sogar selbst schwere Verbrecher, waren aller weiteren Verfolgung enthoben, wenn es ihnen gelang, den Bannkreis des Klosters zu erreichen. Hierüber folgendes:

Mitten in der Nacht rasselten Ketten durch die Straßen Gengenbachs. Ein Verbrecher ist in dem benachbarten Offenburg entsprungen. Schwere Missethaten hatte er in seinem bisherigen Leben verübt. Nur mit Raub, Mord und Brandstiftung hatte er seither sein Dasein gefristet. Schon bog er, die Verfolger hinter ihm her, in die Klostergasse hinein und befand sich im nächsten Augenblick auf dem Klosterplatz, der bereits zu jenem Gebiet gehörte, auf dem das Kloster das Asylrecht hatte. Der Missethäter war jetzt von allen weiteren Verfolgungen gerettet. Einige Mönche, welche eben

Digitized by Google

ihren nächtlichen Chorgesang beendigt hatten, nahmen den Flüchtling bereitwillig auf, befreiten ihn von seinen Ketten und nachdem er vorher den Schwur gethan hatte, wenigstens vier Jahre lang verweilen zu wollen, boten sie ihm Erfrischungen an, die er nach seinen fast übermenschlichen Anstrengungen auch gierig zu sich nahm. Die bedungenen vier Jahre gingen vorüber und hatte der ehemalige Verbrecher seinen Schwur treulich gehalten. Durch die guten Lehren und das tägliche Beispiel der Mönche war er ein ganz anderer Mensch geworden. Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit und Fleiß zeichneten ihn nach mehrjährigem Büßerleben aus. Ganz besonders aber hatte er sich das Wohlwollen des Abtes erworben.

Da gerade die Schaffnerstelle des Klosters frei geworden war, so bestimmte er den ehemals so gefürchteten Bösewicht zu diesem ehrenvollen Posten. Als solcher fand er nicht nur ein braves rechtschaffenes Weib, sondern in gewissenhafter Berufserfüllung auch Gelegenheit, durch Ueberweisung eines Teiles seines Einkommens an jene Personen, welche er früher geschädigt hatte, früheres Unrecht nach Kräften wieder gut zu machen. Gleich unerschöpflich wohlthätig erwies sich nach dem Tode des Klosterschaffners dessen kinderlose Witwe. Wo's immer not that, suchte sie lindernd einzugreifen. Plötzlich brach aber selbst namenloses Unglück über diese Wohlthäterin der Armen herein. Ihr Haus ging in Flammen auf. Durch mißliche Verhältnisse kam auch ihr Bruder um Hab und Gut und mit dem Reste ihres Vermögens mußte sie wegen geleisteter Bürgschaft für ihn einstehen. Dadurch geriet die gutherzige Frau selbst an den Bettelstab.

Um Feuerung für den Winter zu beschaffen, geht sie eines Tages hinein in das Haigeracher Thal, um dort das Abfallholz aufzulesen. Plötzlich hört sie ein anhaltendes Klingeln, wie wenn Silber auf einen Stein fällt. Sie geht der Stelle zu und findet einen bis dahin unbekannten Brunnen, welcher der erstaunten Frau blanke Silberstücke in den Schoß warf. Sie betrachtete diese unverhoffte Gabe als ein Geschenk des Himmels, füllte damit ihre Schürze und eilte hocherfreut heim, um nicht nur ihre alten Tage sorgenlos zu verleben, sondern auch von neuem wieder eine Wohlthäterin der Armen zu werden. Noch heute heißt dieser Brunnen „der Silberbrunnen" und plätschert sein Wasser immer noch wie das Klingen von Silber.

Ernste und langwierige Kriege beunruhigten mitunter die friedlichen Bewohner des unteren Kinzigthales. Auch die Mönche des Klosters Gengenbach mußten eines Tages notgedrungen vor der Grausamkeit zügelloser Kriegsknechte flüchten. Zwar hatte sie niemand wegziehen gesehen und noch weniger wußte jemand, wo sie hingekommen seien; denn die Ordensleute hatten auf ihrer Flucht jenen geheimen unterirdischen Gang benützt, welcher nur ihnen bekannt war und der durch das Römerkastell über die Teufelskanzel nach dem sog. Pfaffenbach führte. Hier im finstern Urwald gedachten sie den Anbruch besserer Zeiten abzuwarten. Doch diese Hoffnung schien sich gar zu lange nicht verwirklichen zu wollen.

Einer um den andern der Mönche verschwand aus der düstern Waldstätte, um heimlich in andern befreundeten Klöstern ein friedliches Asyl zu finden. Dort aber erlagen die meisten einer allgemein im Lande herrschenden tödlichen Seuche. Nur einer von ihnen hielt mutig und unverdrossen in dem unwirtlichen Pfaffenbach aus. Bisweilen wagte er sich heimlich durch den

Digitized by Google

unterirdischen Gang in das Kloster hinein, um zu erkundigen, wie es hierselbst stehe. Die einzige Nahrung, welche dieser Mönch seit seines Einsiedlerlebens zu sich nahm, waren die Eier einer Henne, die sich von den Beeren und Samen des Waldes nährte.

Endlich hörte der Krieg auf und der Mönch konnte ruhig nach Gengenbach zurückkehren. Da alle seine Ordensbrüder der Seuche erlagen, war er jetzt noch der einzige Ueberlebende vom ganzen Konvent. Er schrieb daher an das Mutterkloster auf dem Monte-Casino in Italien um neue Mönche, die ihm auch gesandt wurden und welche ihn dann zu ihrem Abte wählten. Aber noch weit höhere Ehren und Würden waren dem ausdauernden Gottesmann beschieden. Als Kirchenfürst bestieg er später noch den erzbischöflichen Stuhl zu Köln und gelangte zugleich zur Würde eines Kanzlers des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. —

Im Laufe der Zeit war der in Drangsalen häufig benützte unterirdische Gang ganz in Vergessenheit geraten. Nur im Volksmunde und in Sagen war hin und wieder davon noch die Rede. Auch zwei Gengenbacher Klosterschüler hatten davon erzählen hören und nach langer Ueberlegung beschlossen sie, diesen geheimnisvollen Gang aufzusuchen und etwa darin verborgene Schätze sich anzueignen. Gesagt, gethan. Die Zeit zur Ausführung schien auch gerade sehr günstig. Eben hatten in der Klosterkirche beschäftigte Maurer Feierabend gemacht und für den kommenden Tag ihre Handwerksgeschirre in den Glockenwinkel gestellt. Nach der Komplett holten die zwei verwegenen Leute die Werkzeuge und schlichen sich in das sog. Frauenchörle, wo sich der Sage nach der Eingang zu dem unterirdischen Verließ befinden sollte.

Rüstig hoben die beiden Waghälse mit dem Hebeisen Platte um Platte. Plötzlich aber gab der Boden zu ihren Füßen nach und sie stürzten zusammen in eine tiefe Grube. Sie befanden sich thatsächlich im Eingang der geheimnisvollen Höhle. Zu Tode erschrocken, hielten sich die beiden Freunde da unten in der dunkeln Tiefe umschlungen. Wie nun aus dem schauerlichen Verließ wieder heraufkommen? Auf einmal erblickten sie in der Ferne zwei leuchtende Punkte. Aengstlich gingen sie darauf zu. Doch noch größeren Schrecken erfaßte die beiden Jünglinge bei dem näheren Anblick. Auf einer eisenbeschlagenen Kiste saß an den Hinterfüßen gefesselt ein großer schwarzer Pudel, der bei ihrer Näherkunft plötzlich mit gräßlich funkelnden Augen auf der Kiste rasend umhersprang. Auf einmal wurde das unheimliche Tier immer größer und größer und nahm eine teuflisch fratzenhafte Gestalt an. Die Luft, hier verborgene Schätze heben zu wollen, war den beiden Abenteurern beim Anblick dieses der Hölle entsprossenen Ungeheuers bereits gründlich vergangen. Auf einmal fing das Tier dumpf an seine Stimme zu erheben, und indem es heftig mit den Ketten rasselte, rief es: „Was wollt ihr hier? Ich bin Avaritia, der Teufel des Geizes. Wehe, wehe dem, der diesem Laster huldigt. Gleich mir wird er auf seinen Mamon festgeschmiedet und kennt in namenloser Verzweiflung nichts anderes mehr, als ihn zu hüten und zu verfluchen."

Mit diesen Worten war die schreckliche Gestalt verschwunden. Entsetzt suchten die beiden Freunde von der unheimlichen Stelle wegzukommen, als ihrer eine weitere Ueberraschung wartete. Wie wenn er aus der Wand des Ganges herausgetreten wäre, erblickten sie plötzlich einen großen dunklen

Digitized by Google

Mann mit einer Laterne. Es war ein langer, hagerer Mönch mit einer Kapuze auf dem Haupte. „Heda" rief er, „wie kommt ihr daher? Habt ihr dieselbe Strafe vom ewigen Richter erhalten? Hier muß ich Ärmster einsam weilen, weil ich im Leben der Lüge pflegte. Verstoßen bin ich mit meinen lügenhaften Lippen aus jeder Gemeinschaft. Ach, wie rächen sich die Lügen!"

Darauf schlug der Geistermönch seine Kapuze nieder; ein Totenkopf befand sich darunter, und plötzlich war auch diese Erscheinung verschwunden. Einen Moment umgab die an allen Gliedern zitternden beiden Studenten wieder tiefe Finsternis. Alsbald aber sahen sie in unmittelbarer Nähe ein großes Feuer. Weil ihnen bis jetzt von niemand etwas zu Leide gethan worden, gingen die beiden Schatzgräber etwas beherzter auf die neue Erscheinung zu. Und was sahen sie da? Bei dem Feuer sitzt ein altes, häßliches Weib — eine abscheuliche Hexe.

„Kommt her", sprach sie mit ihrem zahnlosen Mund, „ich sehe, ihr habt denselben Fehler, den ich im Leben gehabt habe, sonst würdet ihr zu dieser Stunde nicht hier weilen. Ihr fröhnt dem Laster der Neugierde und kümmert euch mehr um unnützes Fremde, als um eure eigenen Sachen. Ach, ich habe es gerade so gemacht und Glück und Friede dadurch verloren. Da nehmt hier diese Besen und fegt in der Ecke dort den Sand weg."

Zitternd thaten dies die beiden Jünglinge. Plötzlich lag vor ihren Augen ein goldenes Kalb, im Schimmer des Feuers hell glänzend. Kaum hatten sie es in seiner ganzen Größe erblickt, so ertönte vom Klosterturme der feierliche Klang der Aveglocke. Im Nu war dasselbe in Nichts und Staub zerfallen.

„Seht Kinder", sagte darauf die gesprächige Alte, „so ist es gerade auch mit dem Neugierigen bestellt, er ist ein Kind der Nacht und wagt nicht, seine nutzlosen, meist üblen Nachforschungen im Hellen anzustellen; ebenso kann auch sein Ruf die Tageshelle nicht vertragen. Er zerfällt im Morgenlicht wie das Kalb soeben vor euren Augen!"

Mit diesen Worten öffnet die Hexe eine verborgene Thüre und die verdutzten Klosterschüler befanden sich wieder auf der Oberwelt, Nach verborgenen Schätzen haben sie aber niemals mehr Sehnsucht empfunden. —

Sagen von der Berglekapelle.

Zwei Zwillingsschwestern, Perpetua und Felizitas, aus einer hochangesehenen Gengenbacher Patriziersfamilie hatten sich am gleichen Tage verlobt. Beider Ehe konnte jedoch keine glückliche genannt werden. Perpetua ward Mutter eines hübschen Kindes. Da sie selbst aber das schönste Weib weit und breit war, hatte sie Unsägliches unter der grundlosen Eifersucht ihres Mannes zu leiden.

Die Ehe Felizitas war bisher ohne Nachkommenschaft geblieben. Hierwegen machte ihr jähzorniger Gatte ihr die unvernünftigsten Vorwürfe. Geduldig ertrugen bis daher die Schwestern die ungerechtfertigten Vorwürfe ihrer Ehemänner. Inbrünstig flehten sie aber zum Himmel, daß sie von ihrem Kummer erlöst werden möchten.

Digitized by Google

Nun verfiel die schöne Perpetua in eine schwere Krankheit. In dem Maße, als sie sich von derselben wieder erholte, zeigten sich an ihrem Haupte seltsame hörnerartige Gebilde, welche ärztliche Kunst nicht zu beseitigen vermochte und ihre einstige Schönheit dauernd vernichtete. Zu gleicher Zeit ward auch Felizitas Mutter eines reizenden Knaben.

Mit Beschämung sahen jetzt die beiden Schwäger ihre kränkenden Behauptungen ein und baten ihre Gemahlinnen aufrichtig um Verzeihung. Aus Dankbarkeit gegen Gott für den wiedergeschenkten ehelichen Frieden gelobten die beiden Schwestern auf dem Bergle bei Gengenbach Gott eine Kapelle zu errichten, welche dann den heiligen Jakobus zum Schutzpatron erhielt. Nach dem Tode der Stifterinnen wurden deren Bildnisse in der Berglekapelle verewigt. Auf der Epistelseite stand Perpetua mit ihrem schon größeren Kinde und den hornähnlichen Auswüchsen am Haupte. Auf der Evangelienseite wurde das Bild der Felizitas angebracht, ihr neugeborenes Kind im Tragkissen neben ihr ruhend. Zu Füßen beider Schwestern wurde das elterliche Wappen — ein menschenähnlicher Löwe — beigefügt, während im Hintergrunde selbst die Berglekapelle zum Vorschein kam.

Auf der Frauenseite der Berglekapelle befindet sich ein berühmtes Marienbild, über dessen Stiftung und Herkunft folgende Sage besteht:

Bekanntlich hatte der heilige Pirmin, bevor er das Kloster zu Gengenbach organisierte, auch zu Amorbach im bayrischen Odenwalde ein Kloster errichtet, zu dessen Vorsteherin er seine fromme Schwester eingesetzt hatte. Als geistlicher Berater und Beichtvater des Amorbacher Frauenklosters wurde jeweils stets ein Benediktinerpater aus dem Gengenbacher Kloster bevollmächtigt, der auf der Hinreise stets den Wasserweg, dem Rhein entlang und dann den Main aufwärts bis Miltenberg, benützte. Durch einen feindlichen Ueberfall kam nun einstens der Gengenbacher Pater in jenem fernen Kloster ums Leben. Um die Trauerkunde hiervon nach Gengenbach zu übermitteln, machten sich einige der mutigsten Nonnen, in Mönchskleidern und mit Bergstöcken versehen auf die weite und mühselige Reise.

Sie mußten den Landweg einschlagen und suchten auf kürzestem Wege durch den Winterhauch, Kraichgau und über die unwirtlichen Höhen des Schwarzwaldes ihr Ziel zu erreichen. Nach mancherlei Kreuz- und Querzügen und vielen Verirrungen trafen sie endlich in einem finstern Walde in stiller Klause einen Einsiedler, der gerade in den letzten Zügen lag. Sterbend übergab er den beiden frommen Nonnen, welche ihm gleichsam der Himmel zum Trost und Beistand in seiner letzten schweren Stunde gesandt hatte, das Wertvollste was er besaß, nämlich die altehrwürdige Marienstatue die einzige Zierde seiner einsamen, armen Klause. Außer seinem Segen gab er den mutigen Ordensfrauen noch die Prophezeihung, daß sie mit diesem Bilde in kürzester Zeit nun das Ziel ihrer beschwerlichen Reise erreichen würden.

Nachdem bald darauf die Nonnen die sterblichen Ueberreste des Einsiedlers unter frommem Gebet der Erde übergeben hatten, setzten sie wohlgemut ihre Reise fort. Es währte nicht mehr lange, so sahen sie sich auf einem bewaldeten Berge vor einem kleinen Kirchlein — der Berglekapelle. Wenige Schritte noch, und zu ihren Füßen erblicken sie das heißersehnte Gengenbacher Kloster — das Ziel ihrer Reise. Nach einem heißen Dank-

Digitized by Google

gebet eilen sie darauf zu, werden vom Abte väterlich wohlwollend empfangen und finden, nachdem sie sich ihres Auftrages erledigt hatten, in einem Nebengebäude bei einer vornehmen christlichen Dame liebevolle Aufnahme.

Dankbaren und freudigen Herzens gegen Gott und die heilige Jungfrau, für die glückliche Ankunft am lang ersehnten Ziele, übertrugen die beiden Nonnen das verehrungswürdige Marienbild des seligen Waldbruders in die Berglekapelle, wo es sich auch heute noch befindet. Schon im Begriffe, wieder nach ihrem Mutterkloster im fernen Maingau heimzureisen, gelangte die Nachricht nach Gengenbach, daß neue Unruhen in jener Gegend ausgebrochen und die Sicherheit der wehrlosen Ordensfrauen dorten auf's äußerste gefährdet sei. Der Abt zu Gengenbach ließ deshalb kraft höherer Vollmacht die übrigen Nonnen samt ihrer Habe auf dem sicheren Wasserwege herbeiholen und errichtete ein neues Frauenkloster bei dem jetzigen Gengenbacher Gottesacker, das in segensreicher Wirksamkeit mehrere hundert Jahre lang bestanden hatte.

19. Berghaupten.

Das Jörgenfest.

In Berghaupten ist St. Georg Patron der Pfarrei. Das Patroziniumsfest wird alljährlich in herkömmlicher Weise feierlichst begangen und zwar unter großem Zulauf auch aus den Nachbarsgemeinden. Hieran knüpft sich eine Sage:

„Wollt Ihr brav werden?" so ruft man gewöhnlich den Bewohnern der größten Nachbarpfarrei von Berghaupten zu, wenn sie zum Patrozinium — dem sog. Jörgenfest — herüberkommen. Dies hat seine Ursache darin. Die betr. Nachbarsgemeinde beherbergt ein lustiges Völkchen, dem das Vergnügen über alles geht, selbst wenn irgend ein Mitmensch darüber zu Grunde gehen sollte. Thatsächlich ließen sie an solch einem Feste einen armen kranken Mann, der bei ihnen Zuflucht suchen wollte, auf jämmerliche Weise ums Leben kommen, lediglich weil vor lauter Lust und Zerstreuung sich niemand um den Armen bekümmerte. Zwei Berghauptener, die zufällig den Unglücklichen halbverbrannt hinter einem glühenden Ofen hervorzogen verschafften nach Möglichkeit dem Sterbenden Linderung. Für diesen Akt der Nächstenliebe ist Berghaupten gestattet worden, ihr Jörgenfest mit höchster Pracht und Feierlichkeit zu begehen, während die Angehörigen der Nachbarspfarrei nach Berghaupten wallen müssen, wenn sie ein erhebendes Kirchenfest das zum „Bravwerden" stimmen soll, mitfeiern wollen.

Verunglückter Ueberfall.

Um sein Gebiet zu vergrößern und dadurch die Zahl seiner Unterthanen zu mehren, beschloß der Grundherr von Berghaupten, den Kriegspfad zu betreten. Die feindliche Operation sollte sich gegen die Reichsstadt Gengenbach richten, dort hoffte der beutelustige Ritter am meisten holen zu können. Damit jedoch die Bürger sich nicht etwa auf seinen Besuch vorbereiten können, sollte der Ueberfall heimlich und bei Nacht ausgeführt werden. Was nicht krumm und lahm war in Berghaupten, wurde nun zum Kriegsdienst einge-

Digitized by Google

zogen und rasch im Waffengebrauch instruiert. Unter dem Vorwand, sich ein Sommerhaus bauen zu wollen, ließ er auf einer Anhöhe gegenüber der Stadt ein Schanzwerk herstellen. Von dort aus sollte der Ueberfall stattfinden. In aller Stille wurde das Berghauptener Heer hier gesammelt. Die Hälfte davon bestand aus „Hauptleuten", „Obmännern" und „Korporälen". Diese waren mit alten Sturmhauben und schweren rostigen Schwertern bewaffnet, welche sich aus früheren Zeiten her in der Rüstkammer des Schlosses vorgefunden hatten. Das „gemeine" Volk hatte sich mit Sensen, Mistgabeln, Dreschflegeln und derlei gefährlichen Dingen versehen. Zwei „Kanoniere" — ein Schmied und ein Kesselflicker — trugen als Feuerwaffe eine alte Steinflinte. Ein Trommler und zwei Sackpfeifer machten die Kriegsmusik. Der Troß aber bestand aus einer unverhältnismäßig großen Anzahl von Wagen und Karren. Mit diesen sollte die Kriegsbeute heimgeschafft werden. Sogar Stricke zum Zusammenkoppeln des Kontributionsviehes waren vorgesehen. Es fehlte nur noch, daß der fehdelustige Ritter auch noch einen Marmorblock mitgeführt hätte, um auf dem Marktplatz von Gengenbach sich ein Siegesdenkmal zu errichten.

Mit Staunen hörten die Gengenbacher von den kriegerischen Rüstungen des adeligen Nachbarn, ohne eine Ahnung zu haben, daß der Zug ihrer Stadt gelten solle. Da — in einer dunklen Gewitternacht rückte der Berghauptener Landsturm gegen die Reichsstadt heran. Der erste Angriff erfolgte auf die Viehställe der Vorstadt. Um die Eigentümer des brüllenden Viehes in Schrecken zu setzen, ließen die beiden „Kanoniere" auf eigene Faust hin, ihr Schießeisen los. Dadurch wurde aber der Nachtwächter auf dem untern Thore aufmerksam gemacht und in der Meinung, es habe in der Vorstadt irgendwo eingeschlagen, machte er Alarm mit der Sturmglocke.

Ohne von dem wirklichen Sachverhalt noch Kenntnis zu haben, eilten die Bürger nach der Feuerwache und von dort mit den Feuerspritzen nach dem untern Thor, wo sie der Thorwächter nach der Vorstadt wies. Inzwischen hatten die zwei feindlichen Kanoniere wieder geladen und abermals knallte ein Schuß dicht bei den Feuerwehrleuten ins Dunkle hinein. Letztere hielten den Knall für den Schall einer Explosion und richteten ihre Schläuche nach der Gegend, wo der Blitz aufgeflammt war. Endlich waren vom Rathause her auch Fackeln herbeigebracht worden. Gewaltig war das Erstaunen der Reichsbürger, als sie in ihrer unmittelbaren Nähe den Ritter von Berghaupten mit drei seiner Hauptleute in kriegerischer Rüstung erblickten. Jetzt ward es ihnen klar, was die Schießerei in der Vorstadt zu bedeuten hatte. Rasch war der feindliche Nachbar umringt, entwaffnet und samt seinen drei Kriegsobersten als Gefangene nach der Wachtstube verbracht, und dort vorerst in sicheren Gewahrsam genommen. Eine Verfolgung des feindlichen Heeres war nicht mehr notwendig.

Ein Teil hatte sich schon beim Klang der Sturmglocke aus dem Staube gemacht. Als aber erst die Feuerspritzen heranrasselten, da brannten der Schmied und der Kesselflicker wohl im Schrecken ihr gefährliches Schießeisen noch einmal los, dann aber warfen sie dasselbe weg und eilten Berghaupten zu und ihrem Beispiel folgten in eiliger Flucht die „Gemeinen" mit fast all ihren tapferen Hauptleuten, dabei Waffen, Karren und Vieh im Stich lassend.

Digitized by Google

Tags darauf trat unter Vorsitz des Reichsschultheißen der Rat der Zwölfer im Beisein der Reichsschultheißen von Offenburg und Zell zum Kriegsgericht über den gefangenen Ritter zusammen. Die Gengenbacher wollten anfänglich die ganze Grundherrschaft Berghaupten ihrem Gebiete einverleiben. Dem widersetzten sich jedoch aus politischen Gründen und wegen Verschiebung der Machtverhältnisse die Delegierten von Offenburg und Zell. Schließlich begnügten sich die Sieger mit der Abtretung des Bermersbacher Thales, soweit darin Wein gepflanzt wird, sowie des größten Teils von Wingerbach nebst der sog. Hub an Gengenbach.

Ob dieses Mißgeschicks verfiel der Ritter in Schwermut und starb eines frühzeitigen Todes.

Sage vom Berghauptener und Zunsweierer Heiligenwald.

Die letzten Nachkommen der alten Berghauptener Grundherren waren zwei edle und menschenfreundliche, aber unverheiratete Schwestern. Da sie weder Freunde noch Anverwandte hatten, vermachten sie den größten Teil ihrer Reichtümer ihrer Dienerschaft und den Armen.

Diese Großmut hätte den edlen Stifterinnen beinahe zum Verderben gereicht. Einigen habgierigen Dienstleuten währte es zu lange bis die Schwestern mit Tod abgingen und sie faßten den teuflischen Entschluß, dieselben zu ermorden. Eines Tages, als die Edelfräulein Hand in Hand im Walde spazieren gingen, wurden sie von den treulosen Verschworenen überfallen. Da in der höchsten Not erschien St. Georg in glänzend strahlender Rüstung, worauf die Mordgesellen entflohen. Zum Danke für ihre Rettung schenkten die Edelfrauen die eine Hälfte ihrer Waldungen der Pfarrei Berghaupten, die andere der Kirche zu Zunsweier. Seither heißt dieser Wald: „Heiligenwald".

Zur Gemarkung Berghaupten gehört auch

Der Bellenwald.

An diesen knüpfen sich verschiedene Sagen. So sollen bei einem Einfall der Franzosen die Kinzigthäler im Bellenwald den Feinden eine Schlacht geliefert haben, wobei aber, von der Uebermacht der Feinde erdrückt, sämtliche Streiter den Heldentod erlitten. Lange Jahre hindurch wurde das Andenken dieser Braven zu Gengenbach in hohen Ehren gehalten, alljährlich wurde in den Quatembertagen für die Gefallenen ein Trauergottesdienst abgehalten und zu ehrender Erinnerung ihre Namen von der Kanzel verlesen. Bei einem größeren Brande ging jedoch diese Urkunde verloren.

Bevor das Licht des Christentums in dieser Gegend strahlte, war der Bellenwald der heidnischen Göttin Belsina geweiht, welche hier auch ihre Opferstätte hatte. Von diesen Zeiten her rührt auch die Scheu, welche das Volk jetzt noch vor dem Bellenwald hat. Dort werden häufig Gespenster gesehen und auch mitunter der Lockruf des wilden Jägers: „Hui, dech, dech", gehört. Bekannt ist auch der Aberglaube, daß jeder, der im Bellenwald eine Elster oder einen Raben schreien hört, bald sterben muß. Das gleiche sei der Fall, wenn jemandem in diesem Wald ein Hirschschröter über den Weg

Digitized by Google

läuft. Macht einer bei einem Gewitter im Bellenwald nicht nach jedem Blitzschlag das Kreuzeszeichen, so wird er, falls er keinen geweihten Palmwedel zu Hause hat, selbst ein Opfer des Blitzes.

20. Reichenbach.

Der Martinsstein.

Droben auf der Höhe des sog. Hochgrundes liegt der Martinsstein, so genannt nach einem frommen Bauern namens Martin Späth, der zu seinen Lebzeiten jeden Abend dort sein Gebet zu verrichten pflegte. An diesem Steine will man heute noch des seligen Bauern Kniee, ein „Nischter", (Rosenkranz) sowie die Spitze seines Stockes eingedrückt sehen.

Wiederholt schon hatte man versucht, diesen merkwürdigen Stein herab ins Thal zu befördern; jedesmal jedoch war er am andern Tage wieder an derselben Stelle. Es war ein geheimnisvoller Drang, der den Martinsbauer nach diesem einsamen Platz zog. So oft er auf seinem Hofe abends fern im Thale eine himmlische Gebetglocke läuten hörte, legte er auch sofort die Arbeit nieder und machte sich auf den Weg nach dem bekannten Steine, um dort seinem Gott und Herrn Lob, Preis und Dank empor zu senden.

Einmal — es war gerade zur Erntezeit — wollte er noch, als er das himmlische Geläute vernahm, einen Garbenwagen unter Dach bringen. Damit aber versäumte er seinen gewohnten Gang zum Martinsstein. Daraufhin hatte er acht Tage lang die überirdischen Glockentöne nicht mehr gehört. Darüber war Martin ganz untröstlich.

Wiederholt schon wurden ihm ob seines allabendlichen Ganges von verschiedenen Seiten Vorwürfe gemacht; trotzdem ließ er sich aber auch fürderhin nicht von seiner Gewohnheit abbringen.

Zum Lohne für seine Standhaftigkeit wurde ihm auf diesem Steine geoffenbart, daß der Name seines Geschlechtes auf seinem Hofgut nie aussterben werde, was auch bis jetzt noch nicht eingetreten sein soll.

Stiftung der Martinskirche.

Wie bei allen Nachkommen Adams kams eines Tages auch mit dem frommen Hofgründerbauern Martin Späth zum Sterben. Dabei hinterließ er ein ganz eigenartiges Testament mit besonderen Bestimmungen bezüglich seines Begräbnisses. Der Sarg sollte auf einen mit zwei jungen, noch nie angespannten Ochsen gezogenen Wagen gestellt und den Tieren dann willkürlich freier Lauf gelassen werden. Dort, wo sie zum erstenmale halten, solle ein Bildstock errichtet werden, wo sie zum zweitenmal Rast machen, eine Kapelle und wo sie zum drittenmal halten, eine Kirche erbaut werden, welche auch sein Grab enthalten solle. Nun hielten die jungen Ochsen das drittemal an einem unbebauten mit Gestrüpp bewachsenen Abhang nahe der Stadt Gengenbach. Nach Ausarbeitung der Pläne erachteten die Werkleute diese Stelle zu einem Bauplatz ungeeignet. Nach ihrer Meinung sollte die neue Kirche auf der Höhe und mehr in der Nähe der Stadt errichtet werden. Diese Ansicht fand allseitige Zustimmung. Bereits war man mit Fundamentierung der Grundmauern beschäftigt und hatte auch das nötige Holz

Digitized by Google

beschlagen und beigeführt. Doch merkwürdig! Jeden Morgen lag es wieder, von unsichtbaren Händen hingetragen, an jener Stelle, wo die Ochsen mit ihrem Totenwagen zum drittenmale gehalten hatten. Ein verwegener Zimmergeselle unternahm es, einmal über Nacht bei dem Bauholz zu wachen, um zu sehen, wer es weghole. Am andern Morgen jedoch ward zu allgemeiner Bestürzung das Holz wiederum am Abhang, der neugierige Geselle dortselbst aber tot aufgefunden. Nach diesem erschütternden Vorfall beschloß man, die neue Kirche genau nach dem letzten Willen des frommen Stifters zu erbauen. Dieselbe wurde seinem Namensheiligen St. Martinus geweiht und enthielt zugleich die Ruhestätte des entschlafenen Hofgründerbauern.

21. Ohlsbach.

Der Klausner auf der Brandeck.

Ganz hinten beim Lindle, wo die Hinterohlsbacher Villa steht, erhebt sich bis zu einer Höhe von 692 Meter der sog. Brandeckkopf. Dort hausten inmitten düster-dunkler Haine noch heidnische Germanen, als längst schon ringsum im Lande weitaus die meisten ihrer Stammesgenossen sich mit Liebe und Ueberzeugung dem Christentum zugewandt hatten.

Oben auf der Ecke hatten sie ihren Brandaltar, worauf sie Wodan blutige Opfer durch Abschlachten gefangener Feinde darbrachten. Fast inmitten dieser heidnischen Waldinsassen, da wo heute die Hinterohlsbacher Kapelle steht, hatte ein frommer Einsiedler namens Romoaldus seine friedlich stille Klause aufgeschlagen. In heiligem Eifer, mit Wort und That suchte er die umwohnenden Germanen von der Nichtigkeit ihrer vermeintlichen, heidnischen Göttern und den ewigen Wahrheiten der christlichen Religion zu überzeugen. Allein der Mönch predigte tauben Ohren. Wohl müssen sie zugestehen, daß der Christengott keine solche blutigen Opfer begehre, wie Wodan, und dessen Verehrung eine viel reinere und erhabenere sei, als die ihrer nationalen Götter.

Ebenso war es ihnen nicht verborgen, daß die edelsten ihrer germanischen Fürsten, die Herzoge und Gaugrafen bereits zum Christentum übergetreten waren, ohne vom Zorne Wodans getroffen worden zu sein. Es lag also kein besonderer Grund mehr vor, ihre Herzen der neuen, besseren Religion zu verschließen. Allein ihr zäher Hang am Alten, ihr störrischer und eigensinniger Charakter ließ es vorerst nicht zu.

Wiederum waren sie einstmals von einem siegreichen Kriegszug nach ihren Waldesgründen heimgekehrt. Nach alter Väter Sitte sollte wieder eine Menge Gefangener dem Kriegsgotte geopfert werden. Bereits hatten die zu Ehren des blutigen Götzen üblichen Schwerttänze stattgefunden und nunmehr zogen die siegestrunkenen Germanen hinauf zur Brandeck, um hier auf dieser Höhe dem Kriegsgott durch Opferung, d. h. Abschlachtung oder Aufhängen der Gefangenen den schuldigen Dank zu zollen. Schon flammte lichterloh der Scheiterhaufen und waren rings herum die hl. Bäume bezeichnet, an welchen die dem Ziu geweihten Opfer aufgeknüpft werden sollten. Trotzigen, haßerfüllten Blickes standen die gefesselten Feinde dicht beisammen, ihr unabwendbares gräßliches Schicksal erwartend.

Digitized by Google

Da trat auf einmal Romoaldus, der Klausner, in die Mitte der siegestrunkenen Germanen. Mit flammender Beredsamkeit verkündete er den staunenden Männern, daß der höchste Geist keiner Menschenopfer bedürfe, und daß diesem heiligen und barmherzigen Gott alles mißfalle, was einem Mitmenschen — und sei dies auch nur ein armer Kriegsgefangener — in solcher Weise zum Schaden gereiche. Andachtsvoll und mit tiefer Bestürzung hörten die Germanen die Botschaft des frommen Klausners. Sie hatten schon oft Opfer von Menschen, die sie sonst als Sklaven gut hatten verwenden können, in der besten Absicht der Gottheit dargebracht, und all dies sollte vergeblich gewesen sein, und dieser Klausner, der weit mildere Opfer seinem Christengotte darbrachte, sollte einen viel besseren Platz im Jenseits in der Walhalla erlangen.

Kaum vermögen sie das zu erfassen; ja Randgrid, die alte Priesterin, welche ernstlich darüber nachgrübelte, ward durch ihr Brüten und Zweifeln dem Wahnsinn in die Arme getrieben. Doch die mutigen Worte und überzeugenden Belehrungen des Klausners Romoaldus hatten insofern ihr Gutes, als die rauhen Krieger von dem blutigen Opfer abließen, an deren Stelle die heiligen Tiere — ein Roß, ein Rind, ein Eber und ein Ferkel — verbrannten und die Gefangenen dem Klausner übergaben, der dieselben dann nach dem Kloster Gengenbach verbrachte, wo sie im Christentum unterrichtet wurden. Einige von diesen wirkten später selbst als Glaubensboten unter ihren noch heidnischen Landsleuten. Während dessen fuhr Romoaldus in seinem Bekehrungswerke eifrig und mit sichtlichem Erfolge fort, bis er hochbetagt und von der umwohnenden Bevölkerung tief betrauert in seiner einsamen Waldklause starb. Seine Zelle bezog hierauf Bruder Sebaldus, einer jener Kriegsgefangenen, welche Romoaldus vom Feuertode errettet hatte. Dieser setzte das Werk seines frommen Vorgängers mit gleicher Hingabe fort. Neben seiner Klause erbaute er eine kleine Kapelle, welche später vergrößert wurde und heute noch in Hinterohlsbach im Gebrauch steht und dem hl. Paulus und der hl. Magdalena geweiht ist.

Wie Ohlsbach an Gengenbach kam.

In alten Zeiten gehörte Ohlsbach zur Herrschaft Berghaupten, welche einmal von zwei Brüdern gemeinsam verwaltet wurden. Die beiden Ritter wurden aber unter sich uneins. Deshalb verließ der jüngere das väterliche Schloß und erbaute sich auf der Anhöhe „Burgstall" eine eigene Residenz. Ebenso eröffnete er auf seine Kosten die in der Nähe befindlichen Bergwerke, welche anfänglich eine reiche Ausbeute erhoffen ließen. Jetzt verlangte aber der ältere Bruder die Hälfte der Einkünfte aus den Silbergruben, was der jüngere nicht zugab und wodurch abermals heftige Fehde zwischen den feindlichen Brüdern entstand, unter welcher die Bauern unsäglich viel zu leiden hatten. Dessen waren aber die Ohlsbacher bald satt. Der fortwährenden Erpressungen und Bedrückung müde, knüpften die Bauern Unterhandlungen mit der Reichsstadt Gengenbach an, wo geordnetere Verhältnisse herrschten.

Von Seiten Gengenbachs fand der Antrag der Ohlsbacher bereitwilligst Gehör und Unterstützung, und noch ehe die streitenden Ritter über ihre Angelegenheiten einig wurden, war die Einverleibung Ohlsbachs in das Gebiet

Digitized by Google

der Reichsstadt Gengenbach in aller Form vollzogen. Da endlich, nachdem sie sich gegenseitig ruiniert und Ohlsbach verloren hatten, schlossen die verarmten Brüder wieder Frieden und bezogen auch wieder gemeinschaftlich das Schloß im Dorfe, nachdem das andere auf dem Burgstall samt dem Betrieb der Bergwerke den nutzlosen Fehden zum Opfer gefallen war.

Vom Schindelbauer in Ohlsbach.

Hinten im sog. Schindelgraben, 300 Meter über dem Meere liegt ein stattliches Gehöft mit ausgedehntem Grundbesitz. Dort hauste vor Jahren der Schindelbauer Servatius. Sein Weib war schon frühzeitig mit Tod abgegangen, ohne ihm Kinder zu hinterlassen und da Servatius glaubte, außer seiner seligen Bibiane keine andere mehr gern haben zu können, blieb er zeitlebens Witmann. Weniger mit irdischen Gütern, aber desto mehr mit Kindern, war sein Schwager, der Höllenhofbauer gesegnet, der drüben in Mittelbach wohnte. Selbstverständlich betrachteten die Höllenhofersbuben den Schindelbauer als Erbonkel und ließen es an zarter Aufmerksamkeit bei keiner Gelegenheit fehlen. Dies erfuhr Servatius namentlich als er an einer heftigen Lungenentzündung schwer krank darnieder lag und sein letztes Stündlein gekommen glaubte. Die liebenswürdigen Neffen wichen keinen Augenblick von seinem Lager. Wider alles Erwarten erholte sich aber Servatius wieder von seiner Krankheit und aus Anerkennung für die aufopfernde Pflege beschloß er nun, schon bei Lebzeiten sein Gut und Geld unter seine Neffen zu verteilen. Vergebens rieten ihm etliche Nachbarn von diesem übereilten Vorhaben ab und meinten: „Man solle sich nicht eher ausziehen, als bis man ins Bett liege."

Aber die lieben Neffen wußten ihn so für sich einzunehmen, versprachen ihm ein so reichliches Leibgeding und Altenteil, daß sich Servatius leicht überreden ließ und sich darauf mit seinen Erben zum Gengenbacher Notar begab, wo die Schenkung rechtsgiltig ausgefertigt wurde. Nachdem dies geschehen war und sie das Amtszimmer wieder verlassen hatten, sagte der alte Bauer zu seinen Neffen: „So, jetzt habe ich euch meine Sachen übergeben, obwohl ihr sie erst nach meinem Tode hättet bekommen sollen. Heute ist deshalb eine passende Gelegenheit, mein Leichenessen abzuhalten, dann kann ich auch noch selber mitthun."

Gesagt gethan. Sie gingen daher in ein Wirtshaus in der Nähe des Marktplatzes und bestellten einen Leichenschmaus. Große Trauer zeigten jedoch die Teilnehmer an diesem eigenartigen Leichenessen keineswegs. Sie aßen und tranken und wurden fröhlich. Schließlich stimmten sie noch das bekannte Lied an:

„Welle mer na mitnemma, oder welle mer na stuh lu?
Nai, mer nemma na mit, mer kriaga de Lu dervu.
Am Dodagräber genn m'r au e halbe Gulde
Für sine Kinner un sine viela Schulde." u. s. w.

Und der angeblich verstorbene, heut aber kreuzfidele Schindelbauer sang selber am kräftigsten mit.

Wochen und Monate waren seitdem verflossen und täglich erkannte Servatius immer mehr, daß er doch besser daran gethan hätte, dem Rate

Digitized by Google

wohlmeinender Freunde zu folgen und mit der Gutsübergabe noch etwas zuzuwarten; denn die Verabreichung des vereinbarten Leibgedings erfolgte immer nachlässiger und kärglicher. Da entschloß sich der alte Schindelbauer auf eine List. Er bestellte sich beim Schreinersepp in Vorderohlsbach einen „Dodebaum" (Sarg). Die Neffen machten große Augen, als dies grausige Möbel in Servatius Kammer verbracht wurde und gaben sich allerlei Gedanken hin.

Wirklich hantierte der Altenbauer auch fast die ganze Nacht in seinem „Libtigstüble" herum. Kasten und Kisten wurden gehoben und geschoben und schwere Hammerschläge erdröhnten dazwischen. Am folgenden Morgen rief Servatius seine Neffen und ersuchte sie, den Sarg in eine leere Dachkammer zu tragen und dort unversehrt bis zu seinem Tode stehen lassen zu wollen. Aber die kräftigen Mannsleute vermochten denselben kaum zu heben und nur mit vieler Mühe und Anstrengung in die bezeichnete Kammer zu verbringen.

„Bigott!" sagten sie fast gleichzeitig, „der alte Schlaumaier hett wellewegdo nit alles übergä un mer müeße ebedrum and're Saite uffziehe, sunscht vermacht er si Kaibegeld anderno sunsch wem."

Von diesem Tage an waren die Neffen gegen den Alten die Liebenswürdigkeit selbst und Servatius hatte wieder gute Tage. Einige Jahre noch gings; dann trat der alte Schindelbauer den Weg ins bessere Jenseits an. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so eilten auch schon die Erben nach der bewußten Bühnenkammer, um den ersehnten Schatz zu heben.

Zu ihrer großen Enttäuschung fanden sie aber, daß der unheimliche Kasten ganz mit Steinen angefüllt war. Ohne dem Verstorbenen aber hierwegen zu grollen, gestanden sie sich selber, daß nur ihre Habsucht und Lieblosigkeit den Bauern zu dieser List genötigt habe. Sie gelobten sich über den Vorfall Stillschweigen und ließen dem Bauern ein ehrenvolles Leichenbegängnis veranstalten.

22. Schwaibach.

Sage vom roten Kreuz.

Dort, wo zwischen dem Hüttersbacher und Nordracher Thal, 617 m ü. d. M. der Hochkopf sich gegen Pfaffenbach hinzieht, liegt fast auf gleicher Höhe — 611 m — der Katzenstein. In diesem Revier hauste vor mehr als tausend Jahren der alemanische Häuptling Tuesko. Nach Brauch seiner Väter hatte er Vela, sein Weib, einem benachbarten Stammesfürsten gewaltsam geraubt, ohne jedoch mit der Zeit deren Zuneigung gewinnen zu können.

Tag und Nacht sann Vela darauf, ihrem aufgezwungenen Eheherrn durch die Flucht sich wieder entziehen zu können. Da sie jedoch, von Tuesko aufs strengste überwacht, die Unmöglichkeit eines solchen Entrinnens einsah, griff sie zur List und suchte durch Bethörung eines Trabanten ihres Mannes jenen zur Mithilfe und gemeinschaftlichen Flucht zu gewinnen. Dieser, durch die Herablassung und Liebenswürdigkeit Velas aufs äußerste geschmeichelt, willigte bereitwilligst ein. Ohne, daß die Verschworenen eine Ahnung hatten, wurde aber das Vorhaben von einem andern Trabanten, welcher Vela belauschte,

Digitized by Google

Tuesko verraten. Ohne jedoch etwas hiervon merken zu lassen, sagte eines morgens der Häuptling zu Vela, daß er auf einige Tage abwesend sein und jenseits der Kinzig einer Gauversammlung anwohnen müsse. Thatsächlich aber begab er sich mit seinen Recken nach der entgegengesetzten Bergseite.

Diese Abwesenheit des verhaßten Gemahles glaubte Vela zur wohlvorbereiteten Flucht benützen zu können. In Begleitung ihres pfadkundigen Vertrauten schlug sie zu nächtlicher Stunde den Weg durch das Hüttersbacherthal nach dem Hochkopf ein, um von dort über Ernsbach nach dem Nordracherthal zu gelangen. In der Dunkelheit aber verloren die beiden Wanderer den richtigen Weg und kamen gegen Morgen an den Katzensteig. Dort aber liefen sie zu ihrem Entsetzen gerade Tuesko in die Hände. Vor Wut und Eifersucht aller Besinnung beraubt, drang er auf die Flüchtlinge ein. Ein Schwerthieb streckte den Trabanten nieder, während Vela wie ein gehetztes Wild auf Geradewohl im Waldesdickicht zu entfliehen suchte. Tuesko wie ein Wahnsinniger ihr nach. In seiner Wut ergriff er ein Felsstück und warf dieses mit Riesenkraft nach dem Weibe. Er traf nur zu gut. Mit zerschmettertem Haupte sank Vela blutüberströmt und tot zu Boden.

Beim Anblick seines im Jähzorn ermordeten Weibes sank Tuesko wie vernichtet an der Leiche nieder. Das Uebermaß des Schmerzes und der Reue ließ ihn allen Groll vergessen.

Unstät, und immer das blutige Bild der Ermordeten vor Augen, irrte er über die westwärts liegenden Höhen und Thäler und fand endlich ganz erschöpft Zuflucht und Trost in der einsamen Klause des Waldbruders Romoaldus im Ohlsbacher Thale. Dort lernte er die himmlischen Wahrheiten des Christentums und Gottes Gnade und Barmherzigkeit kennen. Auf Zureden des Klausners wieder nach seiner Burg im Schwaibacher Thal zurückgekehrt, ließ sodann Tuesko an der Stelle, wo er in blindem Zorn sein Weib getötet hatte, das sog. rote Kreuz errichten.

Der Geisterbur in Dantersbach.

Hinten im Dantersbach, dort wo der Weg vom Reeghof auf das Schänzle führt, sah man früher zu Zeiten auf einsamem Felde nächtlicherweise ein Licht. Niemand aus dem Gehöfte getraute sich aber an die verrufene Stelle zu gehen, um nachzusehen, was es mit dem gespenstigen Licht für eine Bewandtnis habe.

Nun hatte der Reeghofbauer einmal einen Viehbuben aus dem Schapbacherthal eingestellt. Drehersepp hieß der Bursche, von dem man behauptete, er fürchte sich vor dem Teufel nicht, weil er in seiner Heimat schon mancherlei verwegene Streiche ausgeführt haben sollte. Kaum hatte der Drehersepp von dem nächtlichen Lichte erfahren, als er auch schon beschloß, dem gefürchteten Gespenst auf den Leib zu rücken, sobald es sich nur einmal wieder sehen lasse. Er brauchte nicht lange zu warten.

„Völkere" *) sagte an einem der nächsten Abende der Reeghofbauer, „'s isch bigott wieder sellig unheimlich drüben am Schänzlifeld; der Geist goht wieder um."

---

*) Völkere = Dienstboten.

Digitized by Google

„Wo isch'r", fällt ihm drauf der Dreherſepp ins Wort. „Lueg, verwegener Kaib", entgegnete der Bauer, „heſch jo allewiel e los Mul, gell, jetzt dhuſch di kuſche!"

Der Sepp guckt zum Fenſter hinaus, ſieht drüben im fernen Ackerfeld die unheimlich gaukelnde Erſcheinung und ſagt: „Allo hopp; i packs!" Darauf zieht er flugs ſeinen Kittel an, nimmt eine Peitſche von der Wand und ehe die beſtürzten Hofleute es verhindern konnten, ſtürmte er zur Thüre hinaus ins nächtliche Dunkel, dem Waldſaume zu. Zwar mochte ihm das Herz doch ein wenig pochen; aber tapfer und kaltblütig eilte er der gemiedenen Stelle zu. Je näher er dem Lichte kam, deſto größer ſchien dasſelbe zu werden und endlich nahm dasſelbe die Geſtalt eines feurigen Mannes an. Keck trat Sepp auf den Geiſt zu. „Was biſch bigott au du für einer?" redete jetzt der Sepp den feurigen Mann an, „und was triebſch welleweg au do uße ſo alloi?"

Das Geſpenſt, welches mit einer glühenden Schaufel emſig in dem Ackerfeld herumhackte und wühlte, hielt plötzlich in der Arbeit inne und ſagte mit hohler Grabesſtimme:

„Ich bin ein Nordracher Bauer namens Jörg; bei meinen Lebzeiten habe ich durch Liſt und Betrug dieſen Acker an mich gebracht und durch Verſetzung des Grenzſteines auch meinen Nachbar noch ſchwer geſchädigt. Zur Strafe muß ich ſo lange nächtlicher Weiſe hier umgehen, bis einer kommt und mir hilft dieſen Stein an das richtige Lochen zu ſetzen. Ein großer Teil des durch meine Gewiſſenloſigkeit und Betrügerei unrechtmäßig erworbenen Geldes liegt unter dem falſchen Lochenſtein vergraben. Wer mich erlöst, dem gehört die Hälfte davon, die andere Hälfte den Armen, da von den rechtmäßigen Eigentümern niemand mehr am Leben iſt."

„Wo ſteht der Stein?" entgegnete Sepp.

„Hier", erwiderte der feurige Mann und deutete auf einen Fleck, der ebenfalls zu flammen ſchien.

„Schad, daß i koi Haue bi mer han", ſagte Sepp, „i hett en welleweg gli uße."

„Nimm hier", ſprach der Geiſt und reichte Sepp ſeine glühende Schaufel hin.

„Noi", ſagte dieſer, „dös Ding iſch mer zu brenzlich."

„Nimm nur", drängte das Geſpenſt, und warf das Geſchirr zur Erde; ſofort ſah es einer gewöhnlichen Schaufel ganz ähnlich.

Zögernd und äußerſt vorſichtig betrachtete Sepp das gefährliche Ding. Als er aber merkte, daß er keinen Schaden damit erleide, griff er herzhaft zu und ſchaufelte den bezeichneten Boden auf und kam bald auf den tief eingeſunkenen Stein, den er mit großer Anſtrengung auch bald heraus bekam. Dann trug er ihn auf die vom feurigen Mann bezeichnete, urſprüngliche Stelle und grub ihn dort nach außen ſichtbar regelrecht wieder ein. Darauf führte ihn das Geſpenſt wieder an die vorige Stelle, wo Sepp nach deſſen Anleitung nochmals tüchtig nachgrub. Bald ſtieß er auf eine eiſerne Kiſte, die er dann ans Tageslicht beförderte.

„Befolge jetzt genau, was ich Dir anvertraut habe, bezüglich der Verteilung, und habe herzlichen Dank für den unausſprechlich großen Dienſt, den Du mir heute geleiſtet haſt", ſprach der Geiſt,

Digitized by Google

fuhr Sepp mit der Hand über den Kopf, verschwand und ward seit der Zeit niemals wieder gesehen. Sepp aber legte seine Mütze auf die Kiste, holte aus einem nahen Feldschuppen einen Karren und fuhr mit seinem Schatze dem Reeghof zu. Dort war man in höchster Besorgnis wegen dem verwegenen Schapbacher Viehbuben. Man hatte deutlich die sonderbaren Hantierungen Sepps auf dem Geisterfeld, sowie das plötzliche Verschwinden des unheimlichen Lichtes vom Hof aus beobachtet.

Um so größer war das Erstaunen, als Sepp ächzend unter der schweren Last mit seinem Karren auf dem Gehöfte ankam. Mit Laternen eilten Bauer und Gesinde hinaus, um den Waghals zu empfangen und auszufragen. Zunächst wurde die schwere eiserne Kiste in die Stube hineingeschafft. Hier erzählte nun der Viehbub sein erlebtes grausiges Abenteuer. Mit Spannung und offenem Mund lauschten alle seinen kaum glaublichen Mitteilungen.

Jetzt ging es vor allem an das Oeffnen der rostigen Kiste. Viele Tausende alter Gold- und Silbermünzen befanden sich darin. Die Hälfte allein genügte, Sepp zu einem wohlhabenden Mann zu machen. Die andere Hälfte hat er auch richtig auf Zureden des Reeghofbauern unter genauer Schilderung des Sachverhaltes dem Pfarrherrn zur Verteilung unter die Ortsarmen übergeben. Er selbst aber begab sich später in seine Heimatsgemeinde, kaufte sich einen eigenen Hof, der noch heute unter seinem und des Geistes Namen als der „Dreherjörgleshof" bekannt ist. Eines aber ist ihm als Wahrzeichen zeitlebens geblieben. Von der Berührung des Geistes hatte er rote Haare bekommen und daher unter seinen Landsleuten den Uebernamen: „Der rote Dreherjepp."

23. Nordrach-Fabrik.

Gründung der Arbeiterkolonie.

Schon im Mittelalter wurde im Nordracher Thal Bergbau betrieben und silberhaltige Erze zutage gefördert. Im 18. Jahrhundert, als mehrjährige Mißernten und häufige Ueberschwemmungen die Bewohner des untern Kinzigthales in große Not versetzt hatten, faßte der Abt des Klosters Gengenbach, Benedikt Rischer, den hochherzigen Entschluß, durch Eröffnung neuer Erwerbsquellen den darbenden Armen Verdienst und Hilfe zu bringen. Einer seiner Mönche, ein Meister der Alchemie, hatte ein neues Verfahren entdeckt, um Glas von seltener Reinheit herzustellen.

Um diese Erfindung im Großen auszubeuten, ließ der Abt im entlegensten Teile des reichsstädtischen Gebietes, ganz hinten im Nordracher Thal große Fabrikanlagen bauen, worin zahlreiche Arbeiter durch Herstellung von Glas lohnenden Verdienst fanden. So gut es der menschenfreundliche Abt auch mit den Armen gemeint hatte, so sehr ward ihm später sein Thun mit Undank gelohnt.

Infolge unvorhergesehener widriger Verhältnisse kam die Glasfabrik in ihrem Einkommen nach ungefähr zehnjährigem Bestehen zurück, so daß dem Kloster in Gengenbach namhafte Ausgaben erwuchsen. Hierwegen mußte Abt Benedikt sehr herbe Vorwürfe von seinen Conventualen und den Reichsstädtern entgegennehmen. Tief gekränkt, legte er die Würde eines

Digitized by Google

Abtes nieder und begab sich als Verbannter selbst zu den Arbeitern in der Nordracher Fabrik, wo er auch seinen dauernden Wohnsitz nahm und durch ausgezeichnete Ratschläge und Anweisungen dem Unternehmen wieder aufzuhelfen suchte. Aber alle seine wohlmeinenden Absichten wurden durch eigensinnige Beschlüsse des Klosters wieder gekreuzt und vereitelt. So starb der edle Mann gebrochenen Herzens und wurde von den ihn hochverehrenden Arbeitern zu Grabe getragen. Erst nach dem Tode des Begründers, als die Fabrik gänzlich in Verfall zu geraten schien, entschloß man sich, die Ratschläge des Abtes Benedikt auszuführen. Man legte Kobaltwerke an, um daraus eine blaue Farbe zu gewinnen. Ebenso begann man Granaten zu schleifen und suchte aus Kobalt und Quarzsand Fayence und Halbporzellan herzustellen, was ebenfalls trefflich gelang. Bald kehrte jetzt wieder Wohlstand und Zufriedenheit in der Kolonie ein. Nach Aufhebung des Klosters Gengenbach wurde die Glasbläserei in eine Bürstenfabrik umgewandelt. In neuerer Zeit dienen die Gebäude, verschönert durch zeitgemäße Einrichtungen und Parkanlagen als Sanatorium für Lungenkranke.

24. Appenweier.

Vom Korker Waldbrief und Stierlauf.

Wenn die urwüchsigen und kräftigen Gebirgsbewohner von ihren Burgen und Schlössern, Bergen und Höhen, Thälern und Schluchten, Wildwassern und Seen, sich manche kernige Sagen erzählen, ist die Ebene weniger reich an derartigen poesievollen Traditionen. Doch haben sich auch mancherorts interessante Volkssagen bis auf die heutige Zeit forterhalten.

Die oben angedeutete Sage vom Korker Waldbrief enthält schon mehr oder weniger einen historischen Untergrund und hat folgende Bewandtnis:

Zwischen Zimmern und den Gemeinden Kork, Bodersweier, Linx, Windschläg und Appenweier herrschte s. Zt. wegen eines Schenkungsobjektes — eines großen Waldes — ein mehrjähriger Streit, worüber eine sagenhafte Urkunde Aufschluß giebt: Der Korker Waldbrief vom Jahre 1476 oder „der weiße Farren des Meister Paphnutius aus dem Schapbacher Thal". Bekanntmachung der Behörden aus den fünf Dörfern Kork, Bodersweier, Linx, Windschläg und Appenweier.

Dieser Waldbrief samt der Waldordnung wurde bis 1796 jedes Jahr in Gegenwart der 36 Heimburger und der umliegenden Bevölkerung auf dem Freihof zu Kork feierlich verkündet. Die staatsumwälzenden Ereignisse der folgenden Jahre ließen das alte Herkommen in Vergessenheit geraten.

25. Diersburg.

Die weißen Frauen von Thiersberg.

So ziemlich im hintersten Teile des Diersburger Thales liegen auf einer Anhöhe die Ruinen des alten Schlosses Thiersberg. Dort hauste vor alten Zeiten der fromme und tapfere Ritter Edelbert mit seinem Weibe und drei blühenden Töchtern, namens Edeltraut, Adelgund und Hildegard. Edeltraut war bereits mit Roland, dem jungen Ritter von Berghaupten verlobt

Digitized by Google

und nächstens sollte die feierliche Vermählung stattfinden, wobei Adelgund und Hildegard als Ehrenfräulein und Brautjungfern zum erstenmale sich öffentlich zeigen sollten. Zwar war die Zeit keineswegs geeignet zu festlichen Veranstaltungen; denn weit im Lande umher hallte es wieder von den Schrecknissen des entsetzlichen 30-jährigen Krieges. Doch hegte man allerwärts die Hoffnung, daß die schöne Ortenau vom Kriegsgetümmel verschont bleibe. Da kam zu allgemeiner Bestürzung die Schreckenskunde ins Land, daß die zügellosen Horden der Schweden unter Führung des Prinzen Weimar über Franken und Schwaben herangezogen kämen, die Schanzen und den Paß auf dem Kniebis erstürmt hätten und nun alles verheerend, plündernd und mordend das obere Kinzigthal herabgezogen kämen. Sowohl Ritter Edelbert von Thiersberg, als Roland von Berghaupten wußten, was in diesem Falle ihre Pflicht sei. Sie schlossen sich mit ihren Reisigen den kaiserlichen Völkern an, nachdem sie ihre Lieben dem Schutze Gottes anvertraut hatten. Weit draußen in der Ebene sammelte sich das kaiserliche Heer, zwar klein an Zahl, aber entschlossen, todesmutig die teure Heimat gegen feindliche Vergewaltigung zu schützen.

Indessen rückten die Schweden unheildrohend immer näher heran, und bald befanden sich Berghaupten wie auch Diersburg in der Gewalt der fanatisierten entmenschten Soldateska. Edelberts Gattin war unerwartet rasch gestorben, ohne ihren fern weilenden Gatten nochmals gesprochen zu haben, und als bald darauf die wilden Scharen auf das Schloß zustürmten, flüchteten die tieftrauernden Edelfräulein unter dem Schutz und Geleite eines treu ergebenen Dieners auf den Söller ihrer väterlichen Burg, wo sie sich vor den Nachstellungen der feindlichen Horden sicher wähnten. Ein treuloser Diener verriet jedoch den Schweden die Anwesenheit und den Zufluchtsort der Edelfräulein den toll zechenden Feinden. Bereits war unter Angst und Bangen die Mitternacht vorübergegangen, als etliche betrunkene Soldaten sich den Weg zum Söller des Schlosses bahnten. Ungestüm wurde an der von innen verriegelten Thüre angepocht und laute Drohungen ausgestoßen. Das Schrecklichste ahnend, suchten die Schwestern durch Verbarrikadierung der Thüre die rohen Eindringlinge abzuwehren. Als aber unter den erneuten Axthieben der betrunkenen Soldaten die Thüre krachend in Stücke ging, da blieb den drei Edeljungfrauen keine Wahl mehr als Mißhandlung oder Tod. Sie wählten das letztere und stürzten sich, ihre Seelen Gott empfehlend, zum Fenster hinaus in den tiefen Burggraben. Entsetzt und den heroischen Mut dieser tugendhaften Mädchen bewundernd, sahen sich die sonst so wilden und mordgierigen Kriegsleute an.

Drunten im Schloßhofe aber ertönten plötzlich kriegerische Fanfaren. Ritter Edelbert, das entsetzliche Schicksal seiner Lieben ahnend, war mit einem starken Zuge reisigen Volkes herbeigeeilt, und ihm hatte sich in banger Sorge Ritter Roland mit den Seinigen angeschlossen. Bald waren die Eindringlinge überwältigt und teils niedergehauen, teils gefangen genommen. Während der Kampf unten tobte, war Ritter Roland mit einigen Waffengefährten nach dem Söller geeilt, wo er die Wüstlinge beim Plündern betraf und schonungslos zusammenhieb. Leider kam er zu spät, sein Teuerstes noch zu retten.

Digitized by Google

Drunten im Burggraben lagen zerschmettert die Leichen der Schwestern. Edelbert von Thiersberg, der durch diesen schweren Schicksalsschlag ein vereinsamter Mann geworden war, wußte sich in christlicher Demut in sein herbes Schicksal zu ergeben. Er war Zeit seines Lebens ein Wohlthäter der Armen und in der That ein Vater seiner Unterthanen.

Tiefbetrauert schied er von seinen Untergebenen, um im Tode mit seinen Lieben auf ewig wieder vereinigt zu werden. Aber auch seine väterliche Burg überdauerte ihn nicht mehr lange. Sie fiel im Franzosenkriege der Vernichtungswut der Feinde anheim. Ritter Roland dagegen konnte den Schmerz über den Verlust seiner geliebten Edeltraut nicht verwinden. Er übergab Schloß und Herrschaft Berghaupten seinem Bruder Rudolf und zog sich in ein Kloster zurück, dessen Abt er später wurde.

Viele Jahre nachher aber umkreisten alljährlich am Weihnachtsabende drei weiße Gestalten die Turmruine, deren Gesang wie ferne Harfentöne zu vernehmen war. Dies ist die Sage von den weißen Frauen von Diersburg.

26. Durbach.

Sage vom Michelewitsch.

Einen Kilometer vom Hauptorte entfernt, an der Straße nach Ebersweier spukt der sog Michelewitsch. Es ist dies ein hier ermordeter russischer Offizier, der ob seiner verübten schweren Grausamkeiten von den empörten Bauern überfallen und getötet wurde. Zur Strafe für seine Verbrechen mußte er hier umgehen. Aengstlich meiden manche Leute auch heute noch bei Nacht diesen Weg, der an einem in den Felsen gesprengten Keller vorüberführt.

Vom Teufelseck.

Vor alten Zeiten sollte auf dem Berg, welcher sich südlich vom Schulhause (Gebirg) erhebt und dessen Spitze heute noch das Teufelseck genannt wird, ein Schloß gebaut werden. Das Fundament hierzu war bereits gegraben und auch schon das nötige Bauholz beigeführt worden. Jedoch an einem schönen Morgen lag das Holz auf dem Platze, wo heute das Schloß Staufenberg steht. Man glaubte hierin das Walten einer unsichtbaren Macht zu erkennen und hat deshalb auch das Schloß auf den Staufenberg gebaut. Heute noch aber sieht man auf der Teufelseck ein großes Loch — das sog. Teufelsloch — von dem die Leute behaupten, daß in dasselbe die Fundamente des alten Schlosses kommen sollten.

Auch Bernhard Baader weiß in seinen Volkssagen aus dem Lande Baden mancherlei von Durbach zu erzählen, als

Sage vom Verfahrenen Schüler.

Zu einem Durbacher Bauer kam eines Abends bei dem verfallenen Schloß im Stollenwald ein fremder Mann, der wie ein Handwerksbursche aussah und bat ihn, ihm dasselbe zu zeigen. Nachdem der Bauer es gethan,

Digitized by Google

stieß der Mann mit dem Fuß ein großes schweres Felsstück wie ein leichtes Steinchen vom Platz, wodurch er eine im Boden liegende Kiste zum Vorschein brachte. Diese schloß er mit einem Schlüssel, welchen er aus seiner Tasche zog, auf und sagte dem Bauer, er möge nun von dem Geld, womit die Kiste bis oben angefüllt war, so viel nehmen, als er Lust habe. In der Meinung, später den ganzen Schatz holen zu können, nahm der Bauer nur gegen 1000 Gulden und fragte hierauf den Mann, wer er denn sei. „Ein verfahrener Schüler!" antwortete derselbe, schloß und deckte die Kiste zu und verließ den Bauern, der sich eilig nach Hause machte, jedoch bald mit seinen Knechten wieder auf dem Schlosse war. Dort konnte er aber ungeachtet alles Suchens die Kiste nicht mehr auffinden, und auch den verfahrenen Schüler, welchem er oft zu Gefallen ging, bekam er niemals wieder zu Gesichte.

Schatz bei Durbach.

Ein Durbacher Bube sah auf dem Gute seiner Eltern einen Hafen voll Käfer, die alle schwarz waren, außer dem obersten, der eine außerordentliche Größe und einen prächtigen Glanz hatte. Der Knabe nahm den Hafen mit den Käfern und trug ihn fort; als er aber die Grenze des Gutes überschritt, wurde derselbe plötzlich so schwer, daß er ihn niederstellen mußte und fortlief, um andere Buben zu holen. Als er mit denselben herbeikam, rief einer von ihnen: „Seht da steht der Hafen!" und sogleich versank dieser mit seinem Inhalt unter großem Getöse, worauf die Jungen erkannten, daß die Käfer ein Schatz waren, um welchen sie sich durch ihr Rufen gebracht hatten.

Geld sonnt sich.

An den Freitagen im März heben sich die vergrabenen Schätze aus dem Boden, um sich zu sonnen. Ein Mädchen aus Durbach, welches an einem solchen Tage auf den dortigen Wiesen graste, erblickte nicht weit von sich, auf einer Erhöhung einen Haufen glänzendes Gold von 3—4 Sestern. Eilig sprang sie darauf zu; ehe sie aber ganz dort war, rief ihr der Knecht zu: „Wo willst du hin?" da versank der Haufen, und sie konnte davon nur noch 7 Silberstücke erhaschen, die von uraltem Gepräge waren.

Die Hexe von Durbach.

Eine Wirtsfrau im Durbacher Thal ging mehrere Tage hintereinander nach dem Mittagessen aus und kam erst in zwei Stunden wieder nach Hause. Ihrem Manne fiel dies endlich auf; er schlich ihr nach und fand sie auf einem Fruchtfeld auf einer Menge Eier sitzen. „Was machst du da?" fragte er, und sie antwortete: „Hättest du nur noch eine Viertelstunde gewartet, so wäre ein starkes Hagelwetter gekommen und hätte die ganze Ernte zerschlagen." Da nahm er sie mit in den Ort zurück und klagte sie der Zauberei an, deren sie auch schuldig befunden und öffentlich verbrannt wurde.

Digitized by Google

Heimbach. — Sage vom Zauberbüchlein.

Zwischen Hespengrund und Ergersbach liegt das zur Gemeinde Durbach gehörige Thälchen Heimbach. Einstmals ging ein Mann aus Heimbach, der sehr arm war und viele Kinder hatte, in den Hölzleswald und rief einmal über das andere: „Wenn nur der Teufel käme und mir Geld brächte!" Da kam ein Jäger zu ihm und fragte, ob es ihm ernst sei, daß der Teufel ihm Geld bringen solle. Nachdem der Mann dies bejaht hatte, gab ihm der Jäger ein Büchlein mit den Worten: „Lies fleißig darin, so bekommst du Geld genug!" Hierauf entfernte er sich. Der Mann fing gleich an, in dem Büchlein, welches voll Zauberei war, zu lesen; aber kaum war er mit einem Blatte fertig, so wurde er von unsichtbarer Hand in die Lüfte gehoben, und pfeilschnell fortgetragen. Voll Angst schrie er zu Gott um Hilfe, worauf er, ohne sich viel zu beschädigen, vor dem Wald herabfiel. Das Büchlein nahm er mit nach Hause. Weil aber weder er noch sonst jemand darin zu lesen wagte, war es nach einigen Tagen verschwunden.

27. Müllen.

Sage vom Ulrichsbrünnele.

Das sog. Ulrichsbrünnele ist eine Quelle unweit des Dorfes an der Gemarkungsgrenze gegen Altenheim, bei einem großen Feldkreuz und übermauert durch ein Gewölbe. Von diesem geht folgende Sage:

Von einem Besuche des Bischofs von Straßburg nach seinem Diözesansitze Augsburg zurückkehrend, beabsichtigte St. Ulrich noch im Kloster Schuttern Einkehr zu nehmen, um den dortigen Abt zu begrüßen. Auf dem Wege dahin, bei heißer Sommerszeit von heftigem Durste gequält, stieß der fromme Bischof in glaubensstarkem Vertrauen auf die übernatürliche Hilfe Gottes seinen Stab in die Erde, worauf alsbald eine frische Quelle hervorsprudelte, die unter dem Namen „Ulrichsbrünnele" heute noch vorhanden ist und somit der Nachwelt Zeugnis ablegt, was der Glaube des Gerechten vermag. Und in der That ist diese Quelle in mehr als einer Hinsicht sehr merkwürdig. Denn ganz in der Rheinebene liegend, kann sie doch nicht der Ausfluß des Horizontalwassers der unweit dahinfließenden Schutter sein, weil diese Quelle höher gelegen als der Spiegel des Baches. Auch hat die jetzt lebende Bevölkerung des Dorfes Müllen noch niemals ein Versiegen, selbst bei lange anhaltender Dürre und Trockenheit im Sommer oder ein Eingefrieren auch nicht bei der strengsten Winterkälte wahrgenommen oder von solch einem Vorkommnis aus früheren Zeiten erzählen hören.

Auch soll das Wasser dieser Quelle schon von Chemikern untersucht worden sein und insofern sehr sonderbar und eigentümlich erwiesen haben, als auch nicht eine Spur irgend welcher mineralischer Beimischung darin entdeckt werden konnte. Früher soll eine St. Ulrichskapelle darüber erbaut gewesen sein, die aber im Franzosenkrieg anno 1799 zerstört worden ist. Ueberdies ist die Pfarrkirche in Müllen St. Ulrich geweiht.

Digitized by Google

28. Ortenberg.

Der bekehrte Ritter.

Ueber diese Sage berichtet Bernhard Baader: Ein Ritter in der Ortenau war so böse, daß er jeden seiner Leibeigenen, der ihm beim Fahren nicht auswich, niederstach. Um ihn zu bekehren betete, seine fromme Gemahlin Tag und Nacht und lud einst viel Bischöfe und Priester zum Mittagsmahl. Bei dessen Beginn sagte der Ritter zu seinen Gästen, sie sollen nun fröhlich sein, aber nichts von der Ewigkeit sprechen. Darauf erwiderte einer der Geistlichen:

„Jeder Mensch bedenke das Gebot: Was du nicht willst, das dir geschehe, das thue auch keinem andern! und: Alles was du willst daß dir die andern thun, das thue ihnen auch!"

Diese Lehre ging dem Ritter so zu Herzen, daß er beschloß, sich zu bessern. Nach aufgehobener Tafel gab er seinen Gästen noch drei Stunden weit das Geleite, und als er dann wieder heimwärts fuhr, kam ihm einer seiner Bauern mit einem Wagen voll Holz entgegen, an den sechs Ochsen gespannt waren. Beim Erblicken seines Herrn wich der bestürzte Bauer mit seinem Fuhrwerk so weit aus, daß dasselbe in den Straßengraben stürzte. Schnell sprang der Ritter hinzu, half Ochsen und Wagen heraufschaffen und sagte dem erstaunten Bauern, er solle ihm künftig nicht mehr als andern ausweichen. Darauf fuhr er weiter und begegnete einem fremden Männlein, das ihn um ein Almosen bat. Indem er ihm einen Kronenthaler gab, fragte er, wo es übernachten werde. „Unter einem Baum!" erwiderte es, worauf der Ritter sagte: „Setze dich lieber zu mir in den Wagen und bleibe auf meiner Burg (Ortenberg) über Nacht." Auf dem Schloß angekommen wollte das fremde Männlein mit einem Platz im Stalle verlieb nehmen; allein der Ritter räumte ihm sein eigenes Bett ein. In der Nacht wurde er durch das Jammern des Fremdlings geweckt, der über brennenden Durst klagte. Der Ritter stand auf und ging selbst in den Hof um Wasser zu holen. Beim Aufziehen des Eimers bückte er sich aber zu tief in den Brunnen und stürzte kopfüber hinein. Am Morgen sah die Magd ihn tot darin liegen, und als man den Leichnam herausgezogen, fand man auf seinem Herzen mit goldenen Buchstaben geschrieben, daß er wegen seiner gründlichen Bekehrung gleich in den Himmel gekommen sei. Das Männlein aber war verschwunden und in seinem Bett keine Spur, daß jemand darin gelegen sei.

Erlöste Schätze in Käfersberg.

Obwohl Ortenberg gerade nicht reich an interessanten Sagen ist, so hat es doch nebenbei an Hexen, feurigen Männern, verzauberten Hunden mit glühenden Augen, so groß wie Pflugrädchen, Irrlichtern und derlei unheimlichen Dingen doch keinen Mangel.

So erzählt man sich unter anderem: In einem großen Kriege in früheren Zeiten kam auch in den Zinken Käfersberg Einquartierung. Alle Wohnungen waren vollgepfropft mit feindlichem Militär, nur ein einziges Haus, und dazu gerade das schönste, blieb davon verschont. Dem Hauptmann war dies natürlich auffällig, und fragte er den Ortsvorsteher nach

Digitized by Google

der Ursache hierwegen. Zu seinem Erstaunen wurde ihm bedeutet, daß es in diesem Hause spuke; es trieben Gespenster darin ihr Unwesen, deshalb sei es auch unbewohnt. Der Offizier, welcher an solche Dinge nicht glaubte, kommandierte sofort sieben Mann in das verrufene Haus und nahm selbst darin Quartier. Er ließ reichlich Speise und Trank herbeischaffen, gab aber den Befehl, daß die gesamte Mannschaft die ganze Nacht über wach bleiben müsse. Richtig, eine Stunde vor Mitternacht erhob sich ein Rumpeln und Poltern in den leer stehenden Räumen des Hauses. Es dröhnte, krachte und heulte, als wäre die Hölle losgelassen. Da nirgends etwas zu erblicken war, harrten der Hauptmann und seine Leute erwartungsvoll der Dinge, welche sich da weiter entwickeln werden. Da — mit dem Glockenschlag 12 Uhr flog die Thüre des Wachtzimmers sperrangelweit von selbst auf, und auf der Schwelle erschien eine gespenstige Gestalt, riesengroß in graue schlotternde Gewänder gehüllt.

Das Gespenst winkte den Soldaten mitzukommen. Auf einen Wink ihres Hauptmannes folgten diese. Die Sieben wurden nun zunächst über einen Hof geführt. An einer Mauer standen Schaufel und Karst. Das Gespenst befahl nun, selbige zu nehmen. Die beherzten Kriegsleute sagten jedoch: „Wir haben dieses Zeug nicht hingestellt, wir nehmen es auch nicht weg."

Nun befahl der Geist, sie sollen die Erde aufgraben. Die Antwort hieß: „Wir haben nichts „unteridolbet"; wir dolben auch nichts auf."

Darauf gings weiter bis zu einer Thüre. Das Gespenst verlangte, daß einer die Thüre aufmachen sollte. Es hieß abermals: „Wir haben die Thüre nicht zugemacht; wir machen sie auch nicht auf." Darauf flog die Thür mit großem Getöse von selber auf. Rings um einen großen Tisch saßen geharnischte Männer. Ein Seufzen, hohl wie aus Grabestiefen klang den bestürzten Soldaten entgegen.

Darauf erhob sich ein graubärtiger Mann mit altertümlicher Sturmhaube auf dem Kopfe und langem verrostetem Schwerte umgürtet, trat gegen die Eindringlinge vor und sagte:

„Gott sei Dank! endlich haben wir vor dem Allmächtigen Gnade gefunden. Wir waren einst Krieger wie ihr, aber grausam und herzlos haben wir hier gehaust gegen die friedlichen Bürger, Armen, Witwen und Waisen. Nichts war uns heilig, weder Alter noch Jugend, Unschuld und Tugend. Zur gerechten Strafe waren wir hier als Hüter unserer geraubten Schätze in Qual und Finsternis verbannt, bis christlich handelnde Krieger erlösend uns vor Augen treten. Die Stunde ist heute gekommen. Gelobt sei der Herr der Heerscharen!"

In demselben Moment sprangen alle geharnischten Männer von ihren Sitzen empor, warfen ihre Schwerter auf die rings umherstehenden eisernen Kisten und verfielen vor den Augen der erschreckten Soldaten zu Staub und Asche.

Auch der Hauptmann zog salutierend sein Schwert und seinem Beispiel folgten seine sieben Untergebenen. Dann befahl der Offizier, die Kisten zu öffnen. Es geschah mit leichter Mühe. Der Inhalt an Gold, Silber und Juwelen war von unermeßlichem Werte. Die Hälfte hiervon wurde später

Digitized by Google

den beherzten Soldaten zugesprochen, welche dadurch zu Reichtum und Wohlstand gelangten. Von Gespenstern hat man aber in diesem verrufenen Hause von da an niemals wieder gehört.

Der Schilliheiner.

Spät abends kehrt der sog. Schilliheiner aus Ortenberg von Offenburg heimwärts, kommt aber von einer unsichtbaren Macht gezogen, vom Wege abseits in den Schloßwald. Er weiß gar nicht, wo er ist. Plötzlich sieht er ein Lichtlein, geht darauf zu, in der Meinung, dort eine Behausung zu finden, von wo aus er sich wieder orientieren könne.

Das vermeintliche Licht aber flackert hin und her, immer weiter ins Dunkle hinein und immer eiliger eilt der Heiner dem Lichtlein nach, das er doch nicht zu erreichen vermochte. Endlich kommt er vor eine düstere Höhle, von der er zuvor nie etwas gehört hatte. Noch hatte er sich aber von seiner Ueberraschung kaum erholt, als er vor sich einen hünenhaften Krieger in französischer Uniform vor sich erblickte.

„Wer bist du, der unsere Ruhe stört?" redete ihn barsch der fremde Kriegsmann an.

„J—i—i—ich bin der Schilliheiner vo Orteberg", sagte der Angeredete bestürzt, „und was sin ihr für einer?"

„Ich bin französischer Offizier", sagte der Kriegsmann, der anno 1813 hierher versprengt, mit seinen Leuten abgeschlossen, in dieser Höhle Zuflucht und den Tod fand. Wie geht es unserm siegreichen Kaiser und seiner großen Armee?„

„Mir hent koi Kaiser und d'Franzose hent au koiner", stotterte der Schilliheiner.

„Kameraden, so haben wir umsonst gekämpft und gelitten in diesen deutschen Landen!" rief jetzt wutentbrannt der französische Offizier, „auf, nehmt wenigstens Rache an diesem deutschen Barbaren!"

Wie aus dem Boden gewachsen, erstanden jetzt ringsum welsche Krieger, die den zu Tode erschrockenen Heiner zu umzingeln und zu quälen drohten. In seiner Angst rief er: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" und eilte spornstreichs auf Geratewohl Ortenberg zu. Eben schlug die Uhr auf dem Kirchturme 1 Uhr und damit war aller Spuk verschwunden. Mit schneeweißen Haaren kam der Schilliheiner endlich schweißtriefend zu Hause an. Um keinen Preis ging er abends nach Betglockläuten mehr über Feld.

29. Offenburg.

Gespenstiger Franziskaner.

Als zu Offenburg das Kloster der schwarzen Franziskaner noch bestand, ging darin ein gespenstiger Pater um, welcher den Kopf unter dem Arme trug. Einst in einer Mondnacht kam eine Frau, die glaubte, es sei morgens 5 Uhr, in das Kloster, um zu beichten. In dem Gang begegnete ihr bei der Gruft das Gespenst und sprach:

Digitized by Google

„Geht wieder heim, es ist erst zwei Uhr und zum Beichten noch nicht die Zeit. Da erst bemerkte die Frau, wem sie begegnet sei und machte sich entsetzt so schnell sie konnte, wieder von dannen. —

30. Weingarten.

Maria Schnee zu Weingarten.

Die alte Kapelle zu Weingarten war abgebrochen und ihr noch brauchbares Bauholz auf den sog. Gottesacker in der Zeller Gemarkung geführt worden, wohin die neue Kirche gebaut werden sollte. In der Frühe lag aber das Holz auf dem Platz der alten Kapelle, und ebenso, nachdem es wieder zurückgebracht worden war am zweiten Morgen. Nochmals schaffte man es auf den Gottesacker und ließ es in der Nacht von zwei Zimmergesellen bewachen.

Trotz dessen befand sich am Morgen das Holz an der alten Stelle und auf ihm lagen fest schlafend die beiden Gesellen, welche, als sie geweckt wurden, nicht wußten, wie sie hierhergekommen seien. Auch war in dem Schnee, der, obgleich es Sommer war, abends in der Gegend gefallen, keine Spur von der Verbringung des Holzes zu entdecken gewesen. Auf dieses baute man die Kirche hierher und gab ihr, weil auch daselbst ein singendes Vesperbild gefunden ward, den Namen: Maria Schnee. Diese alte Wallfahrtskirche Maria ad nives in Vineis brannte im Bauernkriege ab. Die gegenwärtige Kirche wurde 1596 erbaut und zu Ehren S. S. Ap. Philippi et Jacobi geweiht.

31. Rammersweier.

Sage von den Wölfen und Eseln.

Im Anfange des 16. Jahrhunderts drang die Lehre Martin Luthers von Straßburg aus auch in die Ortenau und zu jener Zeit wurden für die Rammersweier zustehende Kirche zu Weingarten protestantische Geistliche angestellt. Besonders Wilhelm von Fürstenberg, damals Herr des Kinzigthals und der Ortenau war es, welcher nach Kräften die Reformation in seinen Herrschaften begünstigte und zu befestigen suchte. Dies fand mitunter aber auch heftigen Widerstand von Seiten des gläubigen Volkes. Auch selbst in der Pfarrkirche zu Weingarten kam es zu einem heftigen Auftritt gegen einen unbeliebten, gewaltsam eingesetzten protestantischen Geistlichen.

Als derselbe die neue Lehre Luthers verkündigte, ergrimmten die Rammersweierer, stürmten auf die Kanzel, schlugen den Geistlichen mit Rebstecken und rissen ihn von der Kanzel herab, während die Zeller ganz verblüfft zusahen. Der mißhandelte Pfarrer rief donnernd in die Kirche: „Die Rammersweierer fallen mich an wie reißende Wölfe, und die Zeller schauen ruhig zu wie die Esel!"

Von diesem Auftritt an haben die Rammersweierer den Namen „Wölfe" erhalten, während die Zeller mit dem Namen „Esel" geschimpft werden.

Zum Dank für die Standhaftigkeit im Glauben haben die Rammersweierer heute noch das Vorrecht bei der Fronleichnamsprozession. Bei derselben

Digitized by Google

trägt nämlich ihr Gemeinderechner allen Gerichtsherren des Kirchspiels voranschreitend, eine mächtige Wachskerze (sog. Glaubenskerze), welche an die Standhaftigkeit der Rammersweierer in ihrem Glauben erinnern soll.

32. Waltersweier.

Die Waltersweierer führen den Uebernamen „Rotmäntel". Und das kommt daher: In den Napoleonskriegen lagerte eine Abteilung Franzosen im nahen Gottswald, der heutzutage noch „Franzosenschlag" heißt. Die Frauen von Waltersweier, aus Neugierde angereizt, besuchten die Franzosen draußen in ihrem Lager und blieben schließlich bei ihnen. Als ihre Männer solche wieder zu ihrer Pflicht zurückführen wollten, machten sie sich unauffindbar, indem sie die roten Mäntel der Soldaten umhängten. (Ist bloß eine Sage und von deutschen Frauen absolut nicht glaubbar.)

33. Zunsweier.

Sage von der Eselsgaß.

Im Bellenwalde wird ein alter Weg durch eine Schlucht „Eselsgaß" genannt. Der Sage nach war die Besitzerin dieses Waldes ein Freifräulein von Wetzlar. Einst ritt sie auf einem Esel auf diesem Wege im Walde spazieren. Da wurde sie von Räubern überfallen, welche sie entführen und dadurch reiches Lösegeld zu erpressen suchten. Auf ihr Hilferufen eilten aber etliche Holzhacker herbei und befreiten die Jungfrau. Zum Danke für ihre Rettung schenkte das Edelfräulein den ganzen Wald an Zunsweier und Berghaupten. Jener Weg aber nebst Schlucht heißt seitdem: „Eselsgaß". Der Name Bellenwald soll von einem Fräulein von Bellin herstammen.

Digitized by Google

III. Sagen aus dem Amtsbezirk Oberkirch.

34. Erlach.

Entstehung des Läutens am ersten Fastensonntag.

In früheren Zeiten hatte Graf Johann von Erlach mit seiner Gemahlin, Kunigunda von Schauenburg, in den Zöllerhofen der Erlacher Gemarkung ein Schloß. Deren einzige Tochter war mit dem Grafen von Ulmburg verlobt. Während einer auf dieser Burg stattfindenden Festlichkeit sank das Edelfräulein gerade unter dem Tanze vom Schlag getroffen tot zu Boden. Da Hans von Erlach keine weiteren leiblichen Erben besaß, schenkte er den Maiwald und Ulmhardt nebst noch andern Gebietsteilen den Orten der Gerichtsstätte Ulm und verlangte hierfür nichts weiter, als daß in Ulm am ersten Fastensonntage eine Stunde lang mit sämtlichen Glocken geläutet und am folgenden Tag für ihn und seine Familie ein Seelenamt gehalten werden solle, was heute noch geschieht. Auch hat besagter Ritter Hans von Erlach die große Glocke und einen Kelch in die Kirche zu Ulm gestiftet.

35. Ibach.

Entstehung des Namens I-bach.

Hierüber geht folgende Sage: Zur Zeit der Gründung dieses Ortes war im ganzen Dorf nur eine einzige Backmulde vorhanden, welche von den Einwohnern abwechselnd zur Bereitung ihres Brotes benützt wurde. Nun wollten einmal einige Frauen am gleichen Tage und zu gleicher Zeit die Backmulde benützen. Weil aber keine warten wollte, so entstand heftiger Streit unter den Weibern, wobei alle durcheinander schrieen: „I back“ (I, bach! I, bach! I, bach!) von welchem Ausruf der Name „Ibach“ entstanden sein soll.

36. Lierbach.

Sage von der Felsenkirche.

Im Lierbachthal, nicht weit von dem Wege, der von Oppenau nach Allerheiligen führt, liegt auf einer einsamen Waldstelle ein riesiger Felsen, der beinahe die Gestalt einer halbzerfallenen Kirche hat. Nach der Sage soll er auch in uralten Zeiten eine der ersten christlichen Kirchen des Landes gewesen sein, die ein edler Alemanne gestiftet habe. Hierüber erzählt man sich folgendes:

Besagter Ritter, Starkmuth mit Namen, hinterließ bei seinem Tode sieben Töchter, die ebenso fromm als schön waren und auf der väterlichen Burg miteinander in tiefer Stille und Eingezogenheit in freiwillig gelobtem jungfräulichem Stande lebten. Es war um die Zeit, als der Hunnenkönig

Digitized by Google

Attila, die Geißel Gottes genannt, mit seinen wilden Horden an den Rhein kam, um auch Gallien (das heutige Frankreich) zu erobern. Zu dem Zwecke ließ er eine ungeheure Menge Flöße bauen, um darauf überzusetzen. Von den Haufen, die ausgeschickt wurden, um das nötige Holz hierzu aus dem Schwarzwald zu fällen und herbeizuschaffen, kamen etliche dieser Barbaren durch Zufall auch auf die Burg, wo die sieben Schwestern hausten. Diese rohen und entmenschten Kriegsleute ehrten ebensowenig die Tugend als die Wehrlosigkeit und wollten ihren frechen Begierden freie Zügel lassen. Die Jungfrauen sahen hier nur die Wahl zwischen Tod oder Schande; aber sie waren augenblicklich entschlossen, ersteren vorzuziehen. Sie hatten sich bereits vor den Unholden auf den Söller des Schlosses geflüchtet und standen eben im Begriff, nachdem sie ihre Seelen Gott empfohlen, sich von da in den tiefen Burggraben hinabzustürzen, als ihr alter treuer Diener bei ihnen eintrat und ihnen riet, sich gegen Abend in einen unterirdischen Gang in die Kirche zu flüchten, welche ihr Vater einst erbaut hatte. Er hoffe bis dahin die wüsten Gesellen beim Trunke hinhalten zu können und meinte, sie würden nicht so leicht darauf verfallen, auch in die Kirche zu dringen, die abseits hinter einem Wäldchen ziemlich versteckt lag. Die sieben Schwestern befolgten diesen Rat und erreichten auch glücklich die heilige Stätte; aber ein treuloser Knecht, der ihre Flucht bemerkt hatte, verriet den Hunnen das Asyl der Jungfrauen. Diese stürzten wuterfüllt nach dem einsamen Gotteshaus. Als sie aber die fußdicke eichene Thüre von innen verriegelt fanden, fällten sie eine junge Tanne, um mit dem Stamm gegen die Thüre Sturm zu rennen und sie aufzusprengen. Während dessen knieten die frommen Edelfräulein in Thränen aufgelöst und in inbrünstigem Gebete vor dem Bilde der Gottesmutter.

Hier im einsamen Walde, fern von jeder menschlichen Hilfe und an einer Stätte, wo sie sich den Tod nicht geben konnten, sahen sie sich unabwendbar der viehischen Lust asiatischer Horden preisgegeben, wenn Gott nicht ein Wunder that. Und wirklich — der Himmel hatte Erbarmen.

Als die Wüstlinge mit dem gefällten Stamme zurückkehrten, um jetzt ihr Vorhaben auszuführen, war der Eingang zur Kirche nicht zu finden und nirgends eine Spur mehr von der vorigen Pforte zu erblicken. Sogar die Fenster und andere Oeffnungen waren verschwunden. Wohl stand die Kirche noch da, jedoch nur ein mächtiger undurchdringlicher Fels, aus dessen Innern leise und erschauernd ein Psalmenchor jungfräulicher Stimmen ertönte. Bestürzt ob dem merkwürdigen Ereignis eilten die Hunnen von dieser Stätte und erschlugen auf dem Rückwege zornentbrannt jenen treulosen Knecht, welcher sie nach der merkwürdigen Kirche gewiesen hatte. So ward dieser selbst das alleinige Opfer seines tückischen Verrats.

Noch vernimmt zuweilen der einsame Thalbewohner in stillen Nächten liebliche Gesänge, die aus dem Felsen zu erklingen scheinen und das Herz mit frommem Sehnen erfüllen.

Sage vom Eselsbrunnen, dem Zigeunerwald und Reitersprung.

Am Westabhange des sog. Eselskopfes, auf einer Anhöhe von 760 m befindet sich der Eselsbrunnen, welcher durch das Scharren eines Esels entstanden sein soll.

Digitized by Google

Als im Jahre 1196 die fromme Gräfin Utta von Schauenburg das Kloster Allerheiligen stiften wollte, da überließ sie es dem Himmel selbst, den Ort zu bezeichnen, wo das Gotteshaus erbaut werden solle. Das zum Bau erforderliche Geld wurde in einen Sack verpackt, auf einen Esel gelegt und dieser in den Wald hinaus getrieben, wo man ihm gänzlich freien Lauf ließ. An der Stelle, wo der Esel den Sack abwerfe, solle dann das Kloster errichtet werden. Das Tier trabte nun mit seiner kostbaren Last den Berg hinauf gegen die Atzelbacher Höfe zu und legte sich in deren Nähe nieder, ohne jedoch den Sack abzuwerfen. Weil es heftigen Durst verspürte, scharrte es mit seinen Hufen ungestüm auf dem Boden, worauf die noch heute sprudelnde Quelle hervorsickerte, welche unter dem Namen „Eselsbrunnen" bekannt ist. Von da weg lief der Esel weiter nach dem hintern Buchwald und von dort nach dem Nordabhang des Hundskopf, wo er an höchst unwirtlicher Stelle auf einer Höhe von 699 Metern den Geldsack abwarf.

Lange war man unschlüssig, ob man hier auf diesem ungünstigen Platze das Kloster erbauen solle. Endlich entschied geistlicher Rat dahin, daß man auf dieser Bergeshöhe zu Ehren der heiligen Ursula, an deren Gedenktag das Ereignis geschehen, eine Kapelle, das Kloster selbst aber am Fuße des Berges im Lierbachthale erbauen solle, was dann auch geschah. Unter manchfachen Schicksalsschlägen hat die Abtei Allerheiligen 607 Jahre bestanden, bis sie im Jahre 1803 aufgehoben wurde.

Der Reitersprung, ein Felsen, von dem einst ein von kaiserlichen Soldaten verfolgter Schwede hinabstürzte, wird vom Känzele aus am besten gesehen. —

Nicht weit vom Eselsbrunnen ist der Zigeunerwald, wo vor Zeiten die Zigeuner hausten. Dieselben trieben in der Umgegend ihr Diebes- und Wahrsagegeschäft und verwahrten das Gestohlene in einer 15 Meter langen Felsenhöhle, die auch heute noch „Zigeunerhöhle" genannt wird.

37. Nußbach.

Sage vom Weilerwald.

Etwa eine halbe Stunde von Nußbach, zwischen Herzthal und Nesselried liegt der Weilerwald. Von diesem geht die Sage, daß eine Hexe und drei verwunschene Nußbacher Gemeinderäte darin ihr Unwesen treiben. Drüben im Bottenauer Thal hatte nämlich vor hundert und etlichen Jahren eine Frau gelebt, die weit und breit als schlimme Hexe gefürchtet wurde. Als sie endlich mit Tod abging, hatte man die Leiche nach Durbach geführt und dort auf dem Gottesacker begraben. Als aber die Leichengänger von der Beerdigung wieder nach Bottenau zurückkamen, schaute die Hexe zu allgemeinem Entsetzen in ihrer früheren Behausung oben zum Speicherladen heraus und rief: „Gelt, ich bin vor euch da!"

Dies Ereignis wurde einem Oberkircher Pater gemeldet. Dieser kam und beschwor die Hexe in einen Sarg. Weil aber weder die Durbacher noch die Bottenauer die unheimliche Tote in ihrer Nähe wissen wollten, verscharrte man den Sarg im Weilerwald. In eben diesem Walde müssen, wie bereits gesagt, auch drei Gemeinderäte aus Nußbach umgehen, weil sie in leichtfertigster Weise die Gemeinde auf ewige Zeiten schwer geschädigt

Digitized by Google

hatten. Als nämlich im 15. Jahrhundert der Korker Wald verteilt wurde, waren auch die drei Gemeinderäte als Vertreter der Gemeinde Nußbach zur Anteilnahme eingeladen worden.

Aus Gleichgültigkeit und um nicht etwa später im Walde fronen zu müssen, blieben die bequemen drei Ortsväter von der Verhandlung weg. Dies wurde dann von den übrigen am Erbe beteiligten Gemeinden so aufgefaßt, als wenn die Nußbacher keinen großen Wert auf Waldbesitz legten und durch ihr Nichterscheinen auf ihren Anteil Verzicht leisteten. In diesem Sinne wurde der große Waldkomplex denn auch rechtsgültig unter die fünf übrigen Gemeinden verteilt, wobei Nußbach durch die Schuld und Pflichtvergessenheit ihrer Ortsvorgesetzten leer ausging. Als dies Resultat und die Ursache hierwegen unter der Nußbacher Bevölkerung bekannt wurde, setzte es laute Verwünschungen gegen die Schuldigen ab. Ihres Lebens nicht mehr sicher, flüchteten dieselben in den Weilerwald und erhängten sich dort alle drei an einen Baum. Zur Strafe für ihren Leichtsinn müssen sie seither als Gespenster im Weilerwalde umgehen.

Sage vom Teufelsstein.

Die Wendelinskapelle bei Nußbach stand früher noch weiter vom Dorfe entfernt bei Herzthal hinter dem sog. Erbsengarten, 262 m ü. d. M., da wo jetzt ein Bildstock errichtet ist. Damals wollte der Satan sie zertrümmern, zu welchem Zwecke er mit Hilfe anderer Teufel den größten der zwölf Steine auf seine Schulter lud und damit durch das große Rappenloch auf den Berg über der Kapelle ging (315 m hoch). Dort begegnete er einem alten Männlein, dem er auf die Frage: was er vorhabe, antwortete:

„Den Schweinestall da unten, worin ein paar alte Säue grunzen, will ich mit dem Felsen zusammenwerfen!"

Dabei zeigte er auf die Kapelle, worin einige alte Weiber beteten. Das Männlein redete ihm zu, vorerst seine Last abzulegen und auszuruhen; allein er schlug es ab, weil er den Stein nicht mehr in die Höhe bringen könnte, bei dessen Aufladen ihm alle seine Genossen hätten helfen müssen.

„Ich bin stärker als diese zusammen und kann ihn dir wieder aufhelfen," erwiderte das Männlein und bewog dadurch den Teufel, seine Bürde abzusetzen. Kaum war dies geschehen, so entfernte sich das Männlein, welches wahrscheinlich St. Wendelinus selber war, und der Satan mußte den Felsen liegen und die Kapelle stehen lassen. Vor Wut biß er in den Stein, wobei seine Zähne, wie zuvor als er ihn trug, seine Krallen und Schulterknochen sich eindrückten. Noch jetzt liegt der Fels, welcher der „Teufelsstein" heißt, auf dem Platze, und nachts treibt dort der Böse sein höllisches Wesen, wobei er manchmal unter Peitschenknall mit sechs Geißböcken fährt.

Andere Sage von der Hexe von Bottenau.

Vor mehr als hundert Jahren starb in Bottenau ein verrufenes lediges Weibsbild, welches heimlich etliche Kinder geboren und umgebracht hatte. Nachdem sie begraben war, klopfte es nachts an die Thüre ihrer Wohnung und ohne zu fragen, wer da sei, öffneten die Leute. Hätten sie die Frage

Digitized by Google

gethan, würde die anklopfende Verstorbene nicht ins Haus gekonnt haben; so aber kam sie in kohlschwarzer Gestalt hinein, warf sich in ihrer Stube aufs Bett und wälzte sich schreiend so heftig herum, daß die Bettstatt fast in Stücke ging. Um das Gespenst fortzuschaffen, wurde der Kapuziner-Guardian von Oberkirch gerufen, welcher es auch in eine Schachtel beschwor und diese in seiner Kaputze in das schwarze Loch im Rappenwald trug. Aber die Verstorbene kam wieder ins Haus und tobte auf dem Bette, worauf die Leute nach dem Rat des Guardians eine steinerne Bettlade machen und in das schwarze Loch bringen ließen. Dahin wurde dann auch der Geist wieder vom Kapuziner getragen, und seitdem bleibt er dort und ächzt und heult in den heiligen Nächten auf der steinernen Lade, die mit ihrer Umgebung von Menschen und Tieren gemieden wird.

38. Oberkirch.

Entstehung des Namens „Schauenburg".

Auf dem Burgwald bei Gaisbach, unweit von Oberkirch, 379 m ü. d. M. liegen die Ruinen des alten Schlosses Schauenburg. Es war dies wohl eines der ältesten und ruhmreichsten Edelsitze in Alemannien. Dieselbe soll ums Jahr 407 n. Chr. durch ein mächtiges Dynastengeschlecht erbaut worden sein.

Als der gewaltige Bau vollendet war, führte der Schloßherr sein ihm kurz zuvor angetrautes junges Weib hierher und zeigte ihr ihr künftiges prächtiges Heim mit den Worten: „Schau an die Burg!" woher der Name Schauenburg kommen soll.

Auch die Ruinen von Schauenburg sind in einen reichen Kranz von Sagen gehüllt. Am interessantesten ist diejenige von der

Schloßjungfer von Schauenburg.

Ritter Rauhard von Schauenburg lebte in glücklichster Ehe mit Edeltraut von Ulmburg. Beider Wünschen und Sehnen ging durch die Geburt eines reizenden Kindes in Erfüllung. War jedoch Ritter Rauhard schon dadurch enttäuscht, daß ihm seine geliebte Edeltraut statt des erhofften Stammhalters ein Mädchen schenkte, so wuchs seine Abneigung gegen das Töchterchen noch mehr, als dessen Mutter bald nach der Entbindung an einem hitzigen Fieber verschied. Der Schmerz des Burgherrn war unbeschreiblich, und da er die kleine Hadewig als die unmittelbare Ursache des Todes Edeltrauts betrachtete, durfte ihm das beklagenswerte Kind niemand vor die Augen bringen.

Rauhard lebte von jetzt an ausschließlich der Jagd und wilden, lärmenden Zerstreuungen. Die Erziehung überließ er lediglich seinem Gärtner German. Schließlich fiel auch dieser ob seiner wiederholten gutgemeinten Vorstellungen bei dem Burgherrn in Ungnade und erhielt seine Entlassung. Da die Gärtnersfamilie gerade ihr einziges Kind, ein Mädchen im gleichen Alter wie Hadewig, durch den Tod verloren hatte, beschloß Germans Frau, das verstoßene Edelfräulein für immer an Kindesstatt bei sich behalten zu

Digitized by Google

wollen, womit der im innersten Gefühle verhärtete und finster grollende Ritter sofort einverstanden war. Er behändigte German eine bedeutende Summe, welche zum Unterhalt und zur Erziehung Hadewigs mehr als ausreichend schien und entließ die Gärtnersleute, ohne sein Kind auch nur noch einmal gesehen zu haben.

German reiste weit im Land herum, bis es ihm gelang, sich wieder seßhaft zu machen. Fern von der väterlichen Burg wuchs Hadewig zu einem bildschönen Mädchen heran, ohne eine Ahnung von ihrer hochadeligen Abstammung zu haben, da die Gärtnersleute sie als ihr eigenes Kind ausgaben und niemals vor Hadewig über ihre Herkunft sprachen. Daß Ritter Rauhard niemals seit Jahren etwas von sich hören ließ, war Hadewigs Adoptiveltern nur erwünscht, da sie sich nur schwer an den Gedanken gewöhnen konnten, die reizende Tochter jemals wieder verlieren zu sollen. Da brach unversehens in jener Gegend eine ansteckende Krankheit aus, und German, der sich liebevoll seiner kranken Mitbürger angenommen hatte, ward von der tückischen Krankheit erfaßt und innerhalb weniger Tage durch den Tod hinweggerafft. Um ihren Unterhalt zu sichern und das Geschäft weiterführen zu können, sah sich die bestürzte, tiefrauernde Witwe alsbald um einen tüchtigen Gehilfen um. Ein hübscher und braver Gärtnergeselle trat auch alsbald in Dienst und versah mit Treue und Hingebung alle Arbeiten zur vollsten Zufriedenheit seiner Herrin.

Mit glühender Zuneigung war Erwin, wie der junge Gärtner hieß, der reizenden Hadewig ergeben. Er gestand seine Liebe der Witwe, und diese suchte nun den tüchtigen und braven Burschen an ihr Haus zu fesseln, die Adoptivtochter zu überreden, daß sie Erwin ihre Hand reiche. Hadewig, die ihrerseits selbst an dem hübschen Gesellen ein Wohlgefallen gefunden hatte, willigte schließlich in die Verbindung ein, und nicht lange darauf wurden beide ein Paar.

Drei Jahre waren seitdem verflossen und die jungen Gärtnersleute erfreuten sich eines gesunden kräftigen Knaben. Da trat im Glück der beiden Gatten eine folgenschwere Aenderung ein.

Nach einem unstäten Leben war Ritter Rauhard von Schauenburg aufs Krankenlager geworfen worden, und jetzt in einsamen schlaflosen Nächten gedachte er der so früh heimgegangenen Gemahlin und ihres Kindes, das sie ihm als Unterpfand ihrer Liebe sterbend hinterlassen hatte, und an dem er so treulos und hartherzig gehandelt hatte.

Diese vernachlässigte Tochter wieder aufzufinden und in ihre natürlichen Rechte wieder einzusetzen, war von jetzt an sein einziges Sinnen und Trachten. Er sandte Boten nach allen Richtungen aus, um Germans und seiner Tochter Spur ausfindig zu machen, Nach langem vergeblichem Suchen fand ein Diener den Aufenthalt des so lange verschwundenen Burgfräuleins. Seine Enttäuschung war keine geringe, als er Hadewig als einfache Gärtnersfrau vorfand. So durfte sie nicht zu ihrem adelsstolzen Vater zurückkehren. Auf bestmöglichste Art mußte Hadewig bewogen werden, Sohn und Gatten zu verlassen, um dann auf Schloß Schauenburg ein neues, standesgemäßes Leben zu beginnen.

Während der Abwesenheit Erwins sprach der Abgesandte bei der hübschen Gärtnersfrau vor, und übermittelte ihr die ihr wunderbar klingende

Digitized by Google

Mär von ihrer hohen Abkunft, ihrem unermeßlichen Reichtum, dem Wunsche ihres rechtmäßigen, hochadeligen Vaters und all des Glückes und der Herrlichkeit, welche ihrer in der Heimat warteten. Hadewig war von dem Gehörten ganz betäubt; aber erst die reichen und kostbaren Geschenke, welche ihr der Bote überreichte, ließen sie an die Wahrheit dieser Botschaft glauben.

Noch aber kämpfte sie einen harten Kampf zwischen Pflicht und dem väterlichen Ruf. Fast unmöglich schien es ihr, sich von ihrem heißgeliebten Kinde, dem blondlockigen German zu trennen, welcher nach dem Großvater benannt wurde und mit zärtlicher Liebe an ihr hing. Aber die aalglatte Zunge des sie täglich bestürmenden Boten wußte schließlich alle Bedenken zu verscheuchen, und endlich siegte die angeborene weibliche Neigung nach Ehre und Reichtum über die Vorwürfe ihres Gewissens und ihr besseres Selbst. Während der Abwesenheit ihres Mannes und nachdem sie ihren Knaben stürmisch geliebkost und der Fürsorge einer vertrauten Wärterin überlassen hatte, reiste sie mit dem väterlichen Boten heimlich ab und kam nach rasch zurückgelegter Fahrt spät abends auf Burg Schauenburg an. Mit tiefster Unterwürfigkeit wurde Hadewig von den Schloßbediensteten empfangen und auf die für sie bestimmten Gemächer geführt und auch dort von den diensthabenden Kammerfrauen und weiblichen Dienstboten als Schloßjungfer von Schauenburg aufs ehrerbietigste begrüßt. Der alte Ritter, den man von der Ankunft seiner Tochter benachrichtigt hatte, fühlte sich durch die freudige Botschaft so erregt, daß er wünschte, Hadewig möge ihn erst am folgenden Morgen begrüßen. Diese verbrachte trotz aller Pracht, die sie hier umgab, eine äußerst unruhige Nacht. Ihre Gedanken weilten fern bei ihrem treulos verlassenen Gatten und ihrem heißgeliebten Kinde, das sie vielleicht niemals mehr sehen und liebkosen sollte.

Doch rasch hatte sie sich wieder in die neue Lage eingefunden, als am Morgen eine Kammerfrau nebst Zofe in ihr prunkvoll und mit allem Komfort ausgestattetes Schlafzimmer traten, nach ihren Befehlen fragten und sie darauf in prachtvolle reiche Gewänder kleideten, die auch ohnedies das Herz einer Evastochter entzückt und mit Eitelkeit erfüllt hätten.

Als Hadewig sich im großen Spiegel, der eine ganze Wandfläche ihres Zimmers einnahm, betrachtete, kannte sie sich selbst kaum mehr, so vornehm kam sie sich vor. Die ihrem Geschlechte angeborene Eitelkeit zauberte ihr rote Wangen ins liebreizende Antlitz. So empfing sie Ritter Rauhard, der die wiedergefundene Tochter, welche so sehr ihrer Mutter, der holden Edeltraut glich, stürmisch ans überwallende Herz drückte. Anfänglich befangen, machte doch allmählich das verwandtschaftliche Blut und die natürliche Regung des Herzens sich geltend und mit gleicher Herzlichkeit erwiderte sie die väterliche Liebe. Erst nachdem die erste stürmische Begrüßung vorüber war, bemerkte Hadewig den mit gespannter Erwartung in einer tiefen Fensternische stehenden jungen Ritter in der kleidsamen Tracht eines kaiserlichen Offiziers.

„Hier", sagte Graf Rauhard, „Dein leiblicher Vetter, Ritter Otto von Ulmburg; gebt euch als Verwandte die Hände."

Sich tief verneigend reichte der junge Ritter Hadewig die Rechte und küßte ehrfurchtsvoll ihre dargereichten Hände, worüber Hadewig bis zu den Schläfen errötete. Ritter Otto deutete dies als jungfräuliche Befangenheit und vertiefte sich nur um so mehr in die Reize seiner wiedergefundenen hübschen Base.

Digitized by Google

Der Tag verfloß mit gegenseitigen Mitteilungen aus der Vergangenheit. Wochen entschwanden. Tag für Tag fanden sich neue Gäste aus den umwohnenden Adelsgeschlechtern auf Schloß Schauenburg ein, welche die wiedergefundene Schloßjungfer zu sehen und kennen zu lernen wünschten. Alle waren ohne Ausnahme entzückt von ihren Reizen, wenn auch aus ihren Aeußerungen manches noch auf ihre ländliche Erziehung zurückzudeuten schien.

Im Trubel der sich täglich häufenden und jagenden Feste hatte Hadewig allmählich ihre Vergangenheit vergessen und die beständig mahnende Stimme des Gewissens zu unterdrücken versucht. Die meiste Aufmerksamkeit und Zerstreuung fand sie von ihrem ritterlichen Vetter Otto von Ulmburg. Es war dies der zweite Sohn des Bruders ihrer Mutter und galt allgemein als der Erbe des Grafen von Schauenburg. Kein Wunder, wenn der mit jedem Tag hinfälliger werdende Schloßherr von Schauenburg sehnlichst wünschte, daß Hadewig sich noch zu seinen Lebzeiten mit ihrem Vetter Otto von Ulmburg vermähle. Bei Otto hatte dies keine Schwierigkeiten; denn er war seiner Base mit herzlicher Neigung zugethan. Hadewig erklärte, für immer ledig bleiben zu wollen, da sie im geheimen dachte, nach dem Ableben ihres Vaters das begangene Unrecht an ihrem Gatten und Sohne teilweise wieder gutmachen zu können.

Ritter Rauhard drang jedoch mit dem ihm gewohnten Ungestüm in seine Tochter, daß sie seinem letzten Wunsche und der fortgesetzten Werbung ihres Vetters Folge leisten solle, und so von beiden gedrängt, gab Hadewig schließlich nach. Mit großem Pomp wurde auf Schloß Schauenburg die Verlobung und bald darauf unter Beteiligung des umwohnenden Adels und der ganzen Bevölkerung die Hochzeit gefeiert. Wenige Wochen darauf segnete Graf Rauhard das Zeitliche und Gräfin Hadewig und ihr Gemahl, welcher den Namen eines Grafen von Schauenburg angenommen hatte, traten das reiche Erbe an. Er lebte ganz nur seinem angebeteten Weibe.

Ein Jahr war vergangen und Hadewig genaß eines Töchterleins. Niemand bemerkte jedoch die Thränen, die sich über das Antlitz der Mutter stahlen, als sie wieder und immer wieder an ein anderes fern weilendes Kind dachte, von dessen Schicksale sie niemals wieder etwas erfahren hatte und an dem doch ihr ganzes Herz hing. Um aus der quälenden Ungewißheit herauszukommen, betraute sie eine zuverlässige und vertraute Dienerin nach X. zu reisen und unauffällig sich nach einem Gärtner Erwin Feldmann zu erkundigen, wie es ihm und seinem Kinde ergehe; zugleich gab sie der Vertrauten eine bedeutende Geldsumme mit, welche sie als von unbekannten Wohlthätern kommend, dem Gärtner durch irgend eine zuverlässige Person zustellen lassen sollte.

Nach Verlauf von einigen Tagen kam die Dienerin wieder samt dem Gelde zurück und berichtete ihrer bestürzten Herrin, daß Gärtner Feldmann mit seinem Kinde von X. weggezogen sei, indem seine Frau ihn treulos in Gesellschaft eines fremden Mannes verlassen habe und Feldmann von Schwermut ergriffen und um dem Gespötte seiner Nachbarn zu entgehen, unter fremden Leuten seinem Kinde, das Tag für Tag nach der Mutter gerufen habe, eine neue Heimat zu suchen.

Von diesem Tage an war Gräfin Hadewig fast für niemand mehr zu sprechen. Ihr verstörtes, menschenscheues Benehmen fiel selbst ihrem

Digitized by Google

Gatten auf; doch deutete er dieses für die Sorge um die kleine, etwas schwächliche Edeltraut, deren Pflege sich Hadewig unter Abweisung jeder Wärterin Tag und Nacht mit verdoppelter aufopfernder Liebe selbst widmete. Wiederum war ein Jahr vergangen und die Gräfin genaß zur höchsten Freude ihres Gemahls eines gesunden kräftigen Knaben. Um dieselbe Zeit hatte auch der Schauenburgische Schloßgärtner gekündigt, weil er sich zu seinem Sohne, der in einem benachbarten Orte als Pfarrer angestellt war, für den Rest seines Lebens zurückziehen wollte.

In fröhlichster Stimmung ob der Geburt eines Stammhalters fuhr Ritter Otto von Schauenburg damals im gräflichen Walde spazieren. Da, an einer Biegung des Weges begegnete ihm ein schlanker, aber ersichtlich abgehärmter Mann. An der Hand führte er einen kleinen Knaben von unfähr vier Jahren, der ermüdet neben dem bleichen Manne daherlief. Betroffen ob diesem Anblick, hielt Ritter Otto mit seinem Gespann an und fragte den Fremden, wer er sei und wohin er mit dem Kleinen wolle. Der Gefragte gab zur Antwort: ich bin ein gelernter Gärtner und suche nichts als Arbeit, um diesem meinem armen, verlassenen Kinde Obdach und Heimat zu verschaffen.

Auf dieses stieg Graf Otto aus seinem Wagen und unterhielt sich weiter mit dem Manne. Aus seinen Antworten erfuhr er, daß er Erwin Feldmann heiße, ein gebildeter und tüchtiger Geschäftsmann sei und es ihm nur an Beschäftigung mangle.

Der Graf bot ihm die Stelle des abgehenden Schloßgärtners auf Schauenburg an, und tiefgerührt und dankbar nahm Feldmann diese Stelle an. Ja Graf Otto lud den Fremden mit seinem müden Söhnlein zu sich in seinen Wagen und führte ihn persönlich durch den Park nach dem Gärtnerhaus. Hocherfreut, daß so rasch ein Nachfolger gefunden worden, nahmen die alten Gärtnersleute Feldmann mit seinem Kinde auf und versorgten beide aufs reichlichste. Anderntags führte der alte Schloßgärtner seinen Dienstnachfolger in das Geschäft ein und eine Muhme desselben erbot sich freiwillig auch noch für die nächste Zeit bei Feldmann als Haushälterin bleiben und für den kleinen German mit mütterlicher Liebe sorgen zu wollen. Wer war da glücklicher als der arme, bisher heimatlose Gärtner mit seinem mutterlosen Kinde.

Wiederum war einige Zeit verflossen. Graf Otto hatte seiner Gemahlin von der Anstellung des neuen Schloßgärtners gelegentlich Mitteilung gemacht. Hadewig schien sich aber wenig hierfür zu interessieren. Hätte ihr aber jemand ins Herz schauen können, so hätte er gewußt, daß der Gräfin begreiflicherweise alles, was sich um Gärtnerei handelte, peinlich war.

Kurz nach ihrem ersten Ausgang ging Hadewig im prächtig gepflegten Schloßgarten spazieren. Unfern einer Laube traf sie mit der Muhme des früheren Gärtners zusammen und gab ihrer Befriedigung Ausdruck, daß sie im Dienste des Grafen verblieben sei.

„Ja, wissener Gnädige Frau", sagte die geschwätzige Alte, „das geschah aus Mitleid mit dem neuen Schloßgärtner. S'ischt ein gar lieber Mann, aber immer etwas traurig, und erst sein liebs Büble; schon dem arme Tröpfle zu lieb, den seine liederliche Mutter so herzlos verlassen hat, hätt' ich's nicht übers Herz gebracht, Vater und Kind ihrem Schicksal preiszugeben."

Digitized by Google

Die Schloßfrau war bei diesen Worten der Haushälterin sichtlich erbleicht. „Und wie alt ist denn das Kind?" brachte sie mühsam hervor.

„He, so etwa vier Jahr", entgegnete die Muhme, und — „German, wo bist du denn", rief sie ins Gebüsch, „komm und gieb der gnädigen Frau die Hand schön!"

Auf diesen Ruf schien Hadewig einer Ohnmacht nahe. Noch ehe sie sich jedoch entfernen konnte, eilte ein blondlockiger Knabe herbei und suchte sich scheu vor der vornehmen Frau hinter seiner Pflegemutter Rock zu verbergen. Jetzt war es aber Gräfin Hadewig selbst, die beim Anblick des Knaben, der sie in allem an ihr eigenes verlassenes Kind erinnerte, zuging, ihn im Herzen tief ergriffen emporhob und mit heißen Küssen bedeckte. Erstaunt sah das schlichte Weib diesem ergreifenden Vorgange zu.

„Hast du mich lieb?" fragte feuchten Auges Hadewig den Kleinen.

„Ja, wie mein Mütterlein!" antwortete der Knabe. Und abermals überhäufte sie das Kind mit ihren Liebkosungen.

„Du sollst auch fortan wie mein eigenes Kind gelten", sagte darauf die Gräfin und zur Wärterin gewandt, setzte sie hinzu: „Ich wünsche, daß dieser liebe Junge gut behandelt und das Essen für ihn täglich aus der Schloßküche geholt werde."

„Ach du lieber Gott, was für eine gute gnädige Frau haben wir doch", erwiderte darauf die Haushälterin, „Germänle, wenn das dein Vater erfährt, wie froh wird der arme Mann doch sein." Sie wollte in ihrem Wortschwall noch mehr sagen; aber Gräfin Hadewig eilte tief ergriffen hinweg, begab sich direkt in ihr Zimmer, schloß sich ein und war für die nächsten Stunden für niemand mehr zu sprechen.

Anderntags, nach dem Mittagessen, als Hadewig und Graf Otto allein beisammen saßen, brachte sie wie beiläufig das Gespräch auf den neuen Schloßgärtner und fragte unbefangen, wie derselbe eigentlich heiße, da sie für diese Leute begreiflicherweise um so mehr Interesse habe, als sie ja bei Gärtnersleuten aufgewachsen sei.

„So viel ich weiß, heißt er Feldmann", erwiderte Graf Otto, „ja Erwin Feldmann und war zuletzt Gärtner in X., wo ihm seine Frau durchgebrannt sein soll, wie er mir andeutungsweise sagte." Bei dieser unerwarteten Mitteilung sank Hadewig ohnmächtig auf ihren Stuhl zurück. Graf Otto sprang entsetzt empor und klingelte dem Diener und der Kammerfrau. Unter deren Beihilfe ward die Gräfin in Gegenwart ihres bestürzten Gemahls zu Bette gebracht. Der rasch herbeigerufene Arzt erklärte die schnelle Erkrankung für einen hysterischen Anfall.

Von diesem Tage an betrat Hadewig den Schloßgarten nicht mehr. Den kleinen German aber ließ sie täglich ins Schloß kommen, damit er — angeblich — mit ihren Kindern spiele. Dabei aber überhäufte sie den kleinen Gärtnerssohn mit ihren Liebkosungen und durfte er zu ihr nicht anders als „Mama" sagen; wußte sie doch warum und fühlte sich glücklich und erleichtert, wenigstens ihren Liebling nun bestversorgt in ihrer Nähe zu wissen. Mit Erwin Feldmann war sie aber bis jetzt noch nie zusammengetroffen. Dieser hatte keine Ahnung, wer seine Herrin sei und fühlte sich auch seinerseits glücklich, daß sein Liebling eine so gnädige, vornehme und herablassende Gönnerin gefunden habe.

Digitized by Google

Da trat plötzlich ein Ereignis ein, welches die Dinge zur Enthüllung brachte. Es sollten einige alte Bäume im Schloßpark umgehauen werden. Die Arbeit geschah unter Anleitung des Gärtners Feldmann. Unter Beobachtung äußerster Vorsicht ging alles gut von statten. Unter einer eben wenig angehauenen Platane standen Graf Otto und Feldmann im Gespräche, als der innen hohle Baum sich plötzlich neigte. Feldmann ersah die Gefahr, gab im äußersten Moment dem Grafen blitzschnell einen Stoß, daß er beiseite stürzte, während er von der Wucht des niederfallenden Baumes zu Boden geschmettert und schwer verwundet unter dem Stamme hervorgezogen wurde. Der Graf ließ sofort sein bestes Pferd satteln, um einen Arzt herbeizurufen; allein menschliche Hilfe war hier vergeblich. Das Leben des Gärtners zählte nur noch nach Stunden.

Jetzt ließ sich Gräfin Hadewig nicht mehr abhalten, dem Sterbenden unter Hintansetzung aller andern Dinge in der letzten schweren Stunde beizustehen. — Welch ein Wiedersehen! — In Thränen aufgelöst betrat Hadewig das Gärtnerhaus. Gleich an der Schwelle stürmte ihr der kleine German entgegen.

„Mama, Mama, gelt ich wußte es, daß du kommst um den Vater zu besuchen!" rief der arme Kleine und warf sich stürmisch an die Brust der Gräfin. Diesen auf den Armen trat Hadewig ans Bett des Sterbenden.

Vater, Vater, lieber bester Vater, die Mama ist da!" rief ganz entzückt German. Mit weit aufgerissenen Augen starrte Erwin seine verloren geglaubte Gattin an.

„Gott sei gedankt für diesen letzten Trost", hauchte er mit matter Stimme, „dich nochmals zu sehen und mein liebes Kind auf deinen Armen, o Gott, wie gut hast du's doch noch mit mir gemeint."

Hadewig aber sank vor seinem Bette nieder und erzählte ihm unter heißen Thränen, wie alles gekommen und sie nicht, wie er geglaubt, treulos mit einem fremden Manne durchgegangen, sondern nur dem Rufe ihres sterbenden Vaters gefolgt sei und sie von den Umständen gedrängt, einem falschen Vorurteil sich beugend, mit blutigem Herzen sich allem gefügt habe, auch wie glücklich sie gewesen, ihren lieben Knaben hier wiedergefunden zu haben, dessen Glück und Wohlergehen ihre eifrigste Sorge sei und immerdar bleibe. Auf seinen Wunsch setzte sie sich zu Erwin aufs Bett und richtete ihn auf, worauf er mit verklärten Blicken und der Sorge um sein Kind enthoben, liebevoll die Arme um sie schlang.

Gleich nach Ankunft Hadewigs hatte sich auch Graf Otto zu Erwin begeben, um seinem Lebensretter Dank abzustatten. Ohne zu wollen, war er Zeuge der intimen Unterredung des Gärtners mit Hadewig gewesen. Jetzt war ihm manches begreiflich. Ohne jedoch dem Sterbenden gegenüber etwas merken zu lassen, redete er liebevoll und im Innersten tief ergriffen mit dem doppelt Unglücklichen und gelobte ihm feierlich, für German wie für seinen eigenen Sohn sorgen zu wollen. Getröstet und voll Dank drückte Erwin dem Grafen die Hand, segnete German und dessen Mutter und entschlief sanft und friedlich. Dann entfernte sich Graf Otto eilenden Schrittes von der Stätte des Todes und schloß sich in sein Zimmer ein.

Nachdem Hadewig noch für German gesorgt hatte, kehrte auch sie tief ergriffen nach dem Schlosse zurück.

Digitized by Google

Am andern Tage hatten Graf Otto und Hadewig eine lange Unterredung unter vier Augen. Die Gräfin legte ein aufrichtiges und gründliches Bekenntnis ihrem Gatten ab, und wie nur er und ihr gräflicher Vater sie zu ihrem Handeln gedrängt hätten. Aber Graf Otto entgegnete mit empörter hohlklingender Stimme: „Schweige, das ist alles keine Entschuldigung für dein Benehmen. Du hättest deine wirklichen Verhältnisse keinem Menschen verheimlichen sollen; was du gethan, war ein entsetzliches Unrecht an deinem Manne, an deinem Kinde, an deinem Vater und an mir. Du warst bis heute nicht meine rechtmäßige Gattin, sondern vor Gott und der Kirche eine Ehebrecherin. Daß sich mit Erwin und deinem Sohne schließlich alles so gut gefügt hat, das war nicht dein Verdienst, sondern Gottes allbarmherzige Zulassung."

Solches und noch manches andere sprach der christliche Ritter zu Hadewig. Sein Versprechen, das er dem sterbenden Gärtner gegeben, hat aber Graf Otto treulich gehalten. Mit allen Ehren wurde der Verstorbene zur letzten Ruhe gebracht und seinem Gedächtnis ein Opfer gestiftet. Kurz darauf begaben sich Graf Otto und Hadewig zu einem heiligmäßigen Trappistenpater, legten ihre Lebensbeichte ab und ließen sich nochmals kirchlich trauen, da die erste Einsegnung nach katholischem Ritus ungültig war. Von da an waren beide Ehegatten ein Herz und eine Seele. Ihre zahlreichen Kinder wuchsen zur Freude der Eltern blühend heran. German, Hadewigs Sohn aus erster Ehe, wurde gemeinsam mit seinen Geschwistern im Schlosse erzogen, ergriff später unter Protektion seines Adoptivvaters die militärische Laufbahn und wurde ein tapferer Offizier.

Hadewigs merkwürdige Lebensschicksale aber lebten im Volke fort und heute noch erzählt man sich von der Schloßjungfer von Schauenburg.

39. Ramsbach.

Wenn jemand bei Nacht um die zwölfte Stunde über die Moos geht und „Waldpfaff" ruft, so kommt ein Geist und führt den Frevler die ganze Nacht im Mooswald herum. Erst bei der Morgendämmerung verschwindet der Geist und findet man wieder den rechten Weg.

Ebenso wenn man in einer mondhellen Nacht beim Haldenhof vorbei geht, wo jetzt das Kreuz und der Rindenhof stehen, und man spottet über Geistergeschichten, dann läuft auf einmal etwas nebenher, man kann aber nicht sehen, was es ist. Viele halten es für einen Hund. Plötzlich ist der Geist wieder verschwunden. —

Auf der Bärenburg arbeiteten einmal Leute; sie hatten auch einen Knaben bei sich. Diesen schickten sie fort zum Wasserholen. Da kam eine Frau zu ihm, welche einen Gürtel um den Leib trug, der ganz voll Schlüssel hing. Diese sprach zu dem Knaben: „Was willst du da machen?" Dieser antwortete: „Wasser holen!" Dann sagte sie zu ihm: „Komm mit mir!" Darauf führte sie ihn in einen gewölbten Keller. Darin lagen mehrere große Fässer und noch andere Dinge. Jeder Schlüssel, den die Frau bei sich trug, machte etwas auf. Da griff der vorwitzige Knabe auch nach einem Schlüssel und versuchte eine Kiste aufzumachen. Die Frau sprach zu ihm: „Das ist der rechte Schlüssel nicht; wenn du die Kiste aufmachst, dann geht

Digitized by Google

ein schwarzer Pudelhund an dich." Der verwegene Knabe bestand trotz dieser Warnung auf seinem Vorhaben. Was geschah erfuhr niemand. Der Knabe aber kam niemals mehr zu den Seinigen zurück.

In dieser Gegend hielt sich auch einmal ein Kühbube auf, welcher auf dem Otschenfeld hütete. Um Kühlung vor der sengenden Sonnenhitze zu suchen, verlief er sich ins Innere des Waldes. Plötzlich begegnete ihm ein reizend schönes Mädchen, welches sich mit ihm unterhielt und schließlich begehrte, daß er sie küssen solle, welchem Verlangen der Jüngling bereitwillig entsprach. Nach diesem sprach die „Jungfer" zu ihm: Ich erscheine dir jetzt noch zweimal, erst als Schlange, dann als Drache. Du sollst mir jedesmal ohne Furcht und Scheu einen Kuß geben, und dabei die rechte Hand nach mir ausstrecken. Thust du das, so will ich dir die reichen Schätze zeigen und übergeben, welche ich auf der Bärenburg verborgen habe; denn wisse, ich bin ein verzaubertes Burgfräulein, das sehnlichst seiner Erlösung harrt. Der Jüngling versprach ihr solches, worauf das holde Mädchen verschwand. Nach einiger Zeit erschien das Burgfräulein dem jungen Hirten abermals; diesmal aber als gräuliche Schlange. Doch unverzagt streckte derselbe die rechte Hand nach ihr aus und that wie sie ihm befohlen hatte. Zum dritten Male aber zeigte sich die Schloßjungfer als ein entsetzlicher Drache. Da diesem sogar höllisches Feuer zum Rachen heraus brannte, wagte er diesmal nicht, das entsetzliche Gespenst zu berühren. Von Furcht und Grauen erfüllt floh er eilends von dannen. Da verfluchte ihn der Geist unter herzbrechendem Stöhnen und jammerte: „Jetzt muß ich in unaussprechlichen Qualen noch weitere 100 Jahre hier umgehen, bis ein Vogel einen Lindensamen daherträgt und daraus ein Baum entsteht. Die Linde muß so lange wachsen, bis man eine Kinderbettstat daraus verfertigen könnte. Macht man thatsächlich eine daraus, so könnte mich das Kind später erlösen. Damit verschwand der Geist und wurde seither niemals mehr auf Ramsbacher Gemarkung gesehen.

40. Ringelbach.

Sage vom Buchwald.

Eine einheimische Sage erzählt: Am Fuße des Kastelberges sei ein Schloß gestanden, Ringelstein genannt. Nun hatte Kunerich, der letzte Ritter von Ringelstein als leiblichen Erben nur eine einzige Tochter namens Rosa, die nicht nur sehr schön, sondern auch ebenso gut und fromm war. Sie hatte sich mit Ritter Kuno, dem jüngsten Sohn des Grafen von Fürsteneck verlobt, als kurz darauf Papst Urban die abendländische Ritterschaft zum Kreuzzug gegen die Ungläubigen und zur Eroberung des heiligen Landes aufforderte. Ritter Kuno besann sich nicht lange. Nach herzlichem Abschied von seiner heißgeliebten Braut, der holden Rosa von Ringelstein, schloß er sich im Gefolge des Grafen Udo von Schauenburg den Kreuzfahrern an und zog hin nach dem Morgenlande. Jerusalem und das heilige Land bekam er jedoch nicht zu sehen. Entkräftet von den vielfachen Kämpfen, den Entbehrungen und Strapazen aller Art, sank er in den öden wasserlosen Gefilden Syriens ermattet darnieder. Sein treuer Schwertträger Ruprecht von Ringelbach hielt in aufopferndster Liebe bei seinem totkranken Herrn aus.

Digitized by Google

Vor dem Verscheiden übergab Ritter Kuno seinem Trabanten den Verlobungsring Rosas mit der Bitte, wenn er wohlbehalten in die geliebte ferne Heimat wiederkehre, dies Kleinod dem Burgfräulein mit seinen letzten Grüßen überbringen zu wollen, mit dem Gelöbnis, daß er auch im Tode ihrer in unwandelbarer Liebe und Treue noch gedacht habe. So starb Kuno fern von der Heimat in fremden, wilden Landen.

Ruprecht machte unter Gottfried von Bouillon die Belagerung und Erstürmung Jerusalems mit, verrichtete am heiligen Grabe für der fernen Seinigen und seines entschlafenen Ritters Seelenheil seine Gebete und gelangte nach wechselvollen Schicksalen wohlbehalten wieder in die geliebte deutsche Heimat und nach Ringelbach zurück. Dort angekommen suchte er alsbald das Edelfräulein auf, die seit langer Zeit keinerlei Kunde von ihrem Bräutigam erhalten hatte, und überbrachte ihr mit dem Ring die letzten Grüße ihres in Gott entschlafenen Geliebten. Rosa von Ringelstein war lange Zeit in Schmerz und Wehmut ganz aufgelöst.

Endlich gewann doch die Ueberzeugung, daß ihr heißgeliebter Kuno für eine heiligmäßige Sache gekämpft und gelitten habe, die Oberhand. Sie gelobte ihrem heimgegangenen Bräutigam unentweihte Liebe und Treue. Um aber auch schon bei Lebzeiten ihren Untergebenen einen Beweis ihrer freiwilligen Entsagung und Nächstenliebe zu geben, schenkte sie aus freier Entschließung den großen Buchwald der Gemeinde Ringelbach. Seitdem steht ihr Andenken in diesem Orte in Segen und dankbarer Erinnerung.

41. Stadelhofen.

Entstehung des Namens Stadelhofen.

Der Name Stadelhofen stammt von einem früheren Hofe, der vor vielen Jahren zuerst hier erbaut wurde. Früher nannte man ein einzelnes Gut „Stadel". Dazu wurde ein Hof gebaut und hat sich davon der Name „Stadelhof" gebildet. Später wurden um diesen Hof noch mehrere erbaut und so die Mehrzahl „Stadelhöfe" gebildet, was später in „Stadelhofen" umgewandelt wurde.

Der Fuchs in der Schwanzgasse.

Zu Stadelhofen gab es früher drei Dorfstraßen. Die eine hieß „Helftegottgasse", die andere „Bettelmannsumkehr" und die dritte „Schwanzgasse". Hierüber gehen folgende Sagen:

Kam da eines schönen Tages von Renchen her ein Handwerksbursche nach Stadelhofen gewalzt, um in der nahen Amtsstadt Oberkirch sich nach Arbeit umzusehen. Nach Sitte und Brauch der fahrenden Gesellen versuchte er zunächst die Dorfgassen abzufechten. Aber dabei machte er schlechte Geschäfte. Statt des erhofften Zehrpfennigs wurde ihm von Thür zu Thür ein „Helf dir Gott" zugerufen und als er enttäuscht in eine Nachbarsgasse einbog, erging es ihm kein Haar besser. Ja, als er schließlich ärgerlich und infolgedessen zudringlich wurde, ward er im letzten Hause geradezu hinausgeworfen. Mißmutig suchte er wieder den Ausgang aus dem Dorfe und die Straße nach Oberkirch zu gewinnen. Dabei lief er aber geradewegs

Digitized by Google

dem Ortsbüttel in die Hände, der ihn ob seiner Profession und Herkunft befragte. „Jetzt komm i welleweg grad aus der ‚Helftegottgaß', gab er dem verdutzten Dorfpolizisten zur Antwort, und die Nachbarsgaß, wo sell Haus mit den grünen Läden steht, dürft ihr mir zu Ehren ‚Bettelmannsumkehr' nennen"; und damit ging er weiter fürbaß.

Zum Aerger der Bewohner verblieben den beiden Straßen auch viele Jahre hindurch diese Uebernamen. Den letzten Weg am Dorfe hieß man auch früher schon die sog. Schwanzgasse. Dort sollte es zuweilen nicht geheuer sein, dieweil der rote Fuchs darin umging. Namentlich war es ein Haus und zwar gerade das schönste und größte, in dem es zu gewissen Zeiten absonderlich spukte. Der Krämer, welcher nebenan wohnte, konnte nicht Wunder genug erzählen, wie grausig es manchmal nachts darin poltere und lärme. Thüren würden von unsichtbarer Hand aufgerissen und mit großer Gewalt wieder zugeworfen. Dazwischen vernehme man Kettengerassel und greuliches Aechzen und Stöhnen. Heulend mit feurigen Augen renne ein brennroter Fuchs im Innern umher, der jeden zu zerreißen drohe, welcher ihm begegne oder entgegentrete.

Und in der That, es schien nach Meinung der Leute etwas an der Sache zu sein; denn der frühere Besitzer dieses Hauses, ein alter Hagestolz von abschreckendem Aeußern, mit rotem Haar und Bart, galt nicht nur als ein sehr reicher, sondern auch als geiziger und hartherziger Sonderling, der mit niemandem Umgang pflegte und eher gemieden als aufgesucht wurde.

Eines Tages fand man den Geizhals erwürgt und mit gräßlich verzerrten Zügen und geballten Fäusten in seiner vereinsamten Behausung, von den gerühmten Schätzen aber kaum so viel, daß man ihm ein ehrliches Begräbnis angedeihen lassen konnte. Man gab sich in der Volksmeinung der Ansicht hin, daß der so jählings Verstorbene seine Schätze irgendwo vergraben habe, weswegen er jetzt zur Strafe als gespenstiger Fuchs seine verborgenen Schätze bewachen und im Hause umgehen müsse. Lange Zeit dauerte der Spuk in dem verrufenen Hause fort und nirgends wollte sich ein Käufer hierfür finden. Nur der nebenanwohnende Krämer machte sich wiederholt erbötig, das Anwesen um ein sehr geringes Angebot von den Erben — weit entfernte Verwandte des Verstorbenen — käuflich zu übernehmen. Dies erregte bei etlichen mißtrauisch gewordenen Ortsbürgern gerechte Bedenken, daß der sonst so feige und abergläubische Krämer, welcher doch fort und fort die grausigen Gespenstergeschichten zu erzählen wußte, so zäh nach dem Besitze des Hauses verlangte. Etliche herzhafte Männer begaben sich eines Abends in das verdächtige Haus, um die ganze Nacht hindurch wachend die Erscheinung des Gespenstes abzuwarten. Vergeblich suchte der Krämer die Verwegenen von ihrem Vorhaben abzubringen. Die Mitternachtsstunde hatte bereits auf dem Kirchturme geschlagen und immer wollte sich nichts gespenstiges zeigen. Da, auf einmal sprang die Zimmerthüre mit großem Geräusch weit auf und eine unbeschreibliche Gestalt in einen roten Pelz gehüllt, und eine lange rasselnde Kette nachschleppend, erschien. Entsetzt sprangen die Wächter momentan beiseite. Ein besonders beherzter Mann, seines Zeichens ein Schweineschlächter, drang aber auf das verdächtige Wesen los und schlug mit einem derben Prügel auf den sonderbaren Fuchs kräftig ein. Mit einem Jammerschrei brach das Gespenst zusammen. Die Männer eilten darauf zu und rissen

Digitized by Google

es empor. Welche Ueberraschung! Winselnd und um Erbarmen flehend schälte sich aus der fuchsroten Vermummung der nunmehr als Betrüger entlarvte Krämer. Er selbst hatte also bisher die Schauermär in Umlauf gebracht und den gespenstigen Spuk verübt, um auf wohlfeile Art in den Besitz des stattlichen Anwesens zu gelangen.

Der Geist war somit erlöst; das Haus wurde preiswürdig verkauft und von dem roten Fuchs in der Schwanzgasse hat man seither niemals wieder etwas gehört.

42. Zusenhofen.

Sage vom Dorftier im Stangenbach.

Unterhalb der Eichmatt beim Zinken Müllen zweigt sich von der Rench der sog. Stangenbach ab, welcher durch das Dorf Zusenhofen fließt. Durch gespenstiges Auf- und Abwaten und unheimliches Plätschern erschreckt in schaurig finstern Nächten zuweilen das Dorftier die geängstigten Anwohner. Es ist dies ein großer schwarzer Hund, welcher in diesem Bache sein Unwesen treibt. Vor hundert und etlichen Jahren lebte auf der obern Mühle ein Mann, der auf die raffinierteste Art die armen Leute, welche ihm ihre Frucht zum Mahlen überbrachten, zu übervorteilen und zu betrügen suchte. An seinem Gewande trug er auffallend weite Aermel und an den Füßen Holzschuhe, in denen er nur schlürfend gehen konnte, weil sie ihm viel zu groß waren. Wenn er nun den Kunden den üblichen Molzer nahm, fuhr er absichtlich mit den weiten, steifen Aermeln so tief in die Fruchtsäcke, daß ein unverhältnismäßig großer Teil der Körner sich da hineinschob. Lag aber das Getreide aufgeschüttet auf dem Mühlboden, so lief er unauffällig so lange in dem Haufen herum, bis seine weiten Holzschuhe dicht mit Körnern angefüllt waren, was er alles sich nebenan zu Nutzen machte. So trieb er es viele Jahre lang. Nun lebte zu dieser Zeit auch eine arme Witwe im Dorfe, mit vielen unversorgten Kindern, welche mit Mühe und Entbehrung ihr kleines Gütchen umtrieb, um den hungernden Waisen das tägliche Brot zu verschaffen. Vom gutherzigen „Binzigbauer" hatte sie die Erlaubnis erhalten, zur Erntezeit Aehren auf seinem Gute sammeln zu dürfen. Tag für Tag war sie nun mit ihren Kindern auf dem Felde, um die kostbare Gottesgabe zum Unterhalt ihrer Familie einzusammeln. Freudig ob der reichen Gabe, brachte sie die ausgedroschenen Körner zur Mühle, einen ausgiebigen Mehlvorrat erwartend. Umso mehr war sie enttäuscht und bestürzt, als ihr der habsüchtige Müller nur ein kleines Säckchen voll Mehl als Eigentum aushändigte. Es schien ihr unmöglich, daß sie so wenig erhalten sollte. Sie machte deshalb dem Müller Vorstellungen. Dieser aber, im tiefsten Innern gegen alle edlern Regungen des Herzens verhärtet und nur auf seinen Vorteil bedacht, war kurz angebunden. Ein Wort gab das andere, und als sie schließlich in ihrer gerechten Entrüstung den Müller des Betrugs beschuldigte, drohte er ihr mit Beleidigungsklage und behielt auch noch das Wenige, welches seine Habsucht ihr gelassen hatte, zurück, um ein Faustpfand für die entstehenden Klagekosten in Händen zu haben. Mit leeren Händen und tief niedergebeugt, schwankte die arme Witwe zu ihren harrenden armen Kindern zurück. Vorerst sorgte auf ihr rührendes Flehen wohl der hochherzige

Digitized by Google

Binzigbauer durch Verabreichung von Lebensmitteln für den leiblichen Unterhalt ihrer Kinder. In dem vom Müller angestrengten und seinem gutbezahlten Advokaten geführten Prozesse unterlag die Witwe, da sie das, was wohl wahr war, nicht beweisen konnte. Der Richter aber, welcher ein Menschenherz besaß und den habgierigen Müller nur zu gut kannte, sagte bei Verkündigung des Urteils:

„Müller, vor dem weltlichen Gerichte habt ihr nach den bestehenden Gesetzen den Prozeß gewonnen; aber ich möchte nicht in euren Schuhen stecken, wenn ihr vor den allwissenden, ewigen Richter, den Beschützer und Schirmer der Witwen und Waisen einst hintreten müßt; bedenkt: Ungerecht Gut gedeiht nicht!" Dann sagte der Richter zum Amtsdiener: „Macht schnell die Fenster auf, aber recht weit!"

Verdutzt fragte der Müller: „Warum?" „Daß der Teufel nicht die Scheiben zerbricht, falls er euch holt", entgegnete sarkastisch der Richter; „denn einen absichtlichen Meineid habt ihr unzweifelhaft heut abgelegt."

Der habgierige Müller aber lachte und ging kaltblütig fort. Aus Mitleid mit der unglücklichen Witwe hielt der Richter noch eine kurze Ansprache an die Geschworenen und anwesenden Zuhörer. Die Folge hiervon war, daß alle Anwesenden, welche innerlich vom Rechte der Verurteilten überzeugt waren, eine reiche Gabe zu deren Unterstützung zusammensteuerten, womit sie vorerst vor dringender Not und Sorge geschützt war. Den habgierigen Müller aber ereilte bald sein Verhängnis. Eine schmerzliche und ekelhafte Krankheit befiel ihn. Ohne noch die Tröstungen der Religion empfangen zu können, starb er eines jähen und unversehenen Todes. Zur Strafe für seinen Geiz und seine Hartherzigkeit sollte er aber auch im Grabe keine Ruhe finden, Als Dorftier muß er in schaurig dunkeln Nächten in seinen weiten Holzschuhen plätschernd im Stangenbach waten, bis der ewigen Gerechtigkeit endlich Genugthuung geleistet ist.

Digitized by Google

IV. Sagen aus dem Amtsbezirk Achern.

43. Seebach.

Die Spinnschwestern.

Jeden Winterabend kamen drei Seejungfrauen in die Spinnstube eines reichen Hofbauern des Dorfes Seebach. Ihre Anwesenheit lockte junge Burschen und Mädchen herbei, welche die Schönheit der Jungfrauen bewunderten. Besonders hörte man ihnen gerne zu, wenn sie neue Lieder sangen und anziehende Geschichten erzählten. Dabei waren sie nicht müßig, sondern spannen zarte Fäden an ihren kunstvollen Spinnrädchen. Schlug die Wanduhr elf, so entfernten sie sich, trotz der inständigen Bitten des jungen Volkes. Da kam einem der Burschen der Gedanke, die Uhr heimlich um eine Stunde zurückzustellen. Wie sonst kamen auch an diesem Abend die Spinnschwestern. Rasch verfloß die Zeit. Die Uhr schlug elf statt zwölf. Die Seejungfern eilten hurtig davon. Andern Tages gingen Holzhauer am Mummelsee vorüber. Da hörten sie aus dessen Tiefe ein Seufzen und Klagen, und auf dem Wasser zeigten sich drei große Blutstropfen. Die drei Jungfrauen sah man aber nie wieder im Thale.

Es wird erzählt, daß sich in der Begleitung der Fräulein noch ein kleines Männlein befand, das dem Bauern allerlei Dienste verrichtete, sich besonders aber beim Füttern des Viehes nützlich machte. Da seine Kleidung sehr schäbig und zerrissen war, so schenkte ihm der Bauer zur Belohnung einst ein neues Gewand, worüber aber das Männchen sehr betrübt war und bitterlich weinte, denn es sagte, daß es jetzt ausbezahlt sei und daher nicht mehr kommen dürfe.

's Seewiwli.

(In Mundart dieser Gegend.)

Dowe uff d'r Hornisgrinde isch e See, de mer de Mummelsee haißt, denn vor Zitte henn als Seewiwli oder Minmeli drin g'wuhnt. E junger Hirt het manchmol dert rum sini Kühe und Schof g'hüet, un Liadli debi g'sunge. S'isch e sufere Bue gsi, mit gäle Gruselhor un e me Gsichtli wie Milich un Bluet. Emol gegen Owe, do kummt e Jungfrau zu em imme grüne Gwond, un üwer de Zöpfle het sie e Schleier g'het. D' Jungfrau setzt si zuem Hirt und sait: „'s isch do guet leie, 's Moos isch waich, un 's geht e küehls Lüftli vun de donne her.

De Hirt het nit 's Herz g'het, ebbis z'sage; so e schöns Maidli het'r si Lebdag no nit g'sehne, un 's wurd em ganz wunderlig z'Muet. Do guckt si ne a mit ihre große schwarze Auge un mit ihrem Mielili wie Griese so rot, un sait: „Monsch mer nit e Liadli singe? Do dowe hert mer nix

Digitized by Google

wi d' wildi Waldvögel. Om Hirt isches grad nit singerig gsi, awer er het do ogfange:

's schwimmt e Rösli, so wiß wie Schnee
Gar lustig dört uff'm schwarze See,
Doch gickelt nur e Sternli ra,
So duckt's au glich si Köpfli na.

Witer hett'r nit singe könne; denn 's Seewiwli het ne aguckt mit enne paar Auge, de Schnee uff de Grinte wär schu im März dervu g'schmolze. Wenn mer awer Fier zuem Strau duet, so brennt's un mit dem Lösche isch's e so e Sach. Kurz un guet, d'r Hirt verluegt si ins Seewiwli un sie isch au nit vun Stahl und Ise gsi. Awer alles in Ehre! sie hen Kurzwil und Narredei driwe un am End isch d'r Hirt keck worra, un hett om Seewiwli e Schmützli ge, un sie hett em seldrum d'Auge nit ruskratzt. Bim Abschied hett sie noch zuem gsait: „Wenn i au emol nit kumm, so blieb mer vum See weg un rief mer jo nit."

E Zit lang isch's e so gange, un d'r Hirt hett gmeint d'r Himmel wurd jetzt allewill hell bliewe, awer hintr'm isch e gar finsteri Wolk ruff g'schtiege. Emol loßt si Seewiwli zwei Däg mit keim Aug mehr sehen und do isch's om Hirt wind und weh worra, denn mit d'r Liab isch's halt wie mit em Heimweh, m'r kann debie nit ruege und nit raste, und mer sott glauwe, besi Lütt hättes eim odu. Z'letzt kann's d'r Hirt nimmi ushalte, er lauft an de See; do guckt ne e Seerösli o als wenns Mitlied mit em het; er aber merkt's nit un rueft d' Jungfrau bim Nomme. Uff eimol wurd's s' Wasser unruhig und uß'm See kommt e fürchderligs Gschrai un färbt sie mit Bluet. De Hirt kommt e Grußer o — er rennt in Berg ni, wie wenn er e Gaischt g'sehen hätt, un vun d'r Zit o hett mer nix me vum Hirt g'sehen no g'hört.

Rummelsee's Rache.

Glatt ist der See, stumm liegt die Flut, so still als ob sie schliefe,
Der Abend ruht wie dunkles Blut rings auf der finstern Tiefe;
Die Binsen im Kreise, nur leise, flüstern verstohlener Weise:

„Wer schleicht dort aus dem Tannenwald mit scheuem Tritte her?
Was schleppt er in dem Sacke nach, so mühsam und so schwer?"
Das ist der rote Diether, der Wilderer benannt,
Jetzt kommt er, in die Tiefe den Leichnam zu versenken,
Doch unser alter Mummler, läßt sich so was nicht schenken.

Der Alte hat gar leisen Schlaf, ihn stört sogar ein Stein,
Den man vielleicht aus Unbedacht ins Wasser wirft hinein;
Dann kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Und flieht nicht gleich der Wand'rer mit blitzgeschwindem Lauf,
So muß er in den Fluten als Opfer untergehen,
Kein Auge wird ihn jemals auf Erden wiedersehen!

Da steht der Frevler an dem See, wirft seine Bürde ab
Und stößt hinab mit einem Fluch, den Sack ins nasse Grab:
„Da, jage du nun Fische da drunten in dem See,
Jetzt kann ich ruhig pirschen im Walde Hirsch und Reh,
Kann mich nun ruhig wärmen an deines Holzes Gluten,
Du brauchst ja doch kein Feuer da drunten in den Fluten!"

Digitized by Google

Er sprichts und will zurück, doch hält ein Dorngestrüpp ihn an,
Und immer fester zerrt es ihn mit tausendfachem Zahn;
Da kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Dumpf rollt ob dem Gebirge der Donner seinen Lauf,
Der See steigt übers Ufer, es glüh'n des Himmels Flammen,
Und hoch schlägt über dem Mörder die schwarze Flut zusammen.

Stumm liegt der See, als ob die Glut der Rache wieder schliefe;
Glatt ist die Flut, im Monde ruht die unermeßne Tiefe —
Die Binsen im Kreise, nur leise, flüstern verstohlener Weise.

August Schnetzler.

Der Jäger am Mummelsee.

Im Tannenwald ein Jäger wallt bei hellem Sternenschein;
Sein Horn so lustig drein erschallt, als gings zu Tanz und Wein.
Und wie er bläst den Wald entlang, da tönt vom Mummelsee
Im Echoklang ein holder Sang, wie's Lied von einer Fee.

Es reißt ihn fort, schon ist er dort in schnell vollbrachtem Lauf.
O welch ein wundervoller Ort! Tief aus der Flut herauf
Da tauchen in dem Mondenschein der Mümmelchen gar viel,
Sie tanzen fein den Jubelreih'n mit Sang und Klang und Spiel

Sie singen: „Schmucker Jägersmann tritt in den Reigen ein!
Reich uns die Hand, o komm heran, bei uns ist lustig sein!
O komm! Dir winkt der Freude Kranz, das günstige Geschick
Währt wie der Stunden Flattertanz, nur einen Augenblick."

Da wird dem armen Jägersmann so wohl, so weh vor Lust;
Die Wasserweibchen schaut er an, vor Lieb ihm schwillt die Brust.
Er taumelt hin, sie fassen ihn, er kann nicht widersteh'n,
Hinab zum See — die Melodie'n verrauscht des Sturmes Weh'n.

Emilie Scotzniovsky.

Die Hochzeit.

Bei Nacht ist ein Klingen und Singen im See, es stutzen im Forste die Hirsch und Reh'
Die Vögelein schütteln sich munter. Es schallet und hallet ein lustiger Lärm,
Es tauchen die Mummler in buntem Geschwärm die Fluten herauf und hinunter.

Heut hat ihr König die niedlichste Fee, die schöne Merlina genommen zur Eh',
Dies will er auf's herrlichste feiern; nun steigt das lustige Völkchen ans Land,
Im blauen, mit Silber gestickten Gewand, die Dämchen in silbernen Schleiern.

Der König, die Krone von Schilf auf dem Haupt, geformt aus Beryll, mit Smaragden umlaubt,
Im Mantel von Purpur und Sammet; die Königin, strahlend von Schönheit und Glanz,
Im goldenen Haar den saphirenen Kranz, der von Amphitritet noch stammet.

Nun pflücken sie Blumen und grünendes Reis, und bauen gar zierlich am Ufer im Kreis
Sich Lauben mit Tischen und Bänken; dann setzen sich alle zum köstlichen Mahl,
Es geht in der Runde der Muschelpokal, gefüllt mit den feinsten Getränken.

Es blasen aus Flöten von Binsen und Rohr viel herrliche Stücklein die Musiker vor,
Und laden die Gäste zum Tanze; nun singt es und springt es und schwingt es und saust,
Daß selber der See nun melodisch erbraust, zu seinem umwirbelnden Kranze.

Die Geister der Nachbarschaft fliegen herbei: die wütenden Jäger mit Hurrageschrei,
Die Gnomen, Koboldchen und Zwerge, und mischen sich alle im schönsten Verein
Zur lustigen Tafel, zum tanzenden Reih'n, es hallen im Echo die Berge.

So schallet und hallet die Hochzeit am See, da wird es dem lieblichen Bräutchen so weh,
Sie kann nicht die Landluft ertragen; „eins" rufet die Glocke vom Kirchlein im Thal,
Und über der Geister unendliche Zahl die Wasser, die brausenden, schlagen.

August Schnetzler.

Digitized by Google

Der Fiſcher.

Es ſteht ein Fiſcher an dem See: „Verſchlinge mich und all mein Weh!
Mein Liebchen hat der Tod genommen, was ſoll mir noch das Leben frommen?“
Zum Sprunge iſt bereit er ſchon, da ruft es ihm mit Schmeichelton:
„Ja, komm zu mir, in meinen Armen ſollſt du zu neuer Lieb' erwarmen!“
Und auf dem Waſſer ſieht er klar, ein lichtes Mädchen, gold von Haar.
Sie winkt zu ſüßem Liebesglücke, er aber ſpringt entſetzt zurücke:
„Nein, dir gehört mein Herz allein, mein liebes totes Mägdelein!
Und lieber bleib ich auf der Erden, als dir im Waſſer untreu werden!'
Der Fiſcher eilt nach Hauſe fort; gar fromm und ſtille lebt er dort,
Und harrt geduldig ohne Klage, bis Gott ihn ſelbſt zur Liebſten trage.

Auguſt Schnetzler.

Die Geiſter am Mummelſee.

Vom Berge was kommt dort um Mitternacht ſpät, mit Fackeln ſo prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feſte noch geht? Mir klingen die Lieder ſo munter.
O nein! — So ſage, was mag es wohl ſein?

Das was du da ſieheſt, iſt Totengeleit, und was du da höreſt, ſind Klagen,
Dem König, dem Zauberer gilt es zu Leid, und Geiſter nur ſind's, die ihn tragen.
Ach wohl! — Sie ſingen ſo traurig und hohl!

Sie ſchweben hernieder ins Mummelſeethal, ſie haben den See ſchon betreten,
Sie rühren und netzen den Fuß nicht einmal, ſie ſchwirren in leiſen Gebeten:
O ſchau, — Am Sarge die glänzende Frau!

Jetzt öffnet der See das grünſpiegelnde Thor; gieb Achtung, nun tauchen ſie nieder!
Es ſchwebt eine lebende Treppe hervor, und — drunten ſchon ſummen die Lieder.
Hörſt du? — Sie ſingen ihn drunten zur Ruh!

Die Waſſer, wie lieblich ſie brennen und glüh'n! Sie ſpielen in grünlichem Feuer;
Es geiſten die Nebel am Ufer dahin, zum Meere verzieht ſich der Weiher.
Nur ſtill! — Ob dort ſich nichts rühren will?

Es zuckt in der Mitten — o Himmel! ach hilf! Ich glaube ſie nahen, ſie kommen!
Es orgelt im Rohr und es klirret im Schilf; nur hurtig die Flucht nur genommen!
Davon! — Sie wittern, ſie haſchen mich ſchon!

Eduard Mörike.

Der Hirte.

Es ſitzt ein Hirtenknab am Ufer dort und ſingt,
Daß in die Flut hinab die ſüße Stimme dringt.
Da ſteigt die ſchönſte Fee im Liliengewand
Wohl aus dem finſtern See zum Hirten an das Land.

Sie hat ihn bald berauſcht mit ſüßem Minneſpiel
Und täglich ward getauſcht der heißen Küſſe viel.
Doch pünktlich jedesmal verſank die holde Fee
Beim letzten Abendſtrahl hinunter in den See.

Einſt ſprach das ſchöne Weib: „Bleib ich einmal zu Haus,
O Freund ſo ruf bei Leib' nicht meinen Namen aus!
Sonſt muß ich ſterben gleich, du ſiehſt mich nimmermehr;
In dieſem Waſſerreich iſt das Geſetz gar ſchwer.

Schon mancher Tag verfloß dem Hirten an dem See,
Doch aus der Wellen Schoß ſtieg immer keine Fee.
Einſt in dem Abendglanz der arme Knabe ſaß
Und des Verbotes ganz in ſeinem Schmerz vergaß.

Digitized by Google

Er ruft voll Liebesglut den teuern Namen aus —
Da reget sich die Flut mit zischendem Gebraus.
Und aus der Tiefe gellt ein dumpfer Schmerzensschrei,
An das Gestade schwellt ein Strom von Blut herbei.

Es schwimmt zum Ufer da ein weißes Röslein her —
Kein Aug' auf Erden sah den Hirtenknaben mehr.

Einkehr.

Was peitschet und schnaubet und brüllt und kracht,
Und pfeifet und jauchzt durch die finstere Nacht?

Es rasseln die wütenden Jäger herbei
Mit schmetternden Hörnern, mit Hurrageschrei.

Und drunten im Wasser hält stille der Troß,
Da schwingt sich ein jeglicher Reiter vom Roß;

Es springen die Hunde hinab in die Flut
Und löschen des Durstes verzehrende Glut.

Rings lagern die Jäger im Kreise herum,
Es tönt aus der Tiefe das dumpfe Gebrumm.

Hell strahlet der Mond aus den Tannen hervor
Und teilet die Wolken und lüftet den Flor.

Da tauchen mildlächelnde Mädchen empor,
Aus plätschernden Wellen, aus säuselndem Rohr.

Hoch schwingen sie Kannen mit funkelndem Wein
Und schenken in silberne Becher ihn ein:

„Hier trinket ihr Herren, wir bringens euch zu!
Süß schmeckt auf der Jagd solch ein Schlückchen in Ruh!"

Aus trinken die Jäger: „Wir danken gar schön!
Nun gehts wieder frisch über Thäler und Höh'n."

Es peitschet und gellet und brüllt und kracht,
Es pfeifet und jauchzet und braust durch die Nacht.

Da tauchen die Nixen zurück in ihr Schloß
Und ferne verklinget der wütende Troß.

August Schnetzler.

Die Klosterruine zu Seebach.

Von des Lebens lauter Straße
Lag geschieden
Hier im Frieden
Eine heilige Oase.

Stille Wohnung frommer Nonnen
Stand im Schirme
Heil'ger Türme
An des Thales klarem Bronnen.

Bei des Glöckleins hellem Klange
Sie erschienen
Gott zu dienen
Mit Gebet und mit Gesange.

Einst doch weinte eine Nonne
Hier oft Thränen
Und ihr Sehnen
Wußten Zelle, Mond und Sonne.

Eine Taube kam geflogen,
Trug im Munde
Todeskunde
Dessen, dem sie war gewogen.

Trennungsweh zog hin den Lieben
Zu dem Heere —
Auf der Ehre
Feld ist er geblieben.

Und noch dacht er sterbend ihrer
Bitter leidend;
Klage meidend
Beugt sie sich dem Weltregierer.

Und ob ihres Ordens Pflege
Bald erblühte
Dem Gemüte
Ruh' im heiligen Gehege.

Digitized by Google

Der Zerstörung längst zum Raube
Ward die Halle
Und sie alle
Sind vermählet auch dem Staube.

Und der Epich am Gemäuer
Grünt noch immer,
Aber nimmer
Schlagt ihr Herz im Todesschleier.

Nur in sanften Maienlüften
Wehen linde
Noch als Winde
Seufzer aus den moos'gen Grüften.

Und im Gipfel alter Bäume
Flüstert leise
Noch die Weise
Ihres Lied's und ihrer Träume.

Friedrich Ernst.

44. Ottenhöfen.

Das rote Weibchen.

Von Furschenbach 15 Minuten weg gegen Ottenhöfen zieht sich die Thalstraße an einem Wäldchen hin, an dessen Ende wir einen Felsen gewahren, der „Schrofen" genannt. Diese Stelle ist im Volksmund durch allerlei Sagen und Spukgeschichten bekannt; besonders ist es das „rote Weibchen", welches oft in der Nacht den einsamen Wanderer irre führt, oder auch bis zu den Häusern des Dorfes begleitet, wo es dann plötzlich verschwindet.

Altes Kruzifix in Furschenbach.

Etwas weiter von genanntem Felsen, an der erhöhten Stelle, wo die Acher und die Straße zusammentreffen, erblicken wir inmitten dichten Gebüsches die kaum einen Meter hohen Ueberreste eines uralten Kruzifixes, dessen Bedeutung die Sage folgendermaßen erklärt: In früherer Zeit, da ein französisches Heer in der Ebene stand, kamen einst einige Ritter das Thal heraufgeritten, um die Gegend auszukundschaften. Um dem Feinde den Durchgang zu erschweren, hatte man sämtliche Brücken des Thales weggerissen, und da gerade Hochwasser war, so konnte der Fluß nicht mehr überschritten werden, nur an einer Stelle lagen noch zwei Baumstämme über die Acher. Zweien der Reiter gelang es jedoch, mit ihren geübten Pferden über den schmalen Steg zu reiten und weiter in das Thal vorzudringen; die Bauern desselben aber waren wachsam und zwei wohlgezielte Schüsse streckten die feindlichen Reiter zu Boden. Dieses Kruzifix schmückt nun ihr einsames Grab.

Das Bergweiblein.

Einer der Ritter, die auf der Burg Bosenstein bei Ottenhöfen hausten, hatte eine einzige Tochter, Ida mit Namen, erst 18 Jahre alt, ausnehmend schön, aber ebenso gut und fromm. Oft erging sie sich im nahen Walde, pflückte Blumen und Kräuter und lauschte dem fröhlichen Gezwitscher der Vögel. Da gesellte sich von Zeit zu Zeit ein kleines, graugekleidetes Weiblein zu ihr und hatte bald durch ihr freundliches Wesen und die wundervollen Geschichten, die es ihr erzählte, Idas volle Gunst gewonnen. Eines Tages brachte ihr das Weiblein einige Stücke gediegenen Goldes. „Da", sagte es, „will ich dir etwas schenken! Solch ein kostbares Spielzeug hat wohl kaum eine Königstochter aufzuweisen!" Ida freute sich herzlich über diese Kleinodien, und als sie nach Hause kam, eilte sie, dieselben ihrem Vater zu zeigen. Aber dieser Anblick weckte im Herzen des Ritters alsbald die

Digitized by Google

böse Begierde. Der Gedanke, das Waldweiblein müsse wohl im Besitze großer Vorräte solcher Kostbarkeiten sein, ließ ihm keine Ruhe mehr und seine Habsucht trieb ihn zu einem unseligen Entschlusse.

Am folgenden Tage spielte Ida wieder, wie gewöhnlich, in ihrem lieben Walde und auch die geheimnisvolle Gesellschafterin hatte sich wieder eingestellt. Da stürzten plötzlich etliche Knechte des Burgherrn aus dem Gebüsche hervor, wo sie gelauert hatten, ergriffen das Weiblein, des Flehens der zum Tod erschrockenen Ida nicht achtend, und schleppten es auf die Burg vor den Ritter von Bosenstein. Dieser fuhr sie mit rauhen Worten an, indem er auf das ihm von seiner Tochter überlassene Gold deutete.

„Woher hast du diese Stücke?" „Aus meiner Heimat", versetzte das Bergweiblein.

„Ihr müßt einen Ueberfluß von solchen Schätzen haben! Ich gebiete dir, mir längstens bis morgen um diese Zeit zehn Körbe voll davon zu bringen!"

„Ich bin nicht eure Leibeigene!" gab das Weiblein mit finsterem Blicke zurück. „Glaubt ja nicht, daß ich euch gehorchen werde."

„So will ich versuchen, ob dich eine Nacht in meinem Burgverließe nicht andern Sinnes werden läßt!" zürnte der Ritter.

„Gewiß zum Danke, daß ich eurem Töchterlein das Gold zum Spielzeuge gebracht habe?" kicherte das Weiblein höhnisch und ihre Worte klangen so unheimlich, daß den Burgherrn ein Grauen überlief; allein der Schimmer des Goldes überwältigte schnell jede bessere Regung in ihm und er befahl, die Alte in den Kerker zu werfen, wenn sie nicht augenblicklich dem Gebote Folge zu leisten verspreche.

In diesem Augenblicke kam Ida und beschwor ihren Vater unter Thränen, doch ja ihre Freundin zu schonen, die stets so liebreich gegen sie gewesen. Aber der habsüchtige Mann blieb ungerührt, sogar als sich sein Kind ihm zu Füßen warf und flehend seine Knice umschlang. Das Weiblein aber sagte: „Dieses Mägdlein ist euer guter Engel, Herr Ritter! Jetzt laßt mich abführen in den Turm!

Ida bestand darauf, mit dem Weiblein in das Verließ gesperrt zu werden, doch der harte Vater riß sie von demselben hinweg und die Alte wurde in den Turm geführt. Diesem Abend folgte eine furchtbare Nacht. Ein entsetzlicher Sturm erhob sich und schien die Burg in Trümmer stürzen zu wollen. Zwischen dem Rasseln des Donners und dem Heulen des Sturmes vernahm man allerlei seltsame Stimmen und gellende Hammerschläge. Als es endlich Morgen ward, kam ein Knecht zu dem Ritter mit der Meldung, die Gefangene sei durch ein Loch, das in den Turm gebrochen worden, entflohen. Jetzt wurde es dem Burgherrn doch bange; als aber eine Magd mit der Nachricht erschien, Ida's Bett sei leer und keine Spur von ihr zu finden, schlug er sich die Faust vor die Stirne und wütete über sich selbst.

Das ganze Burggesinde und alle Reisigen wurden aufgeboten, die Gegend ringsum zu durchstreifen, jedoch alles Forschen blieb vergebens und sie kehrten niedergeschlagenen Herzens wieder zurück. Der Ritter geriet in Verzweiflung, raufte sich das Haar und that Gelübde auf Gelübde, eine Kirche zu bauen, einen Teil seiner Güter dem Kloster zu schenken, ja selbst

Digitized by Google

nach Einsiedeln zu wallfahrten, wenn ihm nur seine Tochter wiedergegeben würde. Endlich brachte ein Holzhauer die Kunde, daß er das Fräulein auf einer Felsenklippe (Falkenschrofen), die noch niemand zu ersteigen vermochte, und die eine halbe Stunde vom Bosenstein im Walde lag, bei dem gespenstigen Weiblein sitzen gesehen habe. Unverzüglich machte sich der Ritter mit seinen Leuten nach dem angegebenen Orte auf. Als das Weiblein die Ankommenden erblickte, nahm sie rasch die Jungfrau bei der Hand und verschwand auf der Rückseite des Felsens. Der Ritter wähnte alles verloren, doch als er sich mit vieler Mühe einen Weg durch das Gestrüppe gebahnt, fand er hinter der Klippe zu seiner freudigsten Ueberraschung seine Tochter auf einer Moosbank am Felsen schlummern, und neben ihr zwei mit Laub überstreute hohe Körbe. Der Ritter wähnte sie mit Gold angefüllt; als er aber die Hülle aufdeckte, glänzten ihm Steinkohlen entgegen. Dabei lag ein Pergamentstreif mit den Worten: „Dem goldgierigen Ritter von Bosenstein!"

Der Gottschlägbach.

Vom Bosenstein gelangt man in das ruhige und friedliche Gottschlägthal; etwas tiefer durchfließt der Gottschlägbach murmelnd den schmalen Wiesengrund.

Das Wasser dieses Flüßchens gilt für besonders gesund und wurde in früheren Zeiten als Heilmittel gegen allerlei Gebrechen verwendet. Eine uralte Sage berichtet nämlich, daß alljährlich eine Riesenkröte sich im Wasser wälze, wodurch dasselbe seine Heilkraft erhält. Noch heute wird es gern zum Baden benützt.

Das Edelfrauengrab.

Dieses liegt in der Felsenschlucht der Gottschlägwasserfälle und ist eine Felsenhöhle, die von dem wildschäumenden Wasserfalle, der dicht daneben vorbeirast, bespült wird. In dem Brausen des wühlenden, stürzenden Wassers, dessen Tosen jedes Wort übertönt, gedenkt der Wanderer der grausigen Sage, die sich an diese Stelle knüpft:

Ritter Wolf von Bosenstein war als frommer Streiter zum hl. Lande gezogen und hatte sein stattliches Schloß seiner Gattin zur Obhut anvertraut. Diese jedoch vergaß bald Pflicht und eheliche Treue und lebte mit ihrem Liebhaber, dem Herrn von Falkenstein von Schloß Höllsteig in Saus und Braus. Da, bei einem Lustgelage naht sich ihr eine arme Bettlerin, umgeben von sieben halverhungerten Kindern, und flehte sie um ein Almosen an. Aber hartherzig weist die Schloßfrau die Arme zurück und verhöhnt sie ob ihres Kindersegens und droht, sie mit den Hunden vom Schlosse zu hetzen, wenn sie sich nicht schleunigst entferne. Wilde Verzweiflung erfaßte das unglückliche Weib und fliehend schleudert sie der Erbarmungslosen den Fluch zu: „Sieben Kinder sollst du auf einmal zur Welt bringen, so elende wie die, die du verhöhnst!" Und der furchtbare Fluch erfüllte sich. Sieben bleichen, kümmerlich aussehenden Knaben gab die Treulose das Leben. Ihre Schande zu verbergen, befiehlt sie ihrer Dienerin, die Neugeborenen in einen Sack zu stecken und im Dickenteiche zu ertränken. Zuerst widerstrebend, dann aber gehorsam, machte sich die Zofe auf den Weg. Am Teiche ange-

Digitized by Google

kommen, kommt ihr plötzlich der Herr von Bosenstein, vom Kreuzzuge heimkehrend, entgegengeritten. „Warum erbebst du?" fragte der Ritter, „und was enthält der Sack, den du auf den Schultern trägst?"

„Kleine Hunde" erwiderte sie ängstlich, „welche die Herrin mir befahl zu ertränken.

„Halt", sprach da der Graf, „ich will sehen, ob mir von der Rasse keiner gefällt." Er öffnete den Sack und sieht statt junger Hunde sieben neugeborene Knäblein. Durch Drohungen eingeschüchtert, gesteht da die Magd daß es Kinder seiner Gattin seien, die sie erst vor einigen Tagen geboren. Schmerzerfüllt schreit da der Graf von Bosenstein auf:

„Ist das die Treue, die sie mir am Altar gelobt, wehe ihr!" Der zitternden Dienerin gebietet er, in das Schloß zurückzukehren und der Herrin zu melden, ihr Auftrag sei pünktlich ausgeführt. Die Knaben aber ließ er durch edle Frauen auf der Burg Hohenfels im Elsaß, welche Eigentum der Herren von Bosenstein war, erziehen, wo sie besonders im Harfenspiel unterrichtet wurden.

Nach sieben Jahren veranstaltete der Herr von Bosenstein auf seinem Stammschlosse ein großes Fest. Gegen Ende desselben erschienen die auf seinen Befehl hergebrachten ärmlich gekleideten sieben Knaben, jeder eine Harfe in der Hand, auf der spielend sie um Almosen flehten. Da fragte einer der anwesenden Gäste, welcher in das Geheimnis des Burgherrn eingeweiht war, die jugendlichen Sänger, woher sie kämen, und wer ihre Eltern seien. Voller griffen da die Knaben in die Saiten, und tiefbewegt sangen sie von ihrer Mutter, die sie im zartesten Alter dem Flutentode preisgeben wollte. — Alle hatten dem rührenden Gesange gelauscht, und als er beendet war, fragte einer der Gäste: „Welche Strafe verdient wohl eine Mutter, die die eigenen Kinder ertränken will?"

„Die", ruft schnell die Frau von Bosenstein, „sollte bei einem Laibe Brot und einem Kruge Wasser lebendigen Leibes eingemauert werden!" „So sei's", donnerte ihr da der Herr von Bosenstein entgegen, „Dein eigenes Urteil hast Du gesprochen, und es soll an Dir vollzogen werden."

Zur furchtbaren Sühne für ihr zweifaches Verbrechen wurde nun die Edelfrau in einer, von tosendem Wasser bespülten Höhle lebendig begraben und noch heute erzählt sich das Volk, daß die Hirtenknaben von ihrem Geschrei gerührt, der Edelfrau Brot in die Höhle warfen, bis der so fürchterlich Rache übende Graf das Wasser hinleiten ließ, um sie von ihren schrecklichen Leiden zu erlösen. Seitdem wird die Stelle vom Volke Edelfrauengrab genannt.

Die Knaben aber nannte der Graf von nun an „Hund", welcher Name thatsächlich aus dieser Gegend herstammt.

7. Dreherschrofen,

mundartlich Dreiherschrofen genannt, liegt in nordöstlicher Richtung von Ottenhöfen. Dort ist eine Höhle, Dreherstube genannt. Dieselbe liegt zwischen dem Felsen und dem Berge, ist oben und an der schmalen Seite gegen Osten offen und hat ziemlich glatte, beinahe senkrechte Wände. Ihre Länge beträgt $7\frac{1}{2}$, die Breite $2\frac{1}{2}$ und ihre Höhe $2\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{2}$ Meter. Nach

Digitized by Google

Angabe älterer Leute, welche diese Erzählung von ihren Vorfahren ererbt haben, war es etwa im 9. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, als ein fremder Mann, der sich auf die Dreherei verstand, sich in dieser Höhle wohnlich einrichtete. Er verfertigte unter anderm den Bauernweibern schöne Spinnräder und Haspeln, und die Nachbarn kamen oft zu ihm in die Stube, wo er ihnen seltsame Geschichten erzählte. Obgleich er nie über seine Vergangenheit sprach, so vermutete man von ihm, daß er höheren Standes und ein Flüchtling aus den damaligen Kriegszeiten sei. Zwei Jahre ungefähr wohnte der seltsame Gast in dieser Höhle, ohne daß man später je wieder etwas von ihm gehört hätte. Seitdem heißt der Felsen Dreherschrofen.

45. Kappelrodeck.

Der Ritter von Rodeck.

Nun soll es erklingen das lustige Spiel vom Zwerg in dem Schlosse zu Rodeck!
Einst nahmens die Bauern im Krieg zum Ziel, da faßte den Grafen ein Todesschreck.
Die Freunde, die besten, die waren entflohn; die Knechte, verschmähend den verheißenen Lohn,
Gehn über zum Bunde der Verschworenen. Schon zählt er sich zu den Verlorenen.

Der Treuste von allen, ein drolliger Wicht, kaum maß er drei Fuß bis zum Schopfe
Mit rötlichem Barte, mit Runzelgesicht und mächtigem Höcker und Kopfe;
Der trat nun in rasselndem Harnisch und Helm, mit sporenumklirrten Kanonen, der Schelm,
Gar fein salutierend zum Ritter: „Was grämt ihr und härmt euch so bitter?“

Vertraut mir Gebieter, ich habe euch Dank, daß einst ihr mich wiegtet im Holzschuh,
Wo gütlich bewirtet mit Speise und Trank ich pflegte vergnüglich und stolze Ruh.
Längst bin ich entwachsen der Schaukel, ein Held! ja glaubt nur, ich tummle mich tapfer im Feld:
Ameis' im Galopp zu reiten, Menestratus lehrt' mich vor Zeiten.

Wie damals auf Spinnengeweben, fürwahr, so künstlich zu tanzen wag' ich;
Wie Marculus, traun, mit dem Kopfe sogar Sonnenstäubchen zu spießen, vermag ich.
Kurz, gebt mir, ich bitte, die Burg da in Hut, brav wird sie verteidigt, da steh ich euch gut!
O säumt nicht, es wälzt sich im Trotte thaleinwärts die feindliche Rotte.

„Was fabelst Du närrischer knirpsiger Daus?“ kopfschüttelt der Ritter von Rodeck;
„Du wolltest bestehen mit dem Feinde den Strauß, auffordern zur Rache den Tod keck?“
„Das will ich, drum bin ich in Eisen und Stahl! jetzt macht aus dem Staub Euch mit! Kind und Gemahl.
Dies Zweiglein an felsiger Stelle erschließt Euch die wohnlichste Zelle.“

Der Graf mit den Seinen ergreifet die Flucht — dumpf wirbeln die Trommeln von der Ferne
Durch heimliche Gänge zur felsigen Schlucht gelangt er im Schimmer der Sterne.
Kaum hat er berührt mit dem Zweig das Gestein, so ladet ein Zaubergewölbe sie ein
Zu lecker bereitetem Mahle, da funkelt der Wein im Pokale.

Wie schmauchet und zechet das Gräflein mit Lust! er fragt nicht, bei wem er zu Gaste;
Ihm schmiegt sich sein jugendlich Weib an die Brust, im strahlenden Gnomenpalaste.
Die Kinder sie jubeln, o selige Nacht, so sind sie entschlafen, so sind sie erwacht
Derweil vor dem stürmischen Trosse sich rüstet der Zwerg auf dem Schlosse.

Rings füllt er mit Wasser die Gräben sofort, aufzieht er die wuchtige Brücke;
Den Breschbatterien der Bauern zum Trotz, hoch pflanzt auf dem Wall er die Stücke.
Der Ruf; „Es ergebe die Burg sich,“ ertönt, drauf schallendes Gelächter, man glaubt sich verhöhnt
Argwöhnet verderbliche Kriegslist, im Trotz, der sicher des Sieg's ist.

Zur That befeuert der Führer die Schar, es schmettern die Hörner zum Sturme.
Nun krachen die Böller, es wächst die Gefahr — da sieh! auf der Warte vom Turme
Stolzieret in rasselndem Harnisch und Helm, mit sporenumklirrten Kanonen der Schelm
Aufschlagend entsetzliche Lache, dem Feind ist unheimlich die Sache.

Digitized by Google

Und schwellender gellt sein Gelächter zu Thal und gellender schwillts in die Runde
Da hallt's wie Drommeten und Trommeln zumal, als Echo vom waldigen Grunde.
Wie macht so ein Türmer die Bauern verdutzt! flugs haben die Stürmer die Platte geputzt
Bergunter die Kreuz die Quere, aus Angst vor dem schwäbischen Heere.

So blieb nun verschont vor gefürchtetem Troß die Burg in dem Kriegesgewitter.
Gekehrt aus dem Berge der Graf in sein Schloß, schlug dankbar das Zwerglein zum Ritter.
Das hat mit dem Rat ihm, dem klugen, bedacht: zwar hab ich die Bauern von hinnen
Nun aber ist's Eure Sache, daß dauernder Friede Euch lache! [gelacht,

Drum stillet die Klagen der Armen im Land, befreit sie vom Joch dem verhaßten;
Regiert nicht, wie andere mit eisiger Hand; vermindert die Fronden und Lasten!
So that er, und Segen erfüllet sein Haus, oft kam das Gezwerge vom Berge zum Schmaus
Bei Met und gewürzigem Brotweck — hei, ging es hoch her auf Rodeck.

46. Oberachern.

1. Eine Marienstatue steht am Weg zur Antoniuskapelle, von der die Sage folgendes erzählt: Vor Zeiten wurde hier sehr viel Hanf gepflanzt und nach Holland verkauft. In dem Gebäude gegenüber dem Gasthaus zum Rössel war der Lagerraum. An Samstagen wurde der Hanf verwogen und ausbezahlt. Da gab es manchmal ausgelassene Trinkgelage. Bei einem solchen soll ein hiesiger Bürger, Peter Beck, ein Kalb in die Wirtsstube gebracht und an eine hölzerne Säule bei dem Tische der Zecher angebunden haben. Darauf habe er von dem lebenden Kalbe Fleisch abgeschnitten und dasselbe braten lassen. Das gemarterte Kalb blieb nahe an dem Tische angebunden, bis der Braten verzehrt war. Für diese empörende Grausamkeit wurde Beck exkommuniziert. Um wieder in die Kirche aufgenommen zu werden, reiste er nach Rom und nahm den Bürger Kleinhans als Begleiter mit. Auf der Reise ging es den Beiden schlecht, das Geld wurde ihnen gestohlen, und sie mußten sich mit Betteln durchbringen, ja häufig in Kranken- und Siechenhäusern übernachten. Beck wurde wegen seiner Reue vom Papste begnadigt und die Exkommunikation unter der Bedingung aufgehoben, daß Beck in seinem Heimatsorte an einem gangbaren Wege einen Bildstock aufstelle. Bei der Rückkehr der Pilger wurde hier mit allen Glocken geläutet. Beck beeilte sich nun, das Bild am Antoniuswege aufzustellen. Am Sockel sind die Buchstaben P. B. und die Jahrzahl 1745 vorhanden.

2. Wilder Jäger heißt hier ewiger Jäger. Die ewige Jagd wurde zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gehört. Die Leute sagen so: Es war vor langer Zeit ein Jäger, der die Jagd so leidenschaftlich liebte, daß er den gottvergessenen Ausspruch that, er wolle gern auf den Himmel verzichten, wenn er nur ewig jagen könnte. Diesem Jäger träumte einst, ein Eber habe ihm mit den Hauern die Eingeweide herausgerissen. Als er am andern Morgen auf die Jagd ging, begegnete ihm bald ein mächtiger Eber, den er erlegte und nun triumphierend ausrief: „Nun reißest du mir die Gedärme nicht mehr entzwei!" Sodann hieb er dem Tiere den Kopf ab und wollte diesen an einen Baumast aufhängen. In der Höhe entglitt der Kopf dem Jäger aus der Hand und im Herabfallen schlitzten die Hauer den Bauch des Jägers auf; er starb. Für seinen gottlosen Ausspruch muß der Jäger nach seinem Tode noch jagen, darum hört man manchmal in der Luft das Toben einer wilden Jagd.

Digitized by Google

3. In der Hirschenmühle hier sollen vor vielen, vielen Jahren jede Nacht 10 Seewieble (Nixen aus dem Mummelsee) gekommen sein. Diese haben Garn gesponnen, Brot gebacken, das Vieh gefüttert, den Rahm gebuttert, die Stube gekehrt, so daß die Leute beim Erwachen alle Arbeit gethan fanden. Niemand wollte sie gesehen haben; nur ein Knecht behauptete, daß dieselben elende, zerrissene und zerlumpte Kleider getragen hätten. Um sich dankbar zu bezeigen, legte man ihnen neue Kleider hin; aber von da an kamen sie nicht wieder.

4. Das Dorftier. Die jetzigen Einwohner hörten von ihren Vorfahren erzählen, daß bis vor etwa 100 Jahren in mancher Nacht das „Dorftier" gesehen worden sei. Es war dies eine menschliche Gestalt ohne Kopf. Dasselbe lief das Dorf auf und ab, setzte sich auch manchmal auf das Steingeländer einer Brücke und verschwand plötzlich. Regelmäßige Erscheinung desselben gab es nicht; auch wurde nie gehört, daß Jemand durch dasselbe geschädigt worden wäre; aber die Leute fürchteten sich doch, bei Nacht auszugehen.

5. Von dem Eichelgarten, einem früheren Eichenwalde östlich der Antoniuskapelle, werden verschiedene Sagen erzählt.

Wer nachts durch diesen Wald ging, dem erschienen Lichter (Irrlichter), die sich hin und her bewegten. Wer denselben nachging, verlor den Weg und es dauerte mehrere Stunden, bis er den Heimweg wieder fand. In diesem Walde wuchs ein Kräutlein, die Leute nannten es Irrkraut. Wer auf dieses trat, lief irre. So erst noch vor etlichen Jahren ein hiesiger Mann, der fort und fort lief, und erst in Ottersweier, zwei Stunden von Oberachern, sich wieder zurechtfand.

Ein hiesiger Mann lief abends spät durch den Wald im Eichelgarten. Da sah er eine große Strecke weit Holzspäne von verschiedener Größe zerstreut am Wege liegen. Sie kamen ihm etwas sonderbar vor und aus Neugierde steckte er vier der kleinsten Späne ein. Als er sie zu Hause besehen wollte, waren es vier neue Sechsbätzner. Schnell eilte der Mann wieder in den Wald zurück, aber er fand nichts mehr. Nun reute es ihn, daß er nicht mehr Späne und keine von den größern eingesteckt hatte.

Oestlich des Eichelgartenwaldes suchte ein Mädchen Tannenzapfen. Da sah es auf einmal eine herrliche, prachtvoll glänzende Monstranz aus der Erde aufsteigen, einige Zeit über der Erde schweben und dann wieder langsam versinken. An jener Stelle soll ein Kloster untergegangen sein.

6. Vom weißen Kreuz. An der Straße zwischen hier und Achern, an der Gemarkungsgrenze, steht ein steinernes Kreuz, das „weiße Kreuz" genannt. Hier erscheine um Mitternacht ein Mädchen in Schwabentracht, welches den Wanderern den Durchgang verwehrt. — Andere behaupten, es erscheine ein großer, schwarzer Pudel, der niemanden diesen Weg passieren lasse. — Vom gleichen Platz wird ferner erzählt:

Früher war dort nur ein Fußweg. Um das Jahr 1800 ging ein hiesiger Mann auf den Markt nach Achern. Er hielt sich in der „Sonne" daselbst sehr lange auf. Beim Fortgehen nahm er noch einen Krug Wein für seine Familie mit. Bei dem weißen Kreuz saß auf dem Wege eine Gestalt in hellstrahlendem Licht. Der Mann bat, ihn passieren zu lassen und ihm zu leuchten. Der Geist schwebte leuchtend vor dem Manne her bis zu dessen Behausung. Allda bedankte sich der Mann und bot dem Geiste

Digitized by Google

den Weinkrug zum Trinken an; der Geist aber verschwand plötzlich. Der Mann begab sich mit dem Weinkrug in die Stube, woselbst vier Töchter spannen und viele Lichtgänger sich durch Erzählen unterhielten. Hier reichte er allen Anwesenden den Krug zum Trinken und dieser machte so oft die Runde, daß er schon mehrmals hätte leer sein müssen. Als aber jemand von den Anwesenden sagte: „In diesem Kruge ist der Segen Gottes", war er plötzlich leer.

7. Vom Christopheln. Bei der Heuschmiedmühle, bei den Lärmstangen und bei dem Bildstöckle am Ende der Schwarzgasse, stecken mächtige Schätze in der Erde, welche nur der zu heben vermag, der das Christophelsgebet kann. Dieses Christopheln ist schon versucht worden und man sieht bei den Lärmstangen und beim Bildstöckle die Spuren ganz bedeutender Umgrabungen.

47. Obersasbach.

Entstehung des Erlenbades.

Ein junger Wanderer kam auf seiner Reise durch das Gebirge auch zum Mummelsee. Am Ufer sah er eine Nixe, die bald zu ihm hinkam. Von ihrer Schönheit bezaubert, blieb er mehrere Stunden bei ihr. Bei seinem Scheiden gab sie ihm drei scheinbar wertlose Steine, die sie vom Grunde des Sees herauf geholt hatte. Er nahm sie zu sich, warf dieselben aber später nach und nach gleichgiltig weg. Ueberall aber, wo einer dieser Steine hinfiel, sprudelte eine warme Quelle hervor, und zwar die erste an Stelle des Erlenbades, die zweite in Hub und die dritte in Baden.

Das Brigittenschloß.

Wendet man den Blick nach Osten, so erblickt man in gewaltiger Höhe über dem Thale die Ueberreste des Brigittenschlosses. Es muß gewiß das Staunen jedes Beschauers erregen, wie es möglich war, ehemals in dieser ungangbaren Wildnis einen so gewaltigen Bau aufführen zu können. Die Sage aber zeigt, wie mit Geistesschnelligkeit das Schloß entstand.

In uralter Zeit soll an der Grenze von Obersasbach bei dem nahen Aubach ein Schloß gestanden haben, welches eine greuliche Hexe mit Namen Brigitta bewohnte. In teuflischer Bosheit schickte sie im Sommer über die Gegend schwere Gewitter mit Wolkenbrüchen und Hagel; auch noch viel anderes Unheil richtete sie an. Vergebens baten die Bewohner um Schonung. Da zogen sie einmal, geführt von dem Kaplan von Sasbach, in Prozession mit Kreuz, Fahnen und Weihwasser vor das Schloß, beteten und flehten um Gnade, welche ihnen aber nicht zuteil wurde. Die Zugbrücke fanden die Bauern aufgezogen und auf den Zinnen des Schlosses tanzten affenähnliche Männlein hin und her. Schon wollten die Bauern von ihrem Vorhaben, sich zu rächen, abstehen; allein der Geistliche ermutigte sie und erklärte alles für teufliches Blendwerk. Als nun die Belagerer sich zum Sturme anschickten, erschienen auf dem Turm der Burg drei blaue Flämmchen und Frau Brigitta mit einem Zauberstabe. Auf eine von ihr gesprochene Zauberformel hin riß sich die Burg aus der Erde los und schwebte auf die höchste Spitze des Berges. Die Drohung der Burgfrau, die Wohnungen der Bauern

Digitized by Google

durch die Lüfte forttragen und in den Rhein oder Bodensee versenken zu lassen, trieb die Bauern in die Flucht.

Lange Zeit wagte niemand mehr den Berg zu ersteigen und sich der Burg zu nähern. Sechzig Jahre später verirrte sich ein Mädchen, das Erdbeeren sammelte, bis vor den Eingang der Burg. Da sieht es eine schwarz gekleidete Frau, die ihm mit einem goldenen Schlüssel winkt, daß es mit ihr gehe. Das Mädchen aber rannte mit einem Schreckensgeschrei den Berg hinab. Bald darauf zerfiel die Burg und als einige Jäger es einmal wagten, in die Ruine einzudringen, fanden sie nichts als einen Haufen menschlicher Gebeine und Scharen von Eulen und Fledermäusen.

Das Hirschkreuz.

Diese Sage führt uns an die Straße, die nach Lauf zieht. Daselbst steht ein steinernes Kreuz. Am Fuße desselben ist ein Hirsch mit einem Manne auf dem Rücken abgebildet. Die Sage weiß hierüber folgendes zu berichten:

Ein Bauer tötete einen Hirsch, der ihm stets auf seine Felder ging und die Saaten zerstörte. Dies wurde dem Ritter des nahen Schlosses angezeigt. Furchtbar war dessen Zorn über den Bauersmann. Er ließ denselben kommen und auf einen Hirsch binden, den er in die Wildnis jagte. Geängstigt sprang das Tier wie toll davon, seine Last auf dem Rücken tragend. Von Aesten und Dornen wurde der Arme zerfleischt und zerrissen. Zur Strafe hierfür sollte aber auch der Ritter im Grabe keine Ruhe finden. Heute noch streift er nachts durch die Wälder, und um Mitternacht sieht man ihn in der Nähe des Kreuzes gehen, wo er sich seiner verruchten That immer wieder erinnern muß.

48. Reuchen.

Abgesehen von den Spinnstubenmärchen, von dem feurigen Reiter zwischen Wald und Reuch, von feurigen Männlein, die nächtlich den Wanderer erschrecken, vom „Schwobe-Maidle", das nachts am Galgenberg und am Anzenbach spazieren geht, von verborgenen Schätzen im alten Schloß, von einem Kloster, das versunken, ist da, wo die Mergelgrube sich befindet, eine Sage verbreitet:

Die weißen Blumen.

Im Jahre 1832 wurde auf der Wiese an der Reuch ein Mann enthauptet mit Namen Anton Graf. Er sollte einen andern im Streite erstochen haben. Der Verurteilte beschwor seine Unschuld noch auf der Richtstätte: „So wahr hier nach meinem Tode weiße Blumen wachsen, bin ich unschuldig". Wenige Minuten nach seiner Hinrichtung brachte ein Bote seine Begnadigung. Die Leute sehen hierin den Grund, warum im Herbst die Wiese im weißrötlichen Schmucke der Herbstzeitlose prangt.

49. Hasbach.

Entstehung der Dreifaltigkeitskirche.

Nach einer vorhandenen Sage soll die Dreifaltigkeitskirche, die bis 1840 beim Lindenhaus stand, folgendermaßen entstanden sein:

Digitized by Google

Vor ungefähr 400 Jahren war diese Gegend noch ganz einsam und unbebaut. Im Sommer trieben Hirten ihre Herden auf die Weide. Eines Tages flog ein Vögelein über die Weide, welches ein Blatt Papier im Schnabel hatte. Beim Anblick der Kinder ließ es das Blatt fallen. Die Kinder hoben es auf und waren hocherfreut; denn auf dem Blatte war Gott der Vater mit der Weltkugel, Gott der Sohn mit dem Szepter und Gott der hl. Geist in Gestalt einer Taube dargestellt. Die Knaben hefteten das Bild an einen Baum, zierten es mit Blumen und Kränzen und beteten täglich dabei. Im Laufe der Zeit mehrte sich die Zahl der Besucher. Es wurde später eine Kapelle und eine große Kirche für die Wallfahrer erbaut.

50. Hasbachwalden.

Brigitta von Hohenrod.

Auch von einer guten Brigitta weiß die Sage zu erzählen. Brigitta war ihrem Gemahl zu fromm und verschenkte ihm zu viel an die Armen; deshalb verstieß er sie. Sie flüchtete in ihr Schloß nach Diersburg, wo sie sich verborgen hielt. Als ihr Gemahl glaubte, sie sei gestorben, wollte er sich wieder vermählen. Aber am Hochzeitstage erschien plötzlich die totgeglaubte Gattin, und die ganze Hochzeitsgesellschaft stob auseinander. Der Edelmann versöhnte sich wieder mit seiner Gattin, und sie lebten noch längere Zeit glücklich und zufrieden miteinander. Nach dem Tode ihres Gemahls widmete sie sich ganz der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit. Sie war bei allem Volke hochgeachtet und wurde nach ihrem Tode als Heilige verehrt.

Dieser Sagenstoff wurde auch von Friedrich Otte in drei Romanzen dargestellt.

„Brigitta von Hohenrod", Gedicht von Georg Rapp, hat folgenden Inhalt: Der Burgherr von Hohenrod wird seiner tugendhaften Gemahlin untreu und stößt sie in der Wut nieder; doch lebt dieselbe als Einsiedlerin im Walde weiter. Der Ritter irrt ruhelos umher. Sein Schloß wird zerstört; er kann nirgends den begehrten Tod finden. Endlich stirbt er in der Zelle seiner versöhnten Gattin.

Vom alten Gott.

Ueber die Entstehung des Bildstöckchens am „alten Gott" berichtet die Sage: Nach dem dreißigjährigen Kriege war die Gegend so entvölkert, daß man stundenweit keinen Menschen mehr antraf. Da kam ein junger Mann und suchte sich eine Lebensgefährtin. Nach langer Wanderung traf er auf einem Hügel mit einem Mädchen zusammen, bei dessen Anblick er ausrief: „Der alte Gott lebt noch!" Sie kamen miteinander überein, sich zu heiraten und ließen sich in der Gegend häuslich nieder. Auf dem Platze ihres ersten Zusammentreffens aber ließen sie zum Andenken ein Bildstöckchen errichten mit der Inschrift: „Der alte Gott lebt noch!" Seit der Zeit heißt dieser Platz „am alten Gott". Das Bildstöckchen wurde immer wieder erneuert, und so steht auch heute noch ein solches mit obiger Inschrift auf der genannten Stelle.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

26263.62
Trachten, sitten, brauche, und sag
Widener Library 003325291
3 2044 089 078 125

Digitized by Google